DER SPIEGEL

C 7007 C
Nr. 5
42. Jahrgang · DM 4,–
1. Februar 1988

Liedermacher Krawczyk

DDR-Jugend

Rebellion hinter der Mauer

Fall Waldheim

Der Beweis

HAUSMITTEILUNG

Datum: 1. Februar 1988 Betr.: DDR

Ralf Hirsch sei verschwunden, hatte Ulrich Schwarz, DDR-Korrespondent des SPIEGEL, am vergangenen Montagmorgen von Bekannten in Ost-Berlin gehört. Vom SPIEGEL-Büro, Leninallee 175, fuhr er zur Wohnung des jungen Bürgerrechtlers, Leninallee 38. Gegen zehn Uhr klingelte er an der Haustür, an den Fenstern waren die Jalousien heruntergelassen.

Es öffnete ein älterer Mann. Auf die Frage nach Hirsch verlangte er, Schwarz' Ausweis zu sehen. Schwarz seinerseits fragte nach dem Ausweis des Unbekannten. Der wies sich als Kriminalbeamter aus, nahm den Paß des SPIEGEL-Manns an sich, verschwand im Haus, kam mit dem Paß zurück und erklärte „durchaus höflich" (Schwarz): „Sie können Herrn Hirsch jetzt nicht sprechen."

Schwarz blieb auf Posten. Er beobachtete, wie sich ein Auto, Marke Lada, der Hirsch-Wohnung näherte, abdrehte (Zeugen unerwünscht?), schließlich wieder vorfuhr. Um 10.30 Uhr dann konnte er mit ansehen, wie vier kräftige Männer den schmächtigen Ralf Hirsch aus dem Haus eskortierten, in den Lada verfrachteten und mit ihm wegfuhren.

Unmittelbare DDR-Erfahrungen hat Schwarz schon seit 1976 gesammelt – in zwei Etappen. Die erste endete 1978, als die DDR das Ost-Berliner SPIEGEL-Büro wegen der Veröffentlichung eines „Manifests" regimekritischer SED-Funktionäre zusperrte. Sieben Jahre blieb das deutsche Nachrichten-Magazin aus dem anderen Deutschland ausgeschlossen. An ausreichender Berichterstattung auch über heikle DDR-Interna war das „Nicht-Organ" (so ein DDR-Offizieller über den SPIEGEL) dennoch nicht zu hindern. 1985 wurde das Ost-Berliner Büro wiedereröffnet, neuer Korrespondent wurde der alte.



Schwarz in Ost-Berlin (vor Honeckers Amtssitz)

Schwarz schrieb den SPIEGEL-Titel dieser Woche über die neue Rebellion hinter der Mauer. Als Extras sind Texte des verhafteten Liedermachers Stephan Krawczyk und Auszüge aus einem Protestbrief der ebenfalls verhafteten Malerin Bärbel Bohley an Erich Honecker zu lesen (SPIEGEL-Titel „O Gott, laß ihre Politik scheitern", Seite 18).

IN DIESEM HEFT

Industriebosse kritisieren den Kanzler — Seite 27

In der Christen-Partei und in den Chefetagen der deutschen Industrie wächst die Kritik am Bundeskanzler. Helmut Kohl regiere selbstherrlich und verspiele die Kompetenz der Union in Wirtschafts- und Finanzfragen. Ein Verbandspräsident: „Da kann man nur den Kopf schütteln."

Guernica: „Legende von links" — Seite 50



Picasso-Gemälde „Guernica"

Pforzheims CDU paßt eine geplante Städtepartnerschaft mit Guernica nicht: Der deutsche Terrorangriff der „Legion Condor" sei eine „Legende von links". Erst unter öffentlichem Druck signalisierte die Union Ende letzter Woche ihr Entgegenkommen, sich mit der Basken-Stadt zu verbrüdern.

Die Bundesbank wehrt sich — Seite 31

Die Bundesbanker, bei den Bürgern als Garant der Mark-Stabilität hochgeschätzt, kämpfen um ihre Selbständigkeit: Hat die Autonomie der deutschen Notenbank in einem wirtschaftlich geeinten Europa Bestand?

Das Ende eines Bankiers — Seite 104

Ludwig Huber, klerikal-barockes Multitalent der Christlich-Sozialen Union, ist über eine Brathendl-Affäre gestolpert. Weil er private und geschäftliche Interessen vermischt hat, mußte er als Landesbank-Chef abdanken.

Methadon als Staatsdroge — Seite 82



Scherf, Heinemann beim SPIEGEL-Streitgespräch mit Redakteuren Ariane Barth, Uentzelmann

Verringert Methadon für Fixer und HIV-infizierte Prostituierte die Aids-Gefahr, oder wird dadurch nur die „geile Männergesellschaft abgesegnet"? NRW-Gesundheitsminister Heinemann (SPD) gibt Süchtigen die Ersatzdroge Methadon, Bremens Bürgermeister Scherf (SPD) will sie grundsätzlich verweigern.

Armes Österreich

Seiten 116, 118

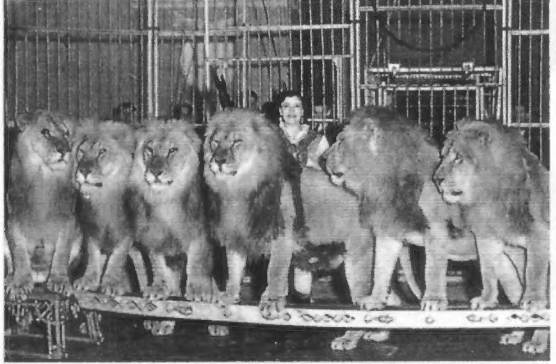
Erstmals gab Kurt Waldheim zu, seine Vergangenheit beschönigt zu haben – freilich sei das im „Nachkriegsösterreich gang und gäbe gewesen". Ein Dokument stempelt ihn jetzt zum Mittäter von Kriegsverbrechen. Der Fall Waldheim ist nur einer der Skandale in der „Republik der Gauner" (Wiens „Kurier"). Politisch genauso brisant: der Fall „Lucona".



Waldheim

Das süße Leben der Breschnew-Tochter

Seite 135



Dompteuse Bugrimowa

Einbrecher stahlen in Moskau die Edelsteine der Dompteuse Bugrimowa – und lösten damit 1982 eine Staatsaffäre um Breschnews Tochter Galina aus. Ihr Mann, Vize-Innenminister Tschurbanow, wurde vor einem Jahr verhaftet und kommt jetzt vor Gericht. Den Hintergrund beschreibt Dissident Roy Medwedew.

König Hussein: Angst vor einer Katastrophe

S. 125

Die Revolte der Palästinenser werde „noch blutiger", die Region stürze in die Katastrophe, wenn es nicht bald eine friedliche Lösung gibt – düstere Prognose des jordanischen Königs Hussein in einem SPIEGEL-Gespräch.

Prophet des nuklearen Weltuntergangs

Seite 176

Als „Vorgriff auf die Realität des späten 20. Jahrhunderts" würdigt der Schriftsteller Ulrich Horstmann die Philosophie Schopenhauers: Der radikale Pessimist ist für Horstmann Prophet einer „nuklearen Apokalypse".

Blick in Prominentenbetten

Seite 214

Italiens Gesellschaft genießt den Blick in Prominentenbetten: In ihrem autobiographischen Roman „Georgette" plaudert Carmen Moravia freimütig ihre Liebschaften aus. Offenbar kein Problem für Ehemann und Dichter Alberto Moravia, denn: „Die erotische Kapazität einer Frau übertrifft die des Mannes bei weitem."



Carmen Moravia

DER SPIEGEL (USPS 154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is $ 230,00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: send address changes to: DER SPIEGEL, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632.

Ein weltweiter Klein-Anzeigen-Markt in der International Herald Tribune

<u>INTERNATIONALER KLEINANZEIGENTEIL</u>
erscheint täglich. Mit Anzeigen für einige der exklusivsten Produkte der Welt, für Immobilien, zahlreiche Dienstleistungen und vieles andere mehr.

INTERNATIONALE RUBRIKEN:

<u>INTERNATIONALE STELLENANGEBOTE</u>
erscheinen jeden Donnerstag. Wenn Sie eine Führungskraft mit Auslandserfahrung suchen, ist dies der richtige Platz für Sie.

<u>INTERNATIONALER IMMOBILIENTEIL</u>
erscheint jeden Freitag und enthält Anzeigen für hochwertige private und gewerbliche Immobilien aus der ganzen Welt.

<u>INTERNATIONALER KUNSTMARKT</u>
erscheint jeden Samstag mit erstklassigem redaktionellen Umfeld für Anzeigen von Galerien, Kunst- und Auktionshäusern.

<u>INTERNATIONALES SCHULEN- UND LEHRVERZEICHNIS</u>
erscheint jeden Samstag mit Anzeigen führender Schulen und Universitäten vorwiegend aus Europa.



Nutzen auch Sie die erfolgreichen Kleinanzeigen in der IHT

INTERNATIONAL Herald Tribune
Published With The New York Times and The Washington Post

Friedrichstraße 15, 6000 Frankfurt/Main 1.
Tel.: (069) 72 67 55. Telex: 41 67 21. Fax: (069) 72 73 10.

BRIEFE

Absolut das Grellste!

(Nr. 2/1988, SPIEGEL-Titel: Der Atommüll-Schwindel; SPIEGEL-Gespräch mit Umweltminister Klaus Töpfer und Nr. 3/1988, SPIEGEL-Titel: Nukem – Außer Kontrolle)

So, wie es jetzt gelaufen ist, hätte man den Atommüll auch gleich der Müllabfuhr überlassen können.

San Juan (Puerto Rico) MICHAEL APP

Der billige Atomstrom ist der größte Ego-Trip seit Adam und Eva. Schluß jetzt!

Hamburg E. HOLTMANN

Die Männer an der Spitze unseres Atomstaats scheuen echt kein Risiko, um uns mit Strom zu versorgen. Töpfer will jetzt schon die „Wahrheit" suchen, „auch auf die Gefahr hin, daß wir sie finden". Den Typ würde ich zum Philosophie-Minister machen, das wär absolut das Grellste!

Berlin LUTZ BERTHOLD

Nicht einen Töpfer, einen Köpfer brauchen wir, der dem Atomgoliath den Kopf abschlägt.

Bonn MICHAEL D. DÜLLMANN

Man braucht unserer Erde wohl nur noch eine riesige Lunte zu verpassen und dann Wetten darauf abzuschließen, wann die schöne blaue Kugel explodiert. Wenn ich daran denke, daß mir vor fünf Wochen ein Sohn geschenkt worden ist, kriege ich Schuldgefühle.

Prien (Bayern) KURT SCHUBERT

Hoch lebe die staatliche Überwachung! Aber es wäre ja mit dem Zimmermann-Rechts-Staat unvereinbar, wenn Atommüllfässern ähnlich hartnäckig und gewissenhaft nachgegangen würde wie etwa Volkszählungsgegnern.

Ditzingen (Bad.-Württ.) HANS BLÖCHLE

Das Eröffnen einer Stehbier-Kneipe ohne den schlüssigen Nachweis einer „Entsorgung" wäre in diesem unserem Lande unmöglich. Im Falle eines Kernreaktors ist man offensichtlich etwas großzügiger! Ein Hoch auf die deutschen Standards!

Mannheim GEORG KELCH

Wir haben gegen das Aufsperren von Zwentendorf gestimmt, der damalige Bundeskanzler Kreisky ist zurückgetreten, er hatte Charakter oder vielleicht keinen Hintern zum Aussitzen. Anderwärts allerdings sind die Männer mutiger, ist die Wirtschaft größer und der Hintern breiter.

Wien HEINER FÜRST

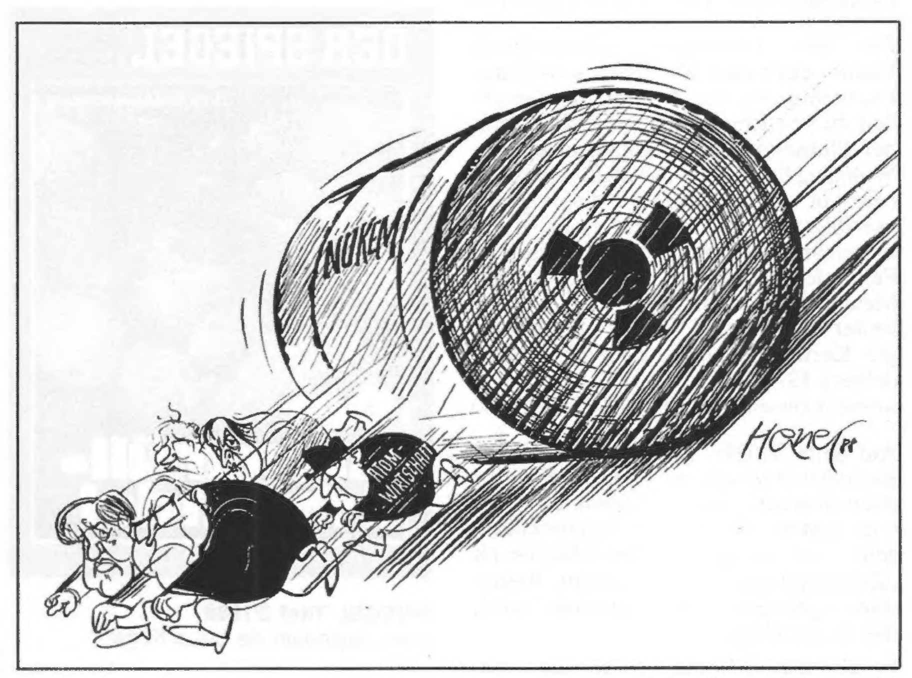
Warnungen solcher Menschenfreunde wie Erhard Eppler und Robert Jungk und gewissensgeplagter Wissenschaftler wie Atomaussteiger Klaus Traube wurden jahrzehntelang belächelt. Diese stellen sich jetzt jedoch als die wahren Realisten und Vernünftigen heraus.

Fuldatal ROLAND LEISTER

Selbstmord des Atoms? In diesem unserem Lande? – Da lachen ja die radioaktiv verseuchten Hühner!

Düren KONRAD ROTH

Satte 80 (!!) Prozent aller Bundesbürger sind gegen die Atomenergie. Dennoch



Rheinischer Merkur/Christ und Welt

verkündet Herr Professor Dr. Töpfer unverdrossen, der Ausstieg sei politisch „nicht durchsetzbar". Soll das ein Witz sein oder was?! Jedenfalls wirft dies ein bezeichnendes Licht auf das Demokratieverständnis eines demokratisch legitimierten Ministers.

Jandelsbrunn (Bayern) CHRISTOF ROMAHN

Aus sicherer Quelle verlautet: Die Betreiber und Befürworter der Kernenergie wollen von nun an den Atommüll in den eigenen Kellerräumen lagern.

Bayreuth JOACHIM SCHULTZ

Soviel Atomstrom, und noch ist nicht allen das Licht aufgegangen!

Brè (Schweiz) INES UND PAUL GMÜR

Für die Atomwirtschaft scheint kein Schock groß genug zu sein, um ihr den Todesstoß zu versetzen. Was Tschernobyl nicht geschafft hat, wird wohl leider auch dieser Skandal nicht schaffen.

Lüdenscheid (Nrdh.-Westf.) SILVIA RICHTER

Für den ehemaligen Staatssekretär Baum reicht eine Pampelmusen-Menge Plutonium aus, um die gesamte Menschheit zu vernichten. Der Geschäftsführer der Plutonium-Firma Alkem in Hanau, Wolfgang Stoll, sieht das nicht so eng! Er beurteilt die Schädlichkeit dieses Stoffs wie folgt: „Außerdem gibt es keine unmittelbaren Schadensfolgen – selbst im Falle der Inhalation absolut tödlicher Mengen lebt man noch drei Wochen weiter." (Quelle: C. Keller, H. Möllinger: Kernbrennstoffkreislauf Bd. II, Heidelberg 1978, Seite 116.)

Altenstadt (Bayern) RUDOLF PERTHOLD

Auf Seite 30 (Nr. 2/1988) erschien eine Karte der Bundesrepublik Deutschland – überschrieben mit „Atomkraftwerke und andere nukleare Großeinrichtungen" –, in der der Standort Ellweiler als „Zwischenlager für abgebrannte Brennstäbe (geplant)" gekennzeichnet wird; das ist unrichtig.

In Ellweiler befindet sich zunächst einmal die Urananlage Ellweiler, ein Unternehmen, das ein Urankonzentrat in natürlicher Isotopenzusammensetzung herstellt. Dieses Konzentrat dient als Ausgangsstoff für andere Betriebe zur Herstellung von Kernbrennelementen nach weiteren Verfahrensschritten. Die Urananlage setzt dabei vornehmlich Uranerz, daneben auch uranhaltige Reststoffe wie gering uranbehaftetes Erdreich, Filterschlämme oder Vorkonzentrate aus anderen Produktionsbetrieben ein. Dem Einsatz von Reststoffen geht jeweils eine Laborprobe in der Urananlage Ellweiler voraus, mit der die Eignung für den Rückgewinnungsprozeß untersucht wird. Derartige Rückgewinnungsprozesse entsprechen den Grundsätzen des Atomrechts. Die Urananlage hat des weiteren die Genehmigung – in fremdem Auftrag –, Urankonzentrate aus anderen Betrieben befristet zu lagern.

Ellweiler ist ferner seit 1971 Standort der Landessammelstelle des Landes Rheinland-Pfalz, die von unserer Behörde betrieben wird. In dieser in Paragraph 47 der Strahlenschutzverordnung vorgesehenen Landessammelstelle werden lediglich radioaktive Abfälle aus Medizin, Forschung und Technik in Rheinland-Pfalz übernommen. Weder Abfälle aus dem Kernkraftwerk Mülheim-Kärlich noch Kernbrennstoffabfälle werden dorthin gebracht, wie man nach der abgedruckten Graphik vermuten muß. Es ist auch nicht geplant, die Landessammelstelle in Ellweiler als Zwischenlager für hochradioaktiven Abfall aus Kernkraftwerken freizugeben.

Mainz JOHANN WILHELM RÖMER
Ministerium für Umwelt und Gesundheit von Rheinland-Pfalz

In Ihrem Atom-Puzzle „Atomkraftwerke und andere nukleare Großeinrichtungen in der Bundesrepublik" steckt ein unpassendes Stück: Fälschlicherweise wird die Gemeinde Schwalbach im Saarland als geplantes Zwischenlager für abgebrannte Brennstäbe ausgewiesen. Diese Landessammelstelle nimmt lediglich schwachaktive Rückstände aus medizinischen Einrichtungen und Schulen auf. Es gibt auch keinerlei Pläne, dort ein Zwischenlager für abgebrannte Brennstäbe zu errichten.

Saarbrücken ROLAND LATTWEIN
Sprecher des saarländischen Umweltministeriums



SPIEGEL-Titel 2/1988
Wann explodiert die blaue Kugel?

In der SPIEGEL-Graphik auf Seite 30 wurden aufgrund einer technischen Panne in der Zeichenerklärung bei den Symbolen für Landessammelstellen und Zwischenlager die Farben Rot und Schwarz vertauscht. Geesthacht, Nienburg, Rosberg, Jülich, Ellweiler, Schwalbach, Mitterteich (geplant), Karlsruhe und Neuherberg sind Landessammelstellen für schwach- und mittelradioaktiven Müll, bei Gorleben und Ahaus sind Zwischenlager für abgebrannte Brennstäbe geplant. -Red.

„Am Schaufenster eines New Yorker T-Shirt-Ladens haben Sie Ihre erste Geschäftsidee. Später, Herr Lindenfeld, handeln Sie mit kostbaren Teppichen und werden Auktionator in einem Frankfurter Auktionshaus. Schließlich finden Sie über Ihr Hobby, die Musik, zum Traumberuf. Steckt hinter diesen Stationen eine ausgeklügelte Strategie?"

„Keineswegs. Meistens sind mir eher meine Spontaneität und der Zufall zu Hilfe gekommen. Zum Beispiel in Amerika. Als ich die Idee hatte, verrückte T-Shirts nach Deutschland zu importieren. Da läuft mir im erstbesten Geschäft der Präsident der amerikanischen T-Shirt-Industrie über den Weg. Und ausgerechnet der verhilft mir mit meinem letzten Geld zu meiner ersten selbständigen Existenz. Einem Laden für amerikanischen Zeitgeist."

„Den Sie nach ein paar Jahren dann aufgaben. Warum?"

„Aus privaten Gründen. Ich machte das Geschäft mit jemandem zusammen. Wir hatten beide noch eine ganze Menge Ideen, viele davon liefen eben nur nicht mehr in dieselbe Richtung. Alles in allem: Die Luft war raus. Und ich wollte was Neues."

„Sie wurden Auktionator. Wie sind Sie denn darauf gekommen?"

„Nun, zunächst wechselte ich in ein renommiertes Teppichhaus. Eine Entscheidung, die auf eine zufällige Begegnung mit einem persischen Freund zurückzuführen ist. Von da aus kam ich häufig auf Ausstellungen und Auktionen. Besonders beeindruckten mich Sotheby's und Christie's in London. Bei diesen Auktionen war ich manchmal wie hypnotisiert. Vom Auktionator wie vom Publikum. Am schönsten waren die vielen Aaahs und Ooohs, wenn ein kostbares Stück präsentiert wurde. Eine Begeisterung, die man sich kaum vorstellen kann."

„Trotzdem, als Sie endlich Ihr Ziel erreicht hatten, als Sie endlich selbst Auktionator waren, packten Sie noch mal was Neues an."

„Ich möchte vorweg sagen, daß ich von klein auf ein leidenschaftlicher Musikfan bin. Und eines Tages also – wieder mal aus heiterem Himmel – kriege ich das Angebot, die Rockgruppe U2 auf ihrer Deutschland-Tournee zu fahren."

„Wie der Zufall so spielt."

„Es ist wirklich unglaublich. Jedenfalls reihte sich plötzlich eine Tournee an die andere. Und inzwischen bin ich Tournee-Manager. D. h. von morgens bis abends organisieren und improvisieren. Mit einer Crew von über 30 Personen. Eine Familie, in der jeder seine Aufgabe hat, jeder sein Problem, jeder mal seinen schlechten Tag. Da sind immer neue Situationen. Und doch muß alles so laufen, daß der Künstler abends pünktlich auf der Bühne steht. Das ist der Augenblick, wo alle dasitzen und klatschen, wo man sagen kann: das hier ist mit dein Werk."

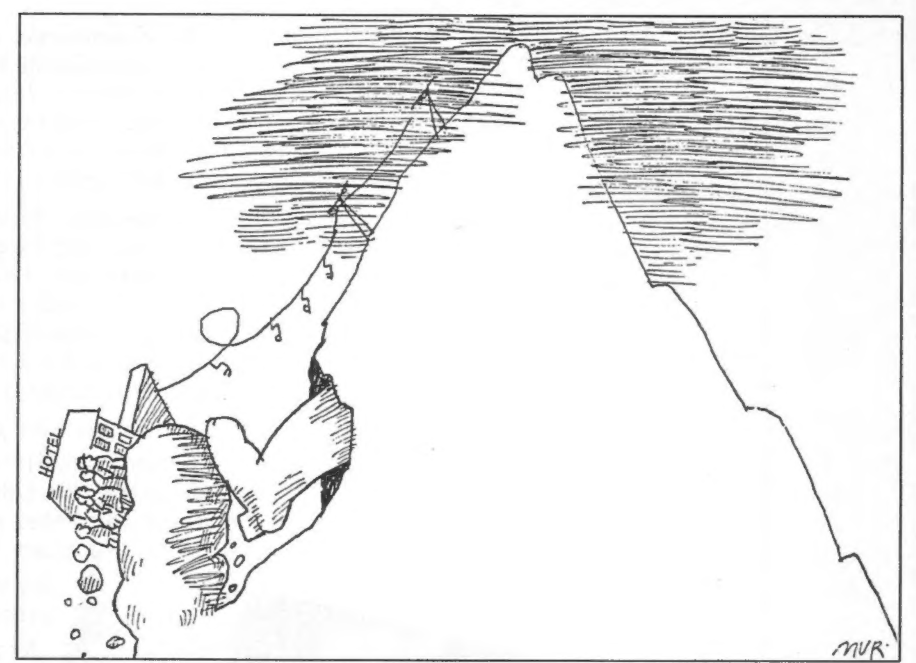
'AM SCHÖNSTEN WAREN DIE AAAHS UND OOOHS.'

AUF TOURNEE: PETER LINDENFELD

TBWA

Peter Lindenfeld hat sich auch beim Rauchen entschieden. Für die Imperiale Brasil. Ein Cigarillo von Dannemann, aus ausgesuchten Tabaken bester Anbaugebiete, mit handverlesenem Naturdeckblatt, wie alle Cigarren und Cigarillos von Dannemann.

MAN WIRD SIE UM IHREN GESCHMACK BENEIDEN. **DANNEMANN**



Die Berge schlagen zurück

Süddeutsche Zeitung

Saugeiles Feeling

(Nr. 2/1988, SPIEGEL-Report über die fortschreitende Zerstörung der Alpen-Region)

Der nasse Sommer und der schneefreie Winter können nur als Segen betrachtet werden.

Miesbach (Bayern) CHRISTOPH MEIER

Mit dem Auto zum Lift, mit dem Lift zur Piste und nach dem Après Ski im Kurhotel das vollautomatische Bett, um all den unsportlichen Schleichen und Lullis auch die letzte körperliche Betätigung abzunehmen – dafür opfern wir unsere Alpen!

Bad Sooden-Allendorf (Hessen) WOLFGANG WAWRZYNIAK

Wenn ich mir als Gebirgstalbewohner die Unwetterschäden des vergangenen Jahres ansehe und zusehen muß, wie die Verantwortlichen der Fremdenverkehrsindustrie und unsere politischen „Landesväter" ihre Köpfe wie der Vogel Strauß immer tiefer in die Geldhaufen des Profitdenkens stecken und die Verantwortung der geplünderten Natur zuschieben, kann ich entweder ziemlich vergebens auf eine Besserung warten oder ebenfalls den Kopf in den Sand stecken, bis ich schließlich selbst von einem Erdrutsch begraben werde.

Niederrasen (Italien) GOTTLIEB WIERER

Wann immer ich Bekannte, die beim allwinterlichen Bretterl-Amok in den Alpen dabei sind, auf die Gefahren für diese Region anspreche, ist die Antwort in etwa die gleiche: Man wisse um die Probleme, und das sei auch alles ganz schrecklich, nur „das Feeling bei der Abfahrt ist halt so saugeil . . . und dann noch der Après Ski . . . und außerdem tun's Millionen andere ja auch! . . . und den Rest des Jahres bin ich dafür um so umweltbewußter und sammle Altglas" . . . und so weiter. Folgerung: Sie werden weiter pilgern, und zwar so lange, bis auch der letzte Hang unter ihren Brettern ins Rutschen gekommen ist.

Langenhagen (Nieders.) BERND HAASE

Was soll jetzt das Gejammere noch! Die Leute dort wollten das große Geld „auf Teufel komm raus" machen. Also sollen sie jetzt die daraus resultierenden Konsequenzen in Kauf nehmen!

Saarbrücken JUTTA RUPP

Die Verantwortlichen der nahezu irreversiblen Alpen-Apokalypse haben alle Namen und bekleiden hochdotierte Pöstchen. Einer, der zu den gefährlichsten Ignoranten der ökologischen Folgen gehört, wurde kürzlich noch befördert, zum Staatssekretär im bayrischen Wirtschafts- und Verkehrsministerium. Sein Name: Alfons Zeller. Im März erscheint das Buch „Tatort Alpen". In ihm werden endlich die Hintergründe für den Ausverkauf der Alpen analysiert und die Verantwortlichen beim Namen genannt.

Göttingen EDMUND HAFERBECK
„Echo" Verlag

Empfindlich gestört

(Nr. 2/1988, SPIEGEL-Redakteur Werner Meyer-Larsen über Calgarys Geldhunger vor den Winterspielen)

In Ihrem Hintergrundbericht über die Olympischen Winterspiele in Calgary hätten Sie noch schreiben sollen, daß

▷ Mount Allan die Heimat einer der letzten alpinen Big-Horn-Herden darstellt, deren Lebensraum durch die Olympia-Pisten jetzt empfindlich gestört wird;

▷ Senioren, die als Dauermieter in einem Hotel wohnen, aufgefordert werden, für die Zeit der Olympischen

Bei Installateurmeister Renz hat's gefunkt: neuen Transporter geleast. Schweißanlage gekauft.

Das wird der Konkurrenz aber gar nicht schmecken. Nicht nur, daß Installateurmeister Renz mit seiner neuen Schweißanlage jetzt über die modernste Ausrüstung verfügt, nein, mit seinem neuen Transporter macht er bei den Kunden auch noch den allerbesten Eindruck.

Alles eine Frage von Cleverness. Der Trick: Meister Renz hat den Transporter geleast. Und mit dem gesparten Kaufpreis die neue Schweißanlage bezahlt. So einfach ist das.

Sein Partner: V.A.G Leasing, Deutschlands größte Auto-Leasing-Gesellschaft. Originalton Renz: „Ist doch prima – die Leasing-Raten bleiben konstant und sind in voller Höhe steuerlich absetzbar. Außerdem zahle ich nur für das, was ich während der Vertragszeit nutze. Das ist schon was anderes, als gleich den vollen Kaufpreis hinzulegen. Und mit dem Full-Service-Vertrag kümmert sich V.A.G Leasing auch noch um Steuer, Versicherung, Wartung, Reparaturen, Schadenabwicklung und Reifenersatz. Bequemer geht es nun wirklich nicht." Freut uns für Sie, Herr Renz. Wir wünschen weiterhin viel Erfolg.

Besuchen Sie einen der 3.300 V.A.G Partner für Volkswagen und Audi. Damit Sie erfahren, wie gut Sie mit V.A.G Leasing fahren.



BTX: * 45446 #

Spiele sich eine andere Unterkunft zu suchen;

- ▷ das olympische Organisationskomitee ernsthaft erwog, während der Eröffnungszeremonie als Beitrag zur Historie Kanadas einen Planwagen weißer Siedler im Stadion von einer Horde grölender Rothäute überfallen zu lassen;
- ▷ Shell als Bestandteil des kulturellen Rahmenprogramms im Glenbow Museum in Calgary die bislang größte Ausstellung indianischer Kunst mit 2,5 Millionen Dollar finanziert. Gleichzeitig gehört Shell zu den Zerstörern indianischen Jagdlandes der Lubicon Cree im Norden der Provinz Alberta. Deren Situation soll im Glenbow jedoch keine Darstellung finden. Die Lubicon Cree schickten daraufhin an alle Völkerkundemuseen der Welt einen Boykottaufruf. Man könne nicht, so das Argument der Cree, die Kunst der Toten ehren und gleichzeitig die Kultur der Lebenden ignorieren.



Lubicon-Cree-Indianer (um 1900): Die Toten ehren, die Lebenden ignorieren?

29 Museen in Europa und den USA verweigerten die vom Glenbow geforderten Exponate.

München CLAUS BIEGERT
Beirat der „Gesellschaft für bedrohte Völker"

Langsam ansteigend

(Nr. 1/1988, Spanien: Lepra im Ferienparadies)

Mit großem Interesse habe ich Ihren Artikel gelesen. Er bedarf jedoch in einigen Punkten noch der Ergänzung. Die Zahlen der WHO sind weitgehend überholt. In der Bundesrepublik Deutschland zum Beispiel steigt die Zahl der Leprakranken langsam, aber kontinuierlich an. Im Jahre 1986 waren beim Bundesgesundheitsamt 86 Fälle gemeldet, jedoch ergab eine Umfrage der deutschen Hautkliniken noch eine Dunkelziffer von 20 Fällen, so daß man davon ausgehen kann, daß zur Zeit in der Bundesrepublik sich 106 Leprafälle in Behandlung befinden. Davon sind 85 Männer und 21 Frauen. Bemerkenswert ist auch, daß unter den 106 Patienten sich 16 Bundesbürger befinden. Es gibt also in Europa nicht etwa, wie Sie sagen, eine etwa gleichbleibende Anzahl, sondern die Lepra steigt, wenn auch langsam, so doch laufend an.

Münster DR. MED. H. R. WINZ
Gesellschaft für Leprakunde

Auch in Südamerika ist die Lepra im Ansteigen begriffen (laut Bulletin des Panamerikanischen Gesundheitsbüros), von 6831 (1973) auf 16 994 neue Fälle (1982) in Brasilien. Stellt man fest, daß sich hüben und drüben die Endemie ausbreitet – Fortschritten in der antibazillären Therapie zum Trotz – und daß ein uneingeschränktes Verhalten des Leprakranken unter Gesunden unbedenklich ist, erinnert man sich daran, was ein experimenteller Physiopathologe – Meny Bergel in Argentinien – bereits vor einem Vierteljahrhundert in der Lepra erblickte: eine primäre, genetisch und ökologisch begünstigte Stoffwechselentgleisung, die dem opportunistischen Leprabazillus die Bedingungen eines idealen „habitat" bietet. Wäre es nicht an der Zeit, daß diese in Vergessenheit geratene Hypothese und die aus ihr sich ergebenden präventiven sowie therapeutischen Potentialitäten getestet werden?

Lugano/Buenos Aires
DR. MED. MARCEL BERTHOLDS

Erst verwöhnen wir unsere Maschinen, dann verwöhnen wir Sie.

Wir fliegen mit LTU:

JAHN REISEN

MEIER'S WELTREISEN

THR Jet & Bett

TJAEREBORG

Transair

TriStar

D-AERA

HDM

Weil Sie, die Fluggäste, bei LTU an erster Stelle stehen, kümmern wir uns vor jedem Start besonders sorgfältig um unsere Maschinen. Damit Sie jeden Flug mit uns entspannt genießen können.



Urlaub auf der ganzen Linie.

Endzeit mit Unterton

(Nr. 53/1987, SPIEGEL-Titel: SPIEGEL-Autor Peter Brügge über Dinosaurier und die Auslöschung von Arten)

Ihr Essay ist ein journalistisches Meisterstück: Brisante Spannung, ungewöhnlich viel und aktuelle Information, scharfsinnige Einsicht in die philosophischen Probleme.

München
PROF. DR. ING. RODERICH WARKENTIN

Ihr „Saurier-Beitrag" ist recht gut, nur bin ich nicht so glücklich über die Art, wie mein Name erscheint. Der alte Spruch „Planung ersetzt den Zufall durch Irrtum" stammt nicht von mir. Ich zitiere ihn nur immer wieder.

Garching (Bayern) PETER KAFKA
Max-Planck-Institut für Astrophysik

Wo sind die Dinosaurier ausgestorben? Auf der Erde. Wo könnten die Menschen aussterben? Auf der Erde. Deshalb: Wenn wir Menschen überleben wollen, müssen wir die Erde verlassen. Sie, die Erde, ist für Weiterentwicklung der Menschheit auch zu klein.

Filderstadt (Bad.-Württ.) JOACHIM WINKLER

Was der Mensch braucht, sind keine Werte, an denen sich seine Vernunft orientieren kann. Kein selbst-beweihräucherndes Endzeitgewimmere, immer mit dem Unterton gemischt, es sei ohnehin zu spät, bei gleichzeitiger Entschuldigung der für die Misere verantwortlichen Dummheit als „Teil menschlichen Wesens". Als ob die Unfähigkeit des Säuglings, sich mit Worten auszudrücken, Indiz für die menschliche Unfähigkeit zu sprechen wäre!

Eltville (Hessen) SVEN O. BECKER

Ihr Artikel wird wohl leider soviel bewirken wie Salbe auf'm Holzbein.

Leverkusen R. NOPENS

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2000 Hamburg 11
Postfach 110 420
Brandstwiete 19/Ost-West-Straße
Telephon (040) 3007-1, Telex 2 162 477, Telefax (040) 3007-247,
Telegramm Spiegelverlag
Postgiro-Kto. Hamburg Nr. 7137-200
BLZ 200 100 20

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein

CHEFREDAKTION
Erich Böhme, Dr. Werner Funk

REDAKTION
Ariane Barth, Rolf Becker, Dieter Bednarz, Wolfram Bickerich, Ulrich Bieger, Wilhelm Bittorf, Peter Bölke, Jochen Bölsche, Dr. Hermann Bott, Stephan Burgdorff, Werner Dähnhardt, Werner Dageför, Dr. Thomas Darnstädt, Bernd Dörler, Dr. Martin Doerry, Adel S. Elias, Nikolaus von Festenberg, Dr. Michael Fischer, Uly Foerster, Klaus Franke, Angela Gatterburg, Hans Jakob Ginsburg, Henry Glass, Rudolf Glismann, Wolfgang Gust, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg, Dietmar Hawranek, Manfred W. Hentschel, Ernst Hess, Heinz Höhne, Joachim Hoelzgen, Dr. Jürgen Hohmeyer, Siegesmund von Ilsemann, Ulrich Jaeger, Urs Jenny, Dr. Wolfgang Kaden, Dieter Kampe, Dr. Hellmuth Karasek, Klaus-Peter Kerbusk, Hans Werner Kilz, Dr. Walter Knips, Siegfried Kogelfranz, Klaus Kröger, Karl Heinz Krüger, Bernd Kühnl, Wulf Küster, Dr. Romain Leick, Heinz P. Lohfeldt, Andreas Lorenz, Armin Mahler, Dr. Wolfgang Malanowski, Hans Hermann Mans, Dr. Hans-Peter Martin, Gerhard Mauz, Dr. Renate Merklein, Fritjof Meyer, Rolf S. Müller, Bettina Musall, Hans-Georg Nachtweh, Irma Nelles, Dr. Renate Nimtz-Köster, Hans-Joachim Noack, Gunar Ortlepp, Stephan Paetow, Rainer Paul, Christoph Peck, Jürgen Petermann, Norbert F. Pötzl, Joachim Preuß, Günter Rau, Klaus Reinhardt, Dr. Rolf Rietzler, Dr. Gerd Rokkel, Kurt Röttgen, Valeska von Roques, Dr. Fritz Rumler, Marie-Luise Scherer, Peter Schille, Tom Schimmeck, Heiner Schimmöller, Arnd F. Schirmer, Hans Joachim Schöps, Bruno Schrep, Diethelm Schröder, Harald Schumann, Helmut Sorge, Lutz Spenneberg, Mareike Spiess-Hohnholz, Hans Gerhard Stephani, Hans-Wolfgang Sternsdorff, Günther Stockinger, Peter Stolle, Willy Theobald, Dr. Rainer Traub, Dieter G. Uentzelmann, Klaus Umbach, Hartmut Volz, Dr. Manfred Weber, Rainer Weber, Alfred Weinzierl, Sibylle Weischenberg, Erich Wiedemann, Dr. Harald Wieser, Dr. Dieter Wild, Helene Zuber

REDAKTIONSVERTRETUNG BONN
Winfried Didzoleit, Dr. Richard Kiessler, Dirk Koch, Jürgen Leinemann, Dr. Paul Lersch, Heiko Martens, Hartmut Palmer, Olaf Petersen, Hans-Jürgen Schlamp, Tina Stadlmayer, Alexander Szandar, Klaus Wirtgen, Dahlmannstraße 20, 53 Bonn, Tel. 26703-0, Telex 886 630

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
Berlin (West): Wolfgang Bayer, Christian Habbe, Axel Jeschke, Kurfürstenstraße 72–74, 1 Berlin 30, Tel. 26 10 61, Telex 184704 · Berlin (DDR): Ulrich Schwarz, Leninallee 175, 16–06, DDR-1156 Berlin, Tel. 372 10 75 und 375 41 44 · Düsseldorf: Georg Bönisch, Hans Leyendecker, Manfred Müller, Richard Rickelmann, Rudolf Wallraf, Immermannstraße 15, 4 Düsseldorf 1, Tel. 1 68 90-0, Telex 8 582 737 · Frankfurt a. M.: Peter Adam, Stefan Baron, Wolfgang Bittner, Ulrich Manz, Jürgen Scherzer, Oberlindau 80, 6 Frankfurt a. M., Tel. 71 71 81, Telex 413 009 · Hannover: Wolfgang Becker, Jürgen Hogrefe, Rathenaustraße 16, 3 Hannover, Tel. 32 69 39, Telex 922 320 · Karlsruhe: Rolf Lamprecht, Amalienstraße 25, 75 Karlsruhe 1, Tel. 225 14, Telex 7 825 471 · Kiel: Manfred Ertel, Dietrich Lachmund, Niemannsweg 18, 23 Kiel, Tel. 56 30 66, Telex 299 859 · Mainz: Wilfried Voigt, Rheinstraße 101, 65 Mainz, Tel. 23 24 40, Telex 4 187 507 · München: Heinz Höfl, Dr. Joachim Reimann, Michael Schmidt-Klingenberg, Stuntzstraße 16, 8 München 80, Tel. 470 10 54, Telex 522 501 · Stuttgart: Dinah Deckstein, Peter Stähle, Kriegsbergstraße 11, 7 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telex 722 673

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
Athen: Kostas Tsatsaronis, Omirou 13, 10672 Athen, Tel. 363 6577 und 363 6737, Telex 215 418 · Basel: Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. 22 63 63, Telex 825 391 · Brüssel: Marion Schreiber, Bd. Charlemagne 45, Residence Roncevaux, 1040 Brüssel, Tel. 230 6108 und 230 6217, Telex 25 294 · Kairo: Volkhard Windfuhr, 18, shari' El-Fawakeh, Muhandisin, Kairo, Tel. 71 22 10 und 70 40 15 · Kapstadt: Paul M. Schumacher, 4th Floor, Protea Assurance House, 31 Adderley Street, Kapstadt 8001, Tel. 45 57 57, Telex 520 393 und 524 955 · London: Hans Hielscher, Economist Building, 7th Floor, 25 St. James's Street, London SW 1 A 1 HA, Tel. 839 7666 und 930 1604, Telex 25 278 · Madrid: Elisabeth Guth, Marques de Cubas 12, Madrid 14, Tel. 429 8964, Telex 45 383 · Mexiko: Armin Wertz, Alfonso Caso 278–7 bis, Col. Tlacopac, 01040 Mexico, D. F., Tel. 550 1297, Telex 1 773 310 (Presseclub) · Moskau: Jörg R. Mettke, Krutizkij Wal 3, Kw 36, Moskau, Tel. 274 00 09, Telex 413 288 · Neu-Delhi: Sri Prakash Sinha, 35 B Nizzamuddin East, Neu-Delhi, Tel. 61 97 33, Telex 3 162 469 · New York: Dr. Werner Meyer-Larsen, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N. Y. 10036, Tel. 221 7583, Telex 237 723 · Paris: Lutz Krusche, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. 4256 1211 und 4256 1972, Telex 650 086 · Peking: Dr. Stefan Simons, Qijiayuan 7. 2. 31, Peking, Tel. 52 35 41, Telex 22 736 · Rio de Janeiro: Walter Tauber, Avenida São Sebastião, 157 Urca, 22291 Rio de Janeiro (RJ), Tel. 275 1204, Telex: 2 130 706 · Rom: Birgit Kraatz, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. 679 7522, Telex 622 257 · Stockholm: Hermann Orth, Scheelegatan 4, Stockholm, Tel. 50 82 41 · Tel Aviv: Henri Zoller, Harechesch Street 12, Tel Aviv (Afeka), Tel. 42 73 65, Telex 342 663 · Tokio: Dr. Tiziano Terzani, 3–31–9 Kamimeguro, Meguro-ku, Tokio, Tel. 791 8011 · Washington: Hans Hoyng, Dr. Martin Kilian, Suite 702, 1015 15th Street, N. W. Washington, D. C. 20 005, Tel. 347 5222, Telex 440 214 · Wien: Dr. Inge Cyrus, Telekygasse 13, 1190 Wien, Tel. 36 15 92 und 36 35 37, Telex 115 888

ILLUSTRATION
Martina Blume, Barbara Bocian, Ludger Bollen, Katrin Bollmann, Thomas Bonnie, Regine Braun, Manuela Cramer, Josef Csallos, Peter Nils Dorén, Volker Fensky, Rüdiger Heinrich, Karin Kahlisch, Ingeborg Molle, Ursula Morschhäuser, Walter Pomikalko, Monika Rick, Chris Riewerts, Manfred Schniedenharn, Frank Schumann, Karin Weinberg, Rainer Wörtmann, Jürgen Wulf, Monika Zucht

SCHLUSSREDAKTION
Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Jens Eggers, Horst Engel, Hermann Harms, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Karl-Heinz Körner, Heinz Kohl, Inga Lembcke, Reimer Nagel, Andreas M. Peets, Wolfgang Polzin, Gero Richter-Rethwisch, Thomas Schäfer, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Ingrid Seelig, Hans-Eckhard Segner, Hans-Jürgen Vogt, Holger Wolters, Peter Zobel

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR
dieser Ausgabe für Panorama, Titelgeschichte, Kanzler, Rauschgift, Fink-Gespräch, Sozialdemokraten: Diethelm Schröder; für Bundesbank, Energie, Schiffahrt, Tabak, Werbung, Telephon, Trends, Belgien, Schallplatten: Dr. Wolfgang Kaden; für Affären (S. 46), Städtepartnerschaft, Korruption, Versicherungen, Mathematik, Presse, SPIEGEL-Streitgespräch, Atomindustrie, Bayern, Wackersdorf, Parteispenden: Hans Werner Kilz; für Waldheim, Affären (S. 118), USA, Bestseller (S. 120), Beirut, Nahost, Hussein-Gespräch, Panorama Ausland, Frankreich, Sowjet-Union, Japan, Umwelt, Zarah Leander: Dr. Dieter Wild; für Serie: Siegfried Kogelfranz; für Freizeit, Ski Alpin, Scheidungskinder, Kurtisanen, Spectrum: Joachim Preuß; für Philosophen, Medizin, Verhaltensforschung, Mode: Rolf S. Müller; für Theater, Film, Autoren, Bestseller (S. 198), Szene, Fernseh-Vorausschau: Christoph Peck; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Ulrich Bieger; für Titelbild: Rainer Wörtmann; für SPIEGEL-Verlag/Hausmitteilung: Rolf Becker (sämtlich Brandstwiete 19/Ost-West-Straße, 2000 Hamburg 11)

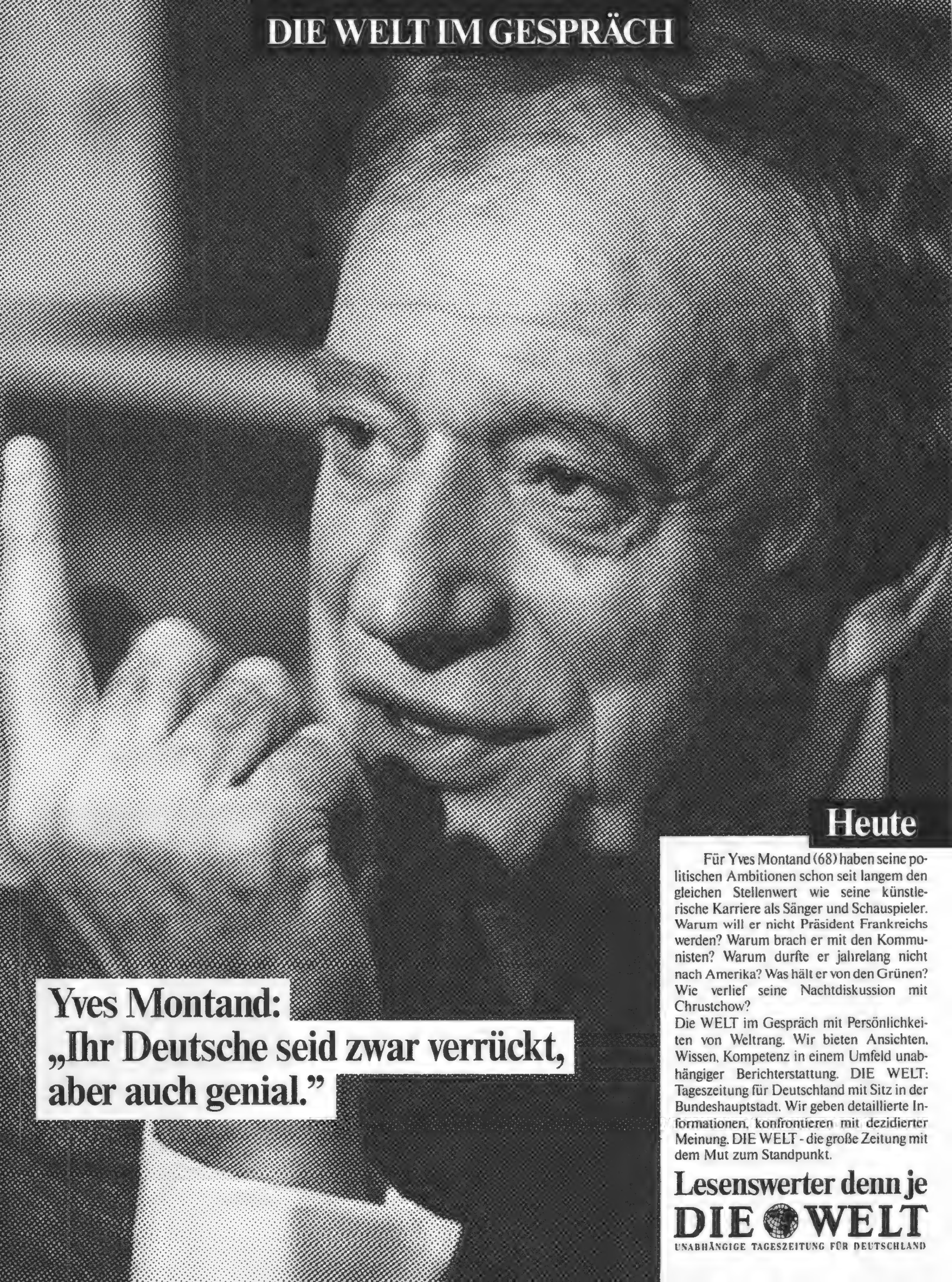
DOKUMENTATION
Jörg-Hinrich Ahrens, Werner Bartels, Sigrid Behrend, Dr. Jürgen Bruhn, Lisa Busch, Armin Dirks, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Wolfgang Fischer, Marianne Friedrichs, André Geicke, Ille von Gerstenbergk-Helldorff, Hartmut Heidler, Wolfgang Henkel, Gesa Höppner, Jürgen Holm, Christa von Holtzapfel, Joachim Immisch, Günter Johannes, Petra Kleinau, Sonny Krauspe, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Ilse Lange-Henckel, Walter Lehmann, Michael Lindner, Leonore Lohse, Sigrid Lüttich, Roderich Maurer, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Wolfhart Müller, Christel Nath, Anneliese Neumann, Werner Nielsen, Paul Ostrop, Nora Peters, Peter Philipp, Ulrich Rambow, Anke Rashatasuvan, Dr. Mechthild Ripke, Hedwig Sander, Rolf-G. Schierhorn, Carl-Heinz Schlüter, Ekkehard Schmidt, Marianne Schüssler, Christel Schulz, Werner Siegert, Margret Spohn, Anja Stehmann, Monika Tänzer, Dr. Eckart Teichert, Jutta Temme, Dr. Iris Timpke-Hamel, Carsten Voigt, Ursula Vollmann, Horst Wachholz, Dieter Wessendorff, Andrea Wilkens, Georg Wöhner
Leitung: Karl-H. Schaper, Harald Schütz

NACHRICHTENDIENSTE
AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, Newsweek, New York Times, Time

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG
Büro des Herausgebers: Wolfgang Eisermann; verantwortlich für Anzeigen: Horst Görner; gültige Anzeigenpreisliste Nr. 42 vom 4. Januar 1988, Abonnementspreise (Normalpost, inklusive USt.): Inland sechs Monate DM 104,–, zwölf Monate DM 208,–. Normalpost Europa: sechs Monate DM 135,–, zwölf Monate DM 270,–; Seepost Übersee: sechs Monate DM 140,20, zwölf Monate DM 280,40; Luftpostpreise auf Anfrage. Abonnement-Service: Tel. (040) 30 07-445
Verlagsgeschäftsstellen: Düsseldorf: Immermannstraße 15, 4000 Düsseldorf, Tel. 16 89 0-0, Telex 8 382 737; Frankfurt a. M.: Oberlindau 80, 6000 Frankfurt a. M., Tel. 72 03 91, Telex 411 977; Hamburg: Brandstwiete 19, 2000 Hamburg 11, Tel. 3007-1, Telex 2 162 477; München: Stuntzstraße 16, 8000 München 80, Tel. 470 10 54, Telex 522 501; Stuttgart: Kriegsbergstraße 11, 7000 Stuttgart, Tel. 22 15 31, Telex 722 673
Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg, und Darmstadt

VERLAGSLEITUNG
Helmut Wallbaum, Christian Wenger

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Rudolf Augstein, Adolf Theobald



DIE WELT IM GESPRÄCH
Yves Montand:
„Ihr Deutsche seid zwar verrückt, aber auch genial."
Heute
Für Yves Montand (68) haben seine politischen Ambitionen schon seit langem den gleichen Stellenwert wie seine künstlerische Karriere als Sänger und Schauspieler. Warum will er nicht Präsident Frankreichs werden? Warum brach er mit den Kommunisten? Warum durfte er jahrelang nicht nach Amerika? Was hält er von den Grünen? Wie verlief seine Nachtdiskussion mit Chrustchow?
Die WELT im Gespräch mit Persönlichkeiten von Weltrang. Wir bieten Ansichten, Wissen, Kompetenz in einem Umfeld unabhängiger Berichterstattung. DIE WELT: Tageszeitung für Deutschland mit Sitz in der Bundeshauptstadt. Wir geben detaillierte Informationen, konfrontieren mit dezidierter Meinung. DIE WELT - die große Zeitung mit dem Mut zum Standpunkt.
Lesenswerter denn je
DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

panorama

Teurer Nachlaß

Mit Tricks und Kniffen versucht der Luftfahrtkonzern MBB das größte Rüstungsprojekt der Bundeswehr in den nächsten Jahrzehnten zu retten. Aus Furcht, das europäische Jagdflugzeug



Jäger 90 (Modell)

der neunziger Jahre könnte an der Bonner Geldnot scheitern, erklärte sich MBB bereit, bei dem Bonner Anteil von 6,7 Milliarden Mark an den Entwicklungskosten einen Nachlaß von einer Milliarde zu gewähren. Bisher hatte MBB nur 150 Millionen Mark angeboten. Sparen wird Bonn durch den MBB-Nachlaß trotzdem nur wenig. Zwar sollen weniger Versuchsflüge unternommen und weniger Prototypen des „Jägers 90" gebaut werden. Doch einen Teil der jetzt noch unter der Rubrik „Entwicklung" gebuchten Kosten verlagert MBB in spätere Phasen des Projekts – etwa unter „Vorbereitung der Serienproduktion".

Gebremstes Verfahren

Schweizer Behörden halten wichtige Dokumente zur Spendenaffäre der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) weiter unter Verschluß – das Verfahren wird offensichtlich abgebremst. Im März 1986 hatten Bonner Staatsanwälte ihre Kollegen in Basel-Stadt um Kontounterlagen gebeten, die Aufschluß über Verbindungen der FES zu der israelischen Fritz-Naphtali-Stiftung geben sollen. Im Sommer 1986 hatten Ermittler die Bank-Auszüge vorsorglich gesichert. Erst im September 1987 entschied das Basler Strafgericht in erster Instanz, die Unterlagen sollten in der Schweiz bleiben. Die schriftliche Ausfertigung liegt wegen „Krankheitsgeschichten" noch nicht vor; danach erst können die deutschen Ermittler Beschwerde einlegen.

„Ordnung schaffen"

Die Südafrika-Reise des CSU-Vorsitzenden Franz Josef Strauß (siehe auch Seite 29) hat einen heftigen Koalitionskrach ausgelöst. FDP-Außenminister Hans-Dietrich Genscher ist besonders erregt, daß sich auch ein Regierungsmitglied in der Strauß-Begleitung, Entwicklungshilfe-Staatssekretär Siegfried Lengl, über die im Kabinett beschlossenen Grundsätze zur Südafrika-Politik hinwegsetzt. AA-Staatsminister Helmut Schäfer: „Der Kanzler muß Konsequenzen ziehen. Wir dringen auf eine Klarstellung durch den Bundeskanzler, wer die Außenpolitik bestimmt. Da muß Ordnung geschaffen werden." Bisheriger Erfolg des Besuchs: Die für diesen Samstag vorbereitete Reise von Abgeordneten aller Parteien ins südliche Afrika ist geplatzt. Die Vertreter der schwarzen Opposition stehen jedenfalls Koalitionspolitikern als Gesprächspartner nicht mehr zur Verfügung.

Hexerei um Mauss

Unter großer Geheimhaltung hat der Hoffmann und Campe Verlag vorige Woche Druck und Auslieferung eines merkwürdigen Werkes abgeschlossen – Titel: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei – Ein Melodrama im Dezember". Autor: ein gewisser „Alfons Gies". Unter dieser Tarnbezeichnung produzierten die Verleger das 392 Seiten starke Buch des Journalisten Stefan Aust („Der Baader-Meinhof-Komplex") über den abgetauchten Dunkelmann Werner Mauss. Grund: Seit Monaten versucht Mauss-Anwalt Karl Egbert Wenzel, jegliche Berichterstattung über seinen Mandanten mit einstweiligen Verfügungen zu verhindern. Zwei Münchner Gerichte folgten jedoch Wenzels Argumentation nicht, durch die Darstellung der Aktionen des Detektivs Mauss, der oft am Rande der Legalität für Versicherungen und Behörden operierte und sich seit Jahren Vorladungen (siehe auch Seite 46) entzieht, werde dessen Leben bedroht. Die Gerichte erteilten allerdings Auflagen: Photos von Mauss, die jünger sind als fünf Jahre, dürfen vorerst nicht gezeigt und bisher unbekannte Details über seine Operationen nicht ausgebreitet werden. Hoffmann und Campe wollte neuerlichen Richtersprüchen zuvorkommen und brachte das Buch stiekum vorzeitig unter die Leute. Richtiger Titel: „Mauss – Ein deutscher Agent".

Friderichs nicht gefragt?

Auf parteiinterne Kritik ist der Plan des FDP-Vorsitzenden Martin Bangemann gestoßen, den Ex-Wirtschaftsminister und späteren Sprecher der Dresdner

Bonn gegen Leihmütter und Klonen

Mit strengen gesetzlichen Regelungen will die Bundesregierung das Geschäft mit Leihmüttern, Retortenbabys und Samenspendern in engen Grenzen halten. Am Mittwoch letzter Woche einigten sich die Staatssekretäre der vier zuständigen Ressorts (Justiz, Gesundheit, Innen sowie Forschung und Technologie) auf die Grundzüge eines „Gesetzes zur Fortpflanzungsmedizin".

Der Regierungsentwurf soll sich eng an die Vorschläge der Bund-Länder-Kommission zu diesem Thema anlehnen. Die hatte Gegenvorschläge zum geplanten Embryonen-Schutzgesetz, von Bundesjustizminister Hans A. Engelhard erarbeitet. Der Liberale – so auch die Kritik von Gesundheitsministerin Rita Süssmuth – hatte noch zu viele Hintertüren für Experimente gelassen.

Bonn will jetzt der Kommission folgen,

▷ den Einsatz von Leihmüttern ebenso zu verbieten wie künstliche Eingriffe in die Erbinformation, „Herstellung identischer Mehrlinge" (Klonen), „gezielte Erzeugung von Embryonen



Befruchtung einer Eizelle im Labor



Friderichs

Bank, Hans Friderichs, zum Spitzenkandidaten für die Europa-Wahl vorzuschlagen. Als der rheinland-pfälzische FDP-Chef Rainer Brüderle, zu dessen Landesverband Friderichs gehört, von der Idee erfuhr, war er, so ein Teilnehmer des Gesprächs, „völlig konsterniert“. Auch in anderen Landesverbänden wurden Bedenken laut, daß für die Spitzenposten ausgerechnet zwei in der Parteispenden-Affäre rechtskräftig Verurteilte antreten: Otto Graf Lambsdorff strebt, nach dem geplanten Bangemann-Wechsel zur EG, den Parteivorsitz an.

zu Forschungszwecken“ und Kreuzung von Menschen und Tieren;

- ▷ eine künstliche Befruchtung im Mutterleib „nur bei Vorliegen einer medizinischen Indikation“ zuzulassen und Samenspenden Dritter „nur bei einer nicht behandelbaren Fruchtbarkeitsstörung des Ehemannes“ zu erlauben. Die Daten des Spenders sollen gespeichert werden, um dem Kind zu ermöglichen, seine Herkunft zu erfahren. Die Bezahlung des Spenders „ist zu untersagen“;
- ▷ eine künstliche Befruchtung im Reagenzglas (In-vitro-Fertilisation) „nur als Sterilitätsbehandlung“ eines Ehepaares zuzulassen. Samen Dritter darf nicht verwendet werden.

Außerdem soll das BGB regeln, daß „nur die gebärende Frau Mutter im familienrechtlichen Sinne ist“, der Ehemann die Ehelichkeit des Kindes anerkennen muß, wenn er der Befruchtung mit dem Samen eines Dritten zugestimmt hat und der Spender auf keinen Fall Unterhalts- und erbrechtliche Pflichten hat.

Am nächsten Mittwoch soll das Bundeskabinett die Vorschläge diskutieren.

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Titel

„Laß ihre Politik scheitern“

Die Träume von einer Liberalisierung der DDR-Gesellschaft zerstoben letzte Woche unter dem Zugriff des Ministeriums für Staatssicherheit und in Ost-Berliner Gerichtssälen. Doch der Bazillus, der von Moskau und von Gorbatschows Perestroika-Politik ausgeht, läßt sich weder einsperren noch ausweisen: Die DDR-Obrigkeit hat kein passendes Mittel gegen den Keim der Jugendrebellion. Pfarrer beten gegen den Staat und bieten Hilfe an.

Darum laßt uns alles wagen,
Nimmer rasten, nimmer ruhn.
Nur nicht dumpf so gar nichts sagen
Und so gar nichts woll'n und tun.
Nur nicht brütend hingegangen
Ängstlich in dem niedern Joch,
Denn das Sehnen und Verlangen
Und die Tat, sie bleibt uns doch.

Karl Marx 1836, als Kirchenlied letzte Woche bei einem Bittgottesdienst in Ost-Berlin gesungen

Die Häscher kamen im Morgengrauen – wie zu Stalins Zeiten.

Am Montag letzter Woche, vor sechs, klingelten sie in der Oderberger Straße 45, Hinterhaus fünfter Stock, bei der Theaterregisseurin Freya Klier, 37, und schafften sie dorthin, wo ihr Mann, der Liedermacher Stephan Krawczyk, 31, schon seit einer Woche unfreiwillig wohnt – ins Stasi-Gefängnis nach Berlin-Hohenschönhausen.

Zur gleichen Stunde holten die Greifer des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) im Quartier Prenzlauer Berg, in der Fehrbelliner Straße 91, die Malerin Bärbel Bohley, 42, aus dem Bett und führten sie im Nachthemd ab. Frau Bohley lehnte es ab, sich für die Herren von der Sicherheit knastfein zu machen. Bis nachmittags halb fünf durchwühlten die Fahnder vom MfS die Wohnung der Künstlerin; sie war schon mal 1983 in Haft und im letzten September wieder aufgefallen, als sie über ihre Freundin, die Grünen-Abgeordnete Petra Kelly, dem westreisenden SED-Chef Erich Honecker die Graphik „Niemandsland“ samt Protestbrief (Auszüge Seite 20) überreichen ließ.

Im Nachbarbezirk Pankow trieb die Staatsmacht, ebenfalls in aller Herrgottsfrühe, eine ganze Familie auseinander: Der arbeitslose Geisteswissenschaftler Wolfgang Templin, 39, und seine Ehefrau Regine, eine gelernte evangelische Gemeindepädagogin, gerieten ins Stasi-Spezial nach Hohenschönhausen, ihre Söhne, drei und 13 Jahre alt, erst mal ins Heim. Zwei Tage später kamen die Fahnder wieder, rissen Dielen auf und zerschlitzten die Matratzen.

An diesem Morgen griffen die Gehilfen des MfS-Chefs Erich Mielke auch den Theaterdekorateur Werner Fischer, 36, den Lebensgefährten von Bärbel Bohley, und den Schlosser und kirchlichen Mitarbeiter Ralf Hirsch, 27. Aus dessen Wohnung schleppten die Rechercheure das halbe Inventar ab – von der Visitenkarte mit dem Vermerk „Ruf bitte an“ eines westdeutschen Journalisten bis zum Fernseher. Den schmächtigen Hirsch schafften vier Staatsschützer, als sei er ein Terrorist, im gelben Lada in Gewahrsam.

Zu dieser Zeit tickerte die amtliche DDR-Nachrichtenagentur ADN bereits Vollzug: „Durch die zuständigen Organe der DDR“, so die ADN-Meldung 0046, „wurden am 25. Januar 1988 wegen des Verdachts landesverräterischer Tätigkeit Ermittlungsverfahren gegen mehrere Personen eingeleitet. Das gegen Stephan Krawczyk wegen krimineller Handlungen laufende Ermittlungsverfahren wurde inzwischen nach Feststellung von Verbindungen zu geheimdienstlich gesteuerten Kreisen in Westberlin wegen landesverräterischer Beziehungen erweitert.“

Der bislang härteste Schlag gegen führende Mitglieder der autonomen Friedensbewegung – fünf der am Montag Verhafteten gehören zur „Initiative für Frieden und Menschenrechte“, der rührigsten Ost-Berliner Friedensgruppe, das Ehepaar Klier/Krawczyk arbeitete mit ihr eng zusammen – zielt nur vordergründig auf das Häuflein der landeseigenen Ökopaxe und Bürgerrechtler. Die Betonköpfe der SED, voran die Genossen von der Sicherheit, wollen mehr: Sie halten den Zeitpunkt für gekommen, mit einem drastischen Exempel noch eben rechtzeitig den Geist der Rebellion gegen die ideologische Enge der Staatspartei und die von ihr vermuffte realsozialistische Gesellschaft auszutreten.



DDR-Protestler Freya Klier, Krawczyk
„Das Glas zersprang in Scherben“

Denn in der Jugend des anderen deutschen Staates hat sich im letzten Jahrzehnt allmählich, aber spürbar, etwas verändert: Das Selbstbewußtsein ist gewachsen und auch der Mut, der Obrigkeit bei passender Gelegenheit die eigene Meinung zu sagen; das Duckmäuser-



Kampfdemonstration für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in Ost-Berlin*: „Verwerflich wie eine Gotteslästerung"





Demonstrantin Vera Wollenberger, Protesttransparent der Bürgerrechtler: „Andenken geschändet"

tum der Ulbricht-Ära ist geschwunden (siehe Kasten Seite 22). Das fängt in der Schule an, wo jetzt – wie sonst überall in der Welt – von Widerworten berichtet wird, es setzt sich fort in die Reihen wehrpflichtiger Männer, die neuerdings ungestüm einen sozialen Ersatzdienst ohne Waffen fordern; es geht weiter in Diskussionszirkeln auch atheistischer Bürger unter dem Dach der (evangelischen) Kirche, wo Zusammengehörigkeitsgefühl die neuartige Unbefangenheit gegenüber der Staatsmacht stärkt.

Die Keimzelle dieser Jugendrevolte wurde auch von der offiziellen DDR-Innen- und -Außenpolitik genährt: In Helsinki verpflichteten sich die Vertreter der Einheitspartei 1975, westliche Ideen in ihr Land hinein- und menschliche Kontakte über die Grenzen zuzulassen. Seit Jahren sickern westliche TV-Wellen ungestört in die DDR-Wohnstuben – sendetechnische Ausnahme: Dresden, das als „Tal der Ahnungslosen" gilt –, seit einiger Zeit dürfen Tausende Bürger unterhalb des Rentenalters auch ohne verwandtschaftliche Beziehungen den Westen besuchen (1987: 1,2 Millionen); nur 0,03 Prozent davon verzichteten auf eine Rückfahrt.

Im letzten Jahr unterschrieben Einheitssozialisten/Ost und Sozis/West ein gemeinsames Papier, das vom Politbüro gebilligt und vom „Neuen Deutschland" gedruckt wurde – mit Sätzen wie diesen:

> Die offene Diskussion über den Wettbewerb der Systeme, ihre Erfolge und Mißerfolge, Vorzüge und Nachteile, muß innerhalb jedes Systems möglich sein. Wirklicher Wettbewerb setzt sogar voraus, daß diese Diskussion gefördert wird und praktische Ergebnisse hat.

Nicht nur aus dem Westen wurde die Aufsässigkeit des DDR-Jungvolks angefacht – mehr und erst recht aus Richtung Osten. Gelang es 1980/81 der Obrigkeit noch, eine gefährliche Infektion mit dem polnischen Solidarność-Bazillus zu verhindern, so ist es jetzt die Vormacht in Moskau, die zur Verbreitung des hochansteckenden Virus beiträgt. Seit dort Michail Gorbatschow regiert, hofft die kritische Jugend – zum ersten Mal übrigens – darauf, daß sich ein Uralt-Slogan der DDR-Führung bewahrheitet: „Von der Sowjet-Union lernen heißt siegen lernen." Sie würden alle ganz gern die Begriffe Glasnost und Perestroika übernehmen und zwischen Elbe und Oder mit eigenem Leben erfüllen.

Beispiele für den allgemeinen Aufruhr der Geister registrierten die wachsamen Gralshüter der Staatsmoral aus dem MfS in den vergangenen Monaten zuhauf:

* Am 17. Januar.

- Zu Pfingsten rotteten sich vor der Mauer beim Brandenburger Tor Tausende junger Leute spontan zusammen, um den Rockklängen eines Konzerts aus dem unerreichbaren Jenseits im Westen zu lauschen. Als Volkspolizei und Stasi Knüppel und Stahlruten tanzen ließen, antwortete die Menge mit Rufen nach dem Genossen Gorbatschow.
- Bei einem von der SED organisierten Olof-Palme-Gedenkmarsch im September quer durch die Republik trugen Friedensgrüppler vor den Augen der Sicherheitsorgane Transparente durchs Land, auf denen ein sozialer Friedensdienst als Alternative zum Wehrdienst gefordert wurde. Die Partei selbst hatte die Attacke auf den geheiligten sozialistischen Wehrwillen genehmigt.
- In der gesamten DDR zirkulieren in steigender Auflage regimekritische Untergrundzeitschriften wie der von Mitgliedern der „Initiative" herausgegebene „Grenzfall". Als die Stasi im November in einer Nacht-und-Nebel-Aktion Räume der evangelischen Zionsgemeinde in Ost-Berlin nach „Grenzfall"-Exemplaren durchsuchte, übten die sonst oft uneinigen Friedensaktivisten und die Leitung der evangelischen Kirche Solidarität.
- Die Bürgerrechtlerin Vera Wollenberger erstattete im Dezember Strafanzeige gegen den Chefredakteur der FDJ-Zeitung „Junge Welt", Hans-Dieter Schütt, wegen Beleidigung und Verleumdung, weil der Skinheads und kirchliche Mahnwachen unabhängiger Friedensfreunde auf eine Ebene gestellt und kriminalisiert hatte.
- In Parteiversammlungen meutern Genossen immer offener, wenn die Agitatoren der SED über die „Erfüllung der Beschlüsse des XI. Parteitages" labern, Diskussionen über das neue Denken des großen Bruders Gorbatschow aber wegdrücken.
- Als im vergangenen Herbst das SED-Zentralblatt „Neues Deutschland" („ND") und die FDJ-Postille „Junge Welt" einhellig den Film „Reue" des sowjetischen Regisseurs Tengis Abuladse – eine Abrechnung mit dem Stalinismus – in Grund und Boden verdammten, hagelte es parteiintern empörte Beschwerden. SED-Mitglieder entschuldigten sich beim sowjetischen Botschafter Wjatscheslaw Kotschemassow schriftlich für die Entgleisung der Parteijournalisten.

Die Staatsschützer der SED, jahrzehntelang fast allmächtig im Arbeiter-und-Bauern-Land, registrierten all diese warnenden Zeichen des ideologischen Verfalls, und sicherlich mit Schrecken, doch



Bohley-Graphik „Niemandsland": „Jeder soll seine Meinung sagen"

Sehr geehrter Herr Honecker,

mein Leben wird durch das Gefühl verbittert, daß ich hier weggetrieben werden soll, denn vielleicht könnte auch ich wieder reisen, wenn ich einen Ausreiseantrag stellen würde. Das aber wäre für mich kein Umzug von Deutschland nach Deutschland, sondern käme einer Niederlage gleich, da ich immer noch an die Möglichkeit von Veränderung in der DDR unter der Beteiligung aller ihrer Bürger glaube. Einen Ausreiseantrag zu stellen hieße für mich, dieses Land als Lebensraum aufzugeben und die Konsequenz aus der Feststellung zu ziehen, ich bin die allerletzte „Querulantin".

Dies ist aber nicht nur Ihr Staat und nicht nur meiner, sondern unser aller. So wie ich fühlen sich viele Menschen in diesem Land heimatlos, so wie Sie fühlen sich viele daheim. Daneben gibt es dann noch die, die sich in ihrem Eckchen eingerichtet haben und ihre Nische mit Heimat verwechseln und es nicht wagen, ihre Lebenswünsche und Vorstellungen öffentlich zu äußern.

Ich schreibe Ihnen nicht in der Erwartung, daß Sie meine persönliche Situation ändern, sondern daß Sie dazu beitragen, daß sich die Verhältnisse in der DDR so ändern, daß jeder Mensch seine Meinung öffentlich sagen kann, ohne in seiner Existenz bedroht zu werden. Zu diesen veränderten Verhältnissen würde auch eine veränderte Rechtsprechung gehören. Außerdem muß jeder Bürger ein Recht haben, sein Recht einzuklagen.

Ich möchte Ihnen meine Graphik „Niemandsland" schenken, in der Hoffnung, daß durch neues Denken auch für mich aus dem Niemandsland, in das ich hineingedrängt werde, Heimat wird und wir in die „Koalition der Vernunft" einbezogen werden.

Ihre
Bärbel Bohley



Malerin Bärbel Bohley
„Ich werde weggetrieben"



Bürgerrechtler Templin
Familie in Haft und ins Heim

gruppen agieren, fühlte sich verschaukelt. Ihr hatten Parteifunktionäre in den Tagen zuvor deutliche Zeichen der Entspannung gegeben, am Ende einer hektischen Woche mit Verhaftungen und Ausbürgerungen in den Westen.

Begonnen hatte alles am Sonntag, den 17. Januar. An diesem Tag nahmen die Sicherheitsorgane an die 100 Ost-Bürger fest, weil die etwas außerhalb der SED-Legalität an der jährlichen offiziellen „Kampfdemonstration" zum Gedenken an die kommunistischen Altvorderen Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg teilnehmen wollten – mit aufrührerischen Luxemburg-Texten wie „Freiheit ist immer nur Freiheit des anders Denkenden".

Die meisten von ihnen gehörten zu einer „Gruppe Staatsbürgerschaftsrecht der DDR", die ihre Ausreise in den Westen zu beschleunigen hofften. Nur eine Handvoll der Gegendemonstranten wollte in der von Erich Honecker angeführten Prozession mit dem ausdrücklichen Ziel wallfahren, für eine bessere DDR zu werben – unter ihnen Liedermacher Stephan Krawczyk.

Die Relation: Bis zum letzten Freitag waren 55 Demonstranten mit 41 Familienangehörigen in den Westen entlassen, von wo aus sie der DDR nichts mehr anhaben können. Elf Bürgerrechtler, die von innen heraus ihren Staat DDR verändern wollen, waren in Haft oder schon, quasi im Schnellverfahren, rechtskräftig verurteilt: Vera Wollenberger, geboren im 17.-Juni-Jahr 1953, zu sechs Monaten ohne Bewährung; am Freitag forderte der Staatsanwalt gegen drei Gruppenfreunde sieben und acht Monate Knast.

Die politische Relation machte im „ND" der Präsident des DDR-Pen-Zentrums, Heinz Kamnitzer, klar: Was bei der Demo geschehen sei, „ist verwerflich wie eine Gotteslästerung", das Andenken der toten sozialistischen Zwillings-Götter Liebknecht/Luxemburg sei „geschändet" – und die Ehrfurcht vor den lebenden roten Halbgöttern Honecker und Co., die bei der Demo vorne mitmarschierten, wohl auch.

Ursprünglich hatte es den Anschein, als wolle die SED auch diesmal die große Machtprobe vermeiden; den Bürgerrechtler Herbert Miszlitz hatte sie sechs Tage nach der Demo freigelassen.

Die Handhabe zum plötzlichen Kurswechsel lieferten den frustrierten Genossen von der Staatssicherheit, die nach der Zions-Schlappe ohnehin auf Revanche lauerten, ausgerechnet jene, die vom Luxemburg-Marsch profitiert hatten: Viele der Ausreise-Demonstranten belasteten bei ihren Vernehmungen Stephan Krawczyk und die am Montag verhafteten Mitglieder der „Initiative für Frieden und Menschenrechte" als Anstifter – allen voran den Bürgerrechtler Wolfgang Templin, der, obwohl selbst keineswegs DDR-überdrüssig, zu den Mitbegründern der „Gruppe Staatsbürgerschaftsrecht" gehört. „Die Staatsanwaltschaft", so ein Kirchenmann, „hat soviel Material, die wissen gar nicht, wo sie anfangen sollen."

Das Material überzeugte offenbar auch jene Genossen im Politbüro, die bislang allenfalls für sanfte Pressionen gegenüber den rebellischen Bürgerrechtlern eingetreten waren, um das Ansehen der DDR in der Welt nicht ohne Not zu beschädigen.

Der Zeitpunkt für ein grobes Exempel ist – aus SED-Perspektive – günstig. Anders als im September beim Olof-Palme-Marsch, der genau auf Honeckers



Bürgerrechtler Hirsch: Wohnungsinventar beschlagnahmt

nach bewährter Stasi-Art eingreifen durften sie nicht. Selbst im Fall Zion mußten sie einen Rückzieher machen: Die voreilig Eingesperrten kamen wieder frei, vier bereits eingeleitete Ermittlungsverfahren wurden sang- und klanglos kassiert – ein Novum in der sogenannten Rechtspflege der DDR.

Denn allen Entspannungs-Schalmeienklängen, allen Liberalisierungstendenzen zum Trotz ist die DDR ja de facto immer noch kein echter Rechtsstaat: Die Untertanen können sich gegen die Obrigkeit nicht wehren, da es keine Verwaltungsgerichtsbarkeit gibt. Im politischen Strafrecht erlauben Gummiparagraphen den Richtern reine Willkür. Gegen staatliche Maßnahmen ist der Bürger mithin schutzlos, und auch die „Eingaben", die Erich Honecker seinen Deutschen als Ventil versprach, ändern nichts daran – viele derartige Beschwerden landen schnurstracks in den Papierkörben der Autoritäten.

Die Toleranz der SED-Führung beim Olof-Palme-Marsch im letzten Herbst ließ bei vielen Bürgerrechtlern und Kirchenleuten Hoffnung keimen, die Einheitssozialisten seien im Umgang mit Andersdenkenden in ihrem Machtberitt doch noch lernfähig; sie hätten ihre Lektion aus der Arbeiterrevolte vom 17. Juni 1953 gelernt, sie würden sich gar darauf einlassen, den Forderungen nach mehr Demokratie und Mitbeteiligung an der Gestaltung der sozialistischen Gesellschaft entgegenzukommen.

Am vergangenen Montag hat die SED solche Utopien erst einmal ausgetreten.

Der Zugriff auf die fünf von der „Initiative" und auf Freya Klier traf nicht nur die in volkseigenen Gewahrsam Verbrachten unvorbereitet. Auch die Leitung der evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, in deren Umfeld die meisten Ost-Berliner Öko- und Friedens-

„Wo sich so was regt“

Mit Protesten gegen Frust und Mief der sozialistischen Gesellschaft

Szene am Brandenburger Tor, Ostseite. Ein Junge, vielleicht 16, bunter Anorak, starrt in Richtung Mauer. Er starrt nicht allein. Um ihn herum gucken Hunderte nach Westen. Dort, auf der anderen Seite des Tores, soll Ronald Reagan in einer halben Stunde eine Rede halten.

Ein Volkspolizist herrscht den Jungen an: „Gehen Sie weiter.“ – „Wieso gerade icke?“ antwortet der und rührt sich nicht. Der Vopo: „Das geht Sie nichts an, es genügt, wenn ich sage: weitergehen.“ Der Junge rührt sich noch immer nicht. Der Vopo schubst ihn. Der Junge geht ein paar Schritte, bleibt wieder stehen. Der Polizist wendet sich achselzuckend weg.

DDR-Jugend heute. Vor zehn Jahren hätte der Jungbürger klaglos pariert, der Volkspolizist nicht resigniert abgedreht. Vor zehn Jahren war die DDR ein anderer Staat. Da herrschte Repression im Alltag, war das Preußen des 20. Jahrhunderts noch intakt: In den Gaststätten ließen sich die Besucher vom Personal kujonieren, an den Grenzübergängen wurden die „Wessies“ mit barscher Polizeiwillkür empfangen, jeder kleine Behördenangehörige fühlte sich dem Bürger überlegen.

Die Zeiten sind vorbei, der volkseigene Nachwuchs hat sich von der totalen Bevormundung emanzipiert. Das Blauhemd der FDJ, einst Ehrenkleid für die ältere Jugend, ist aus dem Straßenbild verschwunden. An der Kleidung sind die Jugendlichen von den West-Touristen kaum zu unterscheiden. Ist, etwa für offizielle Aufmärsche oder Parteifeierlichkeiten, Kluft angesagt, schleppt das Jungvolk die blauen Klamotten lieber in der Tasche bis zum Tatort und kleidet sich erst dort um.

DDR-Lehrer klagen, wie ihre West-Kollegen, über rapiden Autoritätsverfall. In den Schulen mehren sich rechtsradikale Tendenzen. In U- und S-Bahnen werden faschistische und ausländerfeindliche Parolen geschmiert. In einer Schule in Berlin-Friedrichsfelde wurden polnische Jugendliche von DDR-Jugendlichen mit „Sieg Heil“ begrüßt und aufgefordert: „Haut ab, ihr Kanaken.“

Das sei, sagen DDR-Pädagogen, kein politischer Protest, sondern Ausdruck des Null-Bock-Feelings in der Langeweile ostdeutschen Alltags.

Der nach rechts ausschlagende Frust beschäftigt Polizei und Justiz. Am 17. Oktober letzten Jahres überfiel eine Horde von 30 Ost-Berliner Skinheads, bewaffnet mit Ketten und leeren Flaschen, Besucher eines Punk-Konzerts in der Zionskirche und schlug etliche von ihnen zusammen. Mit Rufen wie „Sieg Heil“ und „Judenschweine“ waren die jungen Neonazis zum Ende des Konzerts in die Kirche eingedrungen.



Jugendprotest in Ost-Berlin*: „Ein Ariadne-Faden zur Freiheit“

Der Vorfall, den es gar nicht geben durfte, da nach SED-Lesart bislang in der DDR Neonazis nicht existierten, erregt in Ost-Berlin bis heute die Gemüter. In erster Instanz verhängte das Stadtbezirksgericht Berlin-Mitte im Dezember außerordentlich milde Strafen zwischen einem und zwei Jahren.

Daraufhin protestierte die Parteipresse offen gegen das DDR-Gericht. „Wo sich so was regt“, empörte sich der Chefredakteur der FDJ-Zeitung „Junge Welt“, Hans-Dieter Schütt, „sind Rücksichtnahme und Toleranz fehl am Platz.“

Die Staatsanwaltschaft legte Protest ein, in zweiter Instanz verschärfte das Stadtgericht Berlin die Strafen drastisch – auf anderthalb bis vier Jahre. ADN meldete plötzlich, die Ost-Skinheads seien von Gesinnungsgenossen aus Berlin (West) „inspiriert“ worden.

Selbst an den Universitäten, unter der vorsortierten Elite des Landes, ist die sozialistische Moral nicht mehr intakt. Um mit seiner Freundin im Studentenheim ein Doppelzimmer zu ergattern, hat sich der Sohn eines Professors für das kommende Frühjahr einen Heiratstermin besorgt. Sobald die jungen Leute die Bescheinigung haben, melden sie den Hochzeitstermin wieder ab – denn die beiden wollen nur ein Zimmer, nicht heiraten.

Nur bei der Wehrerziehung ist die junge Welt der SED noch in Ordnung. Die männlichen Schüler der neunten Klassen rücken alljährlich kurz vor den Sommerferien für 14 Tage in ein „Wehrausbildungslager“ ein. Die Jungen kriegen Uniformen, werden militärisch gedrillt und im Scharfschießen unterwiesen. Als Ausbilder fungieren Offiziersschüler und Reserveoffiziere. Die daheimgebliebenen Mädchen stärken den Wehrwillen ihrer Klassenkameraden mit selbstgebackenen Kuchen und aufmunternden Ansichtskarten.

Wenn die Kinder schießen lernen, sind sie 15 Jahre jung.

* Beim Abschlußgottesdienst des Evangelischen Kirchentags im Juni 1987.

Bonn-Visite fiel, anders auch als im November, da der Staatsratsvorsitzende bereits vom Arc de Triomphe und seinem Empfang im Elysée-Palast träumte, steht derzeit keine wichtige Auslandsreise an. Die Briten, deren Königin der Obersozi Honecker gern noch in diesem Jahr seine Aufwartung machen möchte, haben bislang keinerlei Bereitschaft erkennen lassen, den SED-Chef einzuladen. Darauf, streuen englische Diplomaten in Ost-Berlin, könne Erich Honecker noch eine Weile warten.

Bis dahin aber, so das Kalkül der Genossen, ist die prekäre Angelegenheit längst erledigt und vergessen.

Was die Stasi Krawczyk und seinen Gesinnungsfreunden aus der „Initiative für Frieden und Menschenrechte" eigentlich en détail vorwirft, ließ die DDR-Justiz letzte Woche im dunkeln. Wohin das Ermittlungsverfahren en gros zielt, machte das „ND" gleich zweimal deutlich. Am Dienstag druckte das SED-Blatt einen Artikel aus der DKP-Zeitung „Unsere Zeit" nach, in dem den Ost-Berliner Friedensgruppen vorgeworfen wird, sie würden vom Klassenfeind im Westen alimentiert.

Zwei Tage später erklärte Peter Przybylski, Leiter der Pressestelle beim DDR-Generalstaatsanwalt, im „ND": Die Inhaftierten hätten Kontakt zu Personen und Einrichtungen außerhalb der DDR gehabt, „deren Beziehungen zu westlichen Geheimdiensten bekannt sind". Ein Uralt-Klischee, das schon vor zehn Jahren herhalten mußte, Rudolf Bahro, SED-Kritiker aus den eigenen Reihen, als Landesverräter zu acht Jahren Gefängnis zu verdonnern. Diesmal galten im offiziellen Parteichinesisch der aus Jena zwangsweise ausgebürgerte Roland Jahn, 34, und seine in West-Berlin wohnenden Freunde als Beleg für die Agenten-Komplott-Theorie.

Das Delikt Landesverrat reicht nach dem DDR-Strafgesetzbuch von Spionage über „Landesverräterische Nachrichtenübermittlung" bis zu „Landesverräterischer Agententätigkeit", die Strafen schwanken von einem Jahr bis lebenslänglich.

Was die Verhafteten, allesamt seit längerem Randexistenzen in ihrer Gesellschaft, „verraten" haben könnten, wenn sie denn wirklich gewollt hätten, erscheint schleierhaft in einem Staat, in dem schon die Telephonnummer eines Ministeriums als Geheimnis gehütet wird. Aber in einem Land, dessen Justiz selbst für die Weitergabe von *nicht* der Geheimhaltung unterliegenden Nachrichten bis zu zwölf Jahre Knast androht (Paragraph 99 des DDR-Strafgesetzbuches), kann ein belangloses Gespräch mit einem West-Journalisten, etwa übers Wetter, zur Anklage reichen – wenn die Partei es wünscht: Selbst „Vorbereitung und Versuch sind strafbar" (Paragraph 99 Absatz 2).

Daß die SED ihr Exempel am Liedermacher Krawczyk und seinen Gesinnungsfreunden aus der „Initiative für Frieden und Menschenrechte" statuieren will, kommt nicht von ungefähr.



Kirchenpräsident Stolpe
Die letzten Altstalinisten?

Diese Gruppe ist die rührigste in der Szene. Sie hat mehr als einmal durch öffentliche Aktionen die Kluft sichtbar gemacht, die im SED-Regime zwischen verbrieftem Recht und der Wirklichkeit von SED-Gnaden besteht.

Etwa im letzten April, als 17 ihrer Mitglieder versuchten, gemeinsam nach Prag zu fliegen. Nach den DDR-Gesetzen hat jeder Bürger – sofern er einen Personalausweis besitzt – das Recht, ohne Visum in die ČSSR zu reisen. Doch die meisten wurden schon vorher abgefangen, nur fünf kamen bis zum Flughafen Schönefeld. Dort wartete ein Bus, der sie zur Vernehmung ins Ost-Berliner Polizeipräsidium transportierte.

Die „Initiative" hat von allen Friedensgruppen die größte Ausstrahlung auf breitere Bevölkerungsschichten der DDR, weil sie nicht nur demonstriert, sondern auch die Situation in Teilbereichen der DDR-Gesellschaft fernab spektakulärer Auftritte in den West-Medien analysiert und dokumentiert – etwa zur Lage der Jugendlichen und der Frauen sowie der Alten und sozialer Randgruppen, etwa zum Stand des Bildungs- und Gesundheitswesens in der DDR. Zahlreiche Mitglieder der „Initiative" waren früher in der SED. Sie kritisieren die sozialistische Einheitspartei von marxistischen Positionen aus und gelten jetzt als „Verräter".

Der Haß auf Renegaten erklärt vor allem die Heftigkeit, mit der die SED den Liedermacher Stephan Krawczyk verfolgt. Kaum saß der Sänger im Knast, tauchte in Ost-Berlin ein Kettenbrief mit einem Hetz-Gedicht gegen Krawczyk auf. Kostprobe:

Vom Westen bin ich ausgewählt, werd' gut bezahlt, und nur das zählt! Aufträge be-



Mahnwache in der Zionskirche*: „Knechte herrschen über uns"

* Am 27. November 1987.

komm' ich täglich, bin anmaßend, doch im Ergebnis kläglich.
Ich bin Reagans Rattenfänger, fürs Pentagon mach' ich noch länger. Den Kontras meine Hilfe gilt – das ist es, was mich so erfüllt.
Kunst, da versteh' ich nix davon, drum krächz' ich jetzt im Grammophon. Ich fühl' mich wie 'ne miese Dohle, ertragt auch weiter mein Gejohle!
Wir kennen's aus der Bibel schon, der Judas kriegt doch seinen Lohn!

Die sudelige Handschrift ist in der Szene bekannt: Vor Jahren wurde eine evangelische Pastorin in Ost-Berlin ähnlich traktiert, damals mit Pornographie aus dem Westen. Und Wolfgang Templin hatte monatelang unter einer Flut gefälschter Kauforders zu leiden, die einer in seinem Namen auf Kleinanzeigen in DDR-Zeitungen getätigt hatte (SPIEGEL 5/1987). Nicht zu beweisen, aber zu vermuten: Die mächtige, allgegenwärtige Staatssicherheit scheut auch keine subversiven Methoden, um ihre – vermeintlichen – Gegner zu demontieren und deren – vermeintliche – Anhängerschar zu destabilisieren.

Über Jahre war der Sänger Krawczyk ein Hätschelkind der Kulturfunktionäre – als er noch Folklore und Volkslieder vortrug und sich seine Texte von anderen machen ließ, Verse wie diese:

Ach, Freundin, der Alltag kommt täglich, der stille, der tragende Fluß, mit Strudeln, erstaunlich beweglich wie Kuß und Genuß und Verdruß.
Wir treiben ins Ungefähre: die Schwimmhäute wachsen so träg. Doch bau'n wir uns keine Galeere, sie vergäße das Ziel auf dem Weg.

1981 bekam Stephan Krawczyk für solches Getingel den Hauptpreis bei den 6. Tagen des Chansons der DDR. Rasch ins Partei-Abseits sang sich der Chansonnier, als er begann, zur Gitarre eigene Gedanken vorzutragen. Die wurden immer aggressiver und den Kulturbonzen der SED suspekt (siehe Kasten Seite 26).

Der bärtige, kurzhaarige Krawczyk sang seine Wut auf sozialistischen Mief und bürgerliche Enge der DDR-Gesellschaft aus dem Bauch heraus und avancierte mit heiserer Stimme zum Geheimtip der Jungen. 1985 hatte die SED genug von ihm; sie schloß den Liedermacher vom staatlichen Kulturbetrieb aus.

Fortan konnte er nur noch privat vorsingen – und in den Räumen jener Institution, die in der DDR seit langem zum einzigen Zufluchtsort für die Mühseligen und Beladenen des SED-Regimes geworden ist: in der evangelischen Kirche der Ost-Republik. Mehr als 80 000 haben ihn landesweit in Kirchen und Gemeindesälen während der vergangenen Jahre gehört, obwohl Krawczyk-Termine nur durch Flüsterpropaganda verbreitet wurden.

Häufig trat Krawczyk mit seiner Frau Freya Klier auf, die auch jahrelang von der Partei gefördert worden war, bis die Theaterregisseurin 1985, im Sog ihres Mannes, das Verdikt des Berufsverbots traf.



DDR-Protestler Havemann, Biermann 1976: Symbolfiguren der Bürgerrechtsbewegung

Mit Freya Klier hatte Krawczyk zwei kritische Programme erarbeitet, gemischt aus Kabarett und Farce, in denen das Duo alles hinterfragte, was offiziell in ihrem Land tabu ist: von der Rolle der Frau im Sozialismus („Dank euch, Genossen! Für euer Vertrauen in meinen Unterleib") über die Inflation des Wortes „Frieden" („Für die Friedenslaufstafette springt selbst Oma aus dem Bette") bis zur Stasi-Sucht, das gesamte Land mit Spitzeln zu überziehen („Wir haben eine heiße Spur, die führt zu einem Kinderwagen").

Die trotz Ausgrenzung wachsende Popularität des renitenten Barden versuchte die SED durch erhöhten Druck zu stoppen: Pfarrer, die Krawczyk mit oder ohne Ehefrau auftreten ließen, wurden mit saftigen Ordnungsstrafen belegt. Wo das nicht half, kam auch schon mal die Drohung: „Wollen Sie etwa, daß Skinheads Ihre Kirche verwüsten?"

Dem Ehepaar selbst machten die Behörden unverblümte Avancen, in den Westen ausreisen zu dürfen. Warum sie das ablehnen, formulierten Freya Klier und Stephan Krawczyk in einem Positionspapier: „Wenn wir uns also entschlossen haben zu bleiben, so geschieht das nicht aus einem Hang zum Märtyrertum, sondern aus der tiefen und wichtigen Erfahrung des Gebrauchtwerdens."



DDR-Anwalt Schnur
Sonderkerze in der Kirche

Mit der Verhaftung von Krawczyk am 17. Januar stellte sich die SED selbst ein Bein: Seit der Liedermacher im Knast sitzt, hat die ostdeutsche Protestbewegung wieder eine Symbolfigur, die ihr nach dem Rausschmiß Wolf Biermanns, 1976, und dem Tod des Philosophen Robert Havemann, 1982, gefehlt hat.

Die Lawine, die Sicherheitsminister Erich Mielke mit seiner Verhaftungswelle losgetreten hat, könnte der SED außer Kontrolle geraten.

Noch albern wirkte, wie das „ND" auf einmal, innenpolitisch bedrängt, den äußeren Feind hervorkramte und tagelang gegen die „BRD", darunter auch gegen „Berufsverbote", polemisierte. Ernsthafter schon, daß Politikern der Grünen plötzlich die Einreise gesperrt wurde.

Eher unscheinbar auch die Reaktion im Westen: Außer bei den üblichen Scharfmachern aus der Christenunion waren in der Koalition nur leise Töne zu vernehmen – und bei der SPD sowieso; Ex-Chef Willy Brandt von West-Berlin aus an den DDR-Staatsschutz: „Stoppen Sie den grotesken Unsinn.“ Immer mehr Bonner wissen, daß offener Druck oder gar Repressalien nur jene Kräfte in der SED stärken, denen das Miteinander mit dem Klassenfeind noch nie geheuer war. Die könnten, fürchtet mancher in der Bundesregierung, Reiseerleichterungen wieder zurückdrehen, und daran ist weder West- noch Ost-Bürgern gelegen. Der Bundestag wird sich diese Woche in die DDR-Auseinandersetzung einmischen.

Unerhörtes aber tat sich letzte Woche innerhalb der DDR: Abend für Abend strömten in evangelischen Kirchen der Ost-Republik viele hundert, meist junge Leute zusammen, um für die Inhaftierten zu beten und gegen die Repression ihres Staates zu protestieren – nicht nur mit Billigung der Kirchenoberen, sondern unter ihrer Obhut.

Die Bewegung begann in der Hauptstadt und breitete sich von dort übers ganze Land aus. Bis zum Freitag kamen Meldungen über Fürbittgottesdienste für die Verhafteten aus Jena, Leipzig, Zwickau, Halle, Potsdam, Schweedt, Cottbus, Weimar, Spremberg, Finsterwalde, Fürstenwalde und Torgau. In Dresden reihte sich sogar eine katholische Gemeinde in die Solidargemeinschaft ein. In Ost-Berlin sollen diese Gottesdienste täglich in einer anderen Kirche so lange fortgeführt werden, bis Entspannung in Sicht ist.

Neues Leben in den Gotteshäusern, und ein gefährliches dazu. Denn wie dort gebetet, gesungen und gesprochen wird, kann der Stasi nicht gefallen.

In Friedrichsfelde eröffnete ein junger Mann am Montag, dem Tag der Verhaftung der sechs, die Abendandacht in Anlehnung an einen alttestamentlichen Psalmvers: „Strafe sie, o Gott, laß ihre Politik scheitern.“ Und die Gemeinde sang zur Gitarre den rasch vertonten Marx-Text aus dem Jahr 1836 (siehe Motto) und Verse wie diese:

> Ich hab' geträumt, der Krieg war vorbei, du warst hier, und wir warn frei, und die Morgensonne schien, alle Türen waren offen, die Gefängnisse leer, es gab keine Waffen und keine Kriege mehr, das war das Paradies.
>
> Gibt es ein Land auf der Erde, wo der Traum Wirklichkeit ist? Ich weiß es wirklich nicht, ich weiß nur eins, und da bin ich sicher, dieses Land ist es nicht.

Beim Gottesdienst einen Tag später in der Samariterkirche des Pfarrers Rainer Eppelmann stimmte die auf 800 Menschen gewachsene Gemeinde lautstark den Song „We shall overcome“ an. Und als Eppelmann um Spenden für die Angehörigen der Inhaftierten und die Verteidigung bat, kamen gleich 2500 Mark zusammen.

Wieder einen Tag später, beim Gottesdienst in der Galiläa-Kirche in Lichtenberg, betete der Diakon vorn am Altar Klartext: „Knechte herrschen über uns, und niemand ist da, uns zu erretten.“

Dann erzählte er die Geschichte von den Posaunen von Jericho, unter deren Klang die Mauern der Stadt einstürzten.

Am Donnerstag, in der Paul-Gerhardt-Kirche in Pankow, setzten die Pfarrer Ruth Misselwitz und Rudi Pahnke Symbole der Ohnmacht gegen die Gewalt der Herrschenden. Pahnke verteilte an alle 1000 Teilnehmer ein Stück Schnur, einen „Ariadne-Faden zur Freiheit“, wie er sagt, in den jeder elf Knoten machen sollte – für jeden einsitzenden Bürgerrechtler einen. Immer ein Knoten soll gelöst werden, wenn einer der in Hohenschönhausen Aufbewahrten freikommt. Kollegin Ruth Misselwitz entzündete für jeden der elf am Altar eine Kerze – und eine Sonderkerze für den Anwalt Wolfgang Schnur, der zum Hoffnungsträger aufrückt.

„Wäre Gott nicht gewesen“, betete Pfarrer Pahnke in lockerer Nachdichtung eines Psalms, „als sie Hausdurchsuchungen veranstalteten, als sie uns den Mund verbieten wollten, dann hätten sie uns alle verschlungen. Denn jetzt ist ihr Zorn gegen uns entbrannt. Jetzt ist offensichtlich ihre Stunde da.“

Die Wirkung dieser Gottesdienste bekommt die Stasi zu spüren, die sich draußen en masse in den Hausfluren drückt. Der tägliche Kirchentreff mit Hunderten von Gleichgesinnten nimmt vielen die Angst vor der Staatsmacht.

Der von der Kirche beauftragte Rostocker Anwalt Schnur forderte dazu auf, am Mittwoch, an dem im Stadtbezirksgericht Lichtenberg gegen seine Mandantin Vera Wollenberger verhandelt wurde, in der Samariter-Kirche zu beten. 60 Mitstreiter kamen und ließen sich durch das überdimensionale Stasi-Aufgebot nicht beirren. Nach ihrer Verurteilung – ihr Verteidiger hatte auf Freispruch plädiert – kündigte Schnur, auch dies ein Novum, Berufung an.

Die zentrale Rolle in diesem Konflikt zwischen der auf ihrer Machtvollkommenheit pochenden SED und den aufbegehrenden Bürgerrechtlern fällt der Kirche zu – ob sie will oder nicht. Sie hat als einzige gesellschaftliche Größe in der DDR die moralische Autorität, der Staatsmacht Paroli zu bieten.

Und sie nutzt sie. Demonstrativ erschien der Berliner Bischof Gottfried Forck beim Prozeß gegen Vera Wollenberger im Gerichtssaal und verfolgte über Stunden das Geschehen. Die Kirche hat ein Kontaktbüro eingerichtet und hält es ständig besetzt, das Nachrichten über den Fortgang der Ereignisse im ganzen Land sammelt, bei den abendlichen Andachten weitergibt und Hilfen vermittelt. Auch in Leipzig und Dresden wurden Kontaktbüros aufgemacht. Ein Vertreter der Kirchenleitung ist bei allen Andachten dabei, informiert über neue Entwicklungen und versucht, den Versammelten Mut zu machen.



Paris-Besucher Honecker, Gastgeber Mitterrand 1988: Der Traum vom Elysée-Palast

In der Sache gehen die Kirchenoberen auf Distanz. Sie haben gleich nach dem Demo-Sonntag klargemacht, daß sie ihr Institut nicht als Hilfsorganisation für Ausreisewillige verstehen.

Der Präses der Berlin-Brandenburgischen Synode, Manfred Becker, macht am letzten Mittwoch beim Gottesdienst in der Galiläa-Kirche klar: „Wir identifi-

zieren uns nicht mit den Aktionen vom 17. Januar und den dahinterstehenden Motiven. Aber wir stehen zu denen, die in Bedrängnis sind."

Sie tun in Wahrheit etwas mehr: In internen Gesprächen mit der SED wollen die Christen-Lehrer die Genossen überzeugen, sie sollten im Interesse der DDR die Andersdenkenden in die Verantwortung für die ostdeutsche Gesellschaft einbinden und nicht einsperren.

„Das Einfordern demokratischer Grundrechte wird weitergehen", sagt Präses Becker in der Galiläa-Kirche unverblümt. „Auch in unserem Land stehen Glasnost und Perestroika auf der Tagesordnung."

Und er zitiert unter prasselndem Beifall:

> Freiheit der Meinungsäußerung und der Presse sind verfassungsmäßig garantiert und als elementare Menschenrechte anerkannt. Wir erachten die Mannigfaltigkeit der Meinungen und Ideen, eine rege geistige Kommunikation sowohl in unseren eigenen Reihen als auch mit Andersdenkenden als lebensnotwendig, weil nur so alle Potenzen unseres Volkes freigesetzt und erschlossen werden können. Vom Mitdenken und Mithandeln von Millionen unserer Bürger, vom Reichtum ihrer Ideen hängt letztlich jeglicher gesellschaftliche Fortschritt ab.

Das hat Erich Honecker im vergangenen Oktober zu belgischen Journalisten gesagt, das „ND" hat es gedruckt.



Protestsänger Krawczyk in der Ost-Berliner Samariter-Kirche: „Dank euch, Genossen, für euer Vertrauen!"

„Ich verkoch auf kleiner Flamme"

Auszüge aus Liedern von Stephan Krawczyk

Lied zum Aufhörn

Ich hab alles angebissen
Was man schmackhaft aufgetischt
Und jetzt ahne ich, daß dabei
In mir irgendwas verlischt.
Was laß ich mich denn verplanen
Für den eignen Ausverkauf
Kann mir Schlimmeres passieren
Als ein fader Lebenslauf?

Ich hab noch nie Dreck gefressen
Ich bin noch nie abgestürzt.
Ich verkoch auf kleiner Flamme
Angebrannt und ungewürzt.
Das Gefühl, daß ich schon tot bin
Versetzt mir den Lebensstoß.
Gut, heut Nacht werd ich verdauen
Aber morgen geh ich los!

Grübellied

fast jeder darf, wann darf denn ich
die stempelgummis knallen
auf tische in den ämtern, wo
die schicksalswürfel fallen.

man hat den antrag abgelehnt
ließ meine träume sterben
das glas, das randvoll hoffnung war
zersprang in tausend scherben.
das glas, das randvoll hoffnung war
zersprang in tausend scherben.

ich habe meinen besten freund gemieden
der wahltags sich an einen hanfstrick hing.
ich habe mich von meiner frau geschieden
weil sie erst kurz nach neun zur urne ging.
ich hab auch meine fensterfront verdunkelt
wenn sendeschluß die welt ins bette geht.
es wäre doch verdächtig, wenn man munkelt
daß nächtens wer mit seinem koffer vor dem spiegel steht.

für freya

mir wird so kühl, wenn einer seinen hut nimmt
und über nacht in andre gräser beißt.
wer hat denn schon sein letztes hemd versoffen
daß er sagen kann: ich bin am end.

es gibt so viel, die ihre segel streichen
mit einer farbe, die nach abfall stinkt.
wem wurden schon die flügel abgebrochen
daß er sich treiben lassen muß vom wind.

wir krallen unsere hände ineinander
und werden still, wenn wir im nebel gehn.
wer weiß denn schon, bevor der nebel aufsteigt
was kommen wird, wenn wir nicht überstehn.

Daß die SED auf längere Sicht nur verlieren kann, wenn sie stur bei ihrer Härte bleibt, hat offenbar auch ein Teil der SED-Spitze begriffen. Ein Prozeß gegen die sieben von Hohenschönhausen würde nach ihrer Einschätzung mehr außenpolitischen Schaden anrichten als innenpolitischen Nutzen bringen.

Bürgerrechtler im Dauerknast könnten dem Staatsmann Erich Honecker präsentable Auftritte auf der Weltbühne verderben. Nicht nur hätte die DDR Amnesty International am Hals, solange die Polit-Gefangenen einsitzen; auch bei der KSZE-Nachfolgekonferenz in Wien säße sie plötzlich wieder auf der Anklagebank, von der sie mit Hilfe der allgemeinen Amnestie vom vergangenen Oktober gerade erst herunterkam.

Einen Landesverratsprozeß gegen alle oder gegen einzelne möchten die Genossen, so ließen sie letzte Woche durchsikkern, daher nicht aus Einsicht, wohl aber aus Gründen der Opportunität auf jeden Fall vermeiden. Sie setzen jetzt auf eine Methode, die häufig gewirkt hat: den Druck auf die Häftlinge so zu erhöhen, daß die von sich aus den Antrag auf Entlassung aus der DDR-Staatsbürgerschaft stellen. Ein in den Westen geekelter Bürgerrechtler hat im Osten seinen Reiz verloren. Druckmittel hat die Stasi genug: Kinder, Ehepartner, die Drohung mit zehn Jahren Freiheitsentzug; Berufsverbote, Reise- und Kontaktsperren.

Aus der Zwickmühle, in die sie sich selbst gebracht haben, sind die Obergenossen damit allerdings nicht heraus. Denn aus den eigenen Reihen kommt die Kritik von zwei Seiten.

„Die einen", analysierte der Ost-Berliner Kirchenmann Manfred Stolpe letzte Woche die Lage der SED-Oberen, „sagen, soviel Laschheit gegen Abweichler hat es unter Walter Ulbricht nicht gegeben. Die anderen dagegen fürchten, bald sind wir die letzten Altstalinisten, höchstens noch mit den Rumänen vergleichbar." Erich Honecker und sein Politbüro sind in Gefahr, mit diesen identifiziert zu werden.

Am Dienstag letzter Woche, als das „ND" auf Seite 2 die Verhaftung der Bürgerrechtler meldete, schmückten die erste Seite des SED-Zentralorgans dreispaltig „herzliche Glückwünsche und brüderliche Grüße" für den 70jährigen rumänischen Parteichef und Diktator Nicolae Ceauşescu. Kostprobe: „Wir bringen Ihrem unermüdlichen Wirken für Frieden und sozialen Fortschritt, für den friedlichen Wettstreit der Gesellschaftssysteme in einer Welt ohne atomare und andere Vernichtungswaffen unseren Respekt entgegen."

Auf Vorschlag des Politbüros und des Ministerrats der DDR verlieh Erich Honecker dem „werten Genossen Nicolae Ceauşescu" zu dessen „Ehrentag" den Karl-Marx-Orden, die höchste Auszeichnung seiner Republik.

Das war keine Panne, sondern bloß peinlich.

KANZLER

Aufstand der Bosse

Helmut Kohl regiert selbstherrlicher denn je. Doch die Kritik in der Partei und in der Wirtschaft wächst.

Einer der CDU-Oberen spürt die Unruhe, hört das Getuschel, teilt den wachsenden Groll: „Es wird der Tag kommen, da steht einer auf in der Fraktion und sagt, Herr Kohl, wer sind Sie überhaupt, und was erlauben Sie sich. Sie sind einer, den wir aus unserer Mitte gewählt haben, mehr nicht. Sie sind doch nicht vom Landsknechtshauptmann zum König aufgestiegen."



Finanzminister Stoltenberg
„Der ist erledigt"





Kanzler Kohl, Ressortchef Blüm: Entlassung angedroht

Ihro Gnaden fühlen sich über derlei Anwürfe erhaben. Helmut Kohl kostet die Wonnen der Würde aus. „Der Job macht ihm riesigen Spaß", berichtet Mitarbeiter Eduard Ackermann.

Wenn nicht gerade auf Reisen, widmet sich der Kanzler auch weiterhin am liebsten dem Geschäft des Abmeierns. Da ist er gut. Wer dem Würdenträger lästig oder gar gefährlich werden könnte, muß auf der Hut sein. Der Schaden für die eigene Partei kümmert Kohl nicht.

„Stoltenberg ist erledigt", meldete Kanzler-Gehilfe Horst Teltschik jetzt einem Journalistenzirkel. Als Landesparteichef hilf-, als Schuldenmacher glücklos, bekommt der einstige Reservekanzler zu spüren, daß er seine Zukunft hinter sich hat.

Kohl hält es inzwischen nicht einmal mehr für nötig, den amtierenden Finanzminister zu informieren, wenn er in Briefen an die Oberhirten der christlichen Kirchen die Befreiung von der – zur Finanzierung der Steuerreform vorgesehenen – Quellensteuer in Aussicht stellt.

Auch einen anderen CDU-Star, den unbotmäßigen Norbert Blüm, hat Helmut Zwo im Visier. Allen Ernstes, berichtete Teltschik aus Gesprächen mit seinem Chef, sei Kohl entschlossen, den populären Arbeitsminister zu feuern. Halte sich Blüm nicht an des Kanzlers Verbot, in Südafrika gegen das Apartheid-Regime zu demonstrieren, „dann fährt er nicht als Kabinettsmitglied".

Ob er denn in anderer Eigenschaft reisen könne, fragten die Journalisten. Nein, eine Person lasse sich nicht in ihre verschiedenen Funktionen aufteilen. Ob das heißen solle, Kohl werde Blüm dann aus dem Kabinett entlassen? Teltschik: „Das würde es bedeuten."

Dem Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker neidet Kohl nicht minder die Beliebtheit. Also giftet er im Kabinett, er habe „da so Photos" gesehen – von Weizsäcker Arm in Arm mit seinem

„Ich komme aus der Pfalz"

Helmut Kohls Auftritt in der Tschechoslowakei

Es war ein Blitzbesuch, ganz nach dem Geschmack von Helmut Kohl. Nach knapp 34 Stunden hatte der Kanzler Prag genommen.

Im Eiltempo schaffte die „Walz aus der Pfalz" drei Gedenkstätten und eine Metzgerei, ein Weinlokal und eine Synagoge, die Burg nebst Dom und den „europäischen Geist". Dem begegnete er auf Schritt und Tritt: „Wenn Sie durch Prag laufen, können Sie mit Händen greifen, was dort entstanden ist, das hat mit der europäischen Kulturlandschaft zu tun."



Prag-Besucher Kohl, Bewunderer: „Ich sitze in Bonn"

Kohl griff zu. Wer immer sich dem Kanzler in den Weg stellte, wurde gnadenlos mit Handschlag begrüßt: „Wo kommen Sie her? Was machen Sie hier? Sprechen Sie deutsch? Auf Wiedersehen."

Selbst der heilige Wenzel, der Schutzpatron der Böhmen, wurde als „einer von uns" annektiert, als Kohl sein Wappen – den Adler der Przemysliden – auf einer Kirchentür entdeckte: „Das ist doch unser Adler."

Fast alles ist dem Kanzler „wichtig": der Besuch – ein „wichtiger Markstein", der „Weg" mit dem Markstein , ein „wichtiger Weg" das Ziel, auf das der Weg „ausgerichtet" ist, ein „wichtiges Ziel".

Den Abstecher zur Gedenkstätte in Lidice, die an das 1942 von Gestapo- und SD-Männern ausgerottete Dorf erinnert, hält Kohl für eine „wichtige, aber auch bedrückende Stunde der Begegnung mit der Barbarei". Da hat ihn „die Wucht unserer jüngsten Geschichte" zwar getroffen, aber nicht aus dem Gleichgewicht geworfen: Nie kann dieser Kanzler von Opfern des Nazi-Terrors reden, ohne zugleich die Heimatvertriebenen zu nennen – auch sie sind ihm „wichtig".

Besonders „wichtig" ist es, den Blick in die Zukunft zu richten. „Wie Förster" sollten die Politiker „jetzt Bäume pflanzen, damit später ein Wald daraus wird". Denn: „Das nächste Jahrhundert ist in zwölf Jahren."

Am wichtigsten aber ist der Frieden, auch wenn der Kanzler eigentlich lieber über Oggersheim redet: „Ich komme aus der Pfalz, meine Heimat hat mehr Not und Tod erlebt als viele Regionen meines Vaterlandes."

Und dann wird er in Prag, wo im August vor 20 Jahren sowjetische Panzer den Frühling niederwalzten, geostrategisch: „Wenn ich im Kanzleramt in Bonn an meinem Schreibtisch sitze, dann bin ich nicht auf einer einsamen Insel. Dann weiß ich, daß die nächste sowjetische Division in Weimar steht – und ich sitze in Bonn."

Gast, dem sowjetischen Außenminister Eduard Schewardnadse. Zensor Kohl: „Jeder muß wissen, wo wir hingehören."

Groß im Kleinlichen, selbstherrlicher denn je, hat der Kanzler beschlossen, auch ein bedeutender Europäer zu werden. Die EG-Präsidentschaft kann den deutschen Steuerzahler teuer zu stehen kommen, die Bundesbank, letzter Hort der Stabilität, gar die Unabhängigkeit kosten (siehe Seite 31).

Wer so auf eigene Größe sieht, der hält sich nicht auf mit den Widrigkeiten des Regierungsalltags. Die Jahresbilanz ist entsprechend. Statt sich der versprochenen Steuersenkungen zu erfreuen, mault Kohls Volk über angekündigte höhere Steuern auf Tabak, Schnaps und Sprit. Medikamente, Brillen und Gebiß werden teurer, das Telephon auch. Und die Bundespost trudelt dennoch in die roten Zahlen (siehe Seite 102). Die Arbeitslosigkeit steigt, die Konjunktur kippt ab, die Staatsschulden galoppieren, griffige Konzepte für Kohle, Stahl und Landwirtschaft sind nicht zur Hand.

Weiterer Streit in der Union ist programmiert. Kohl strich vorige Woche die Vorruhestandsregelung. Düpiert sind CDU-Linke wie Blüm und Ulf Fink (siehe SPIEGEL-Gespräch Seite 35), aber auch Fraktionschef Alfred Dregger. Kohl-Vize Lothar Späth sieht schwarz für die Zukunft des Industriestandorts Bundesrepublik – der Versager in Bonn wegen. Hessens CDU-Regierungschef Walter Wallmann klagt öffentlich das Durcheinander in Kohls Laden an: „Im Bewußtsein nicht weniger Menschen fehlt es der Politik der Union in letzter Zeit an der klar erkennbaren Grundlinie, an der sich Einzelentscheidungen orientieren. Mich beunruhigt das."

Nicht nur ihn. Quer durch die Union wuchern Unverständnis, Unbehagen, Überdruß. Jetzt stehen die Bosse auf.

Kohl ist auf bestem Wege, das wichtigste Gut der Union zu verspielen, den Kompetenzvorsprung in der Wirtschafts- und Finanzpolitik. Im Unternehmerlager, dem traditionellen Bollwerk der Ludwig-Erhard-Partei, ist ungläubiges Kopfschütteln über den Dilettanten die Ausnahme, lautstarker Protest inzwischen die Regel.

Seit Daimler-Benz-Chef Edzard Reuter Mitte November den „katastrophalen Mangel an wirtschaftlicher Führungskompetenz" beklagte, kennt die Beletage der Firmen und Verbände keine Hemmungen mehr. Die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) registriert „Unsicherheit" anstelle der zugesagten „realitätsbezogenen, soliden, an marktwirtschaftlichen Prinzipien orientierten Politik".

Nach einer langen Diskussion im Präsidium des Bundesverbands der Deutschen Industrie (BDI) verbündeten sich Ende vorigen Jahres Wirtschaftskapitäne wie Carl Hahn (VW) oder Rolf Sammet (Aufsichtsrat der Hoechst AG) zur Of-

fensive gegen Bonner Ignoranz und Dilettantismus.

Im vertraulichen Protokoll der BDI-Sitzung am 23. November ist festgehalten: „Den Politikern müßten . . . die Gefahren der Situation sehr deutlich vor Augen geführt werden. Im Inland laufe die Bundesregierung Gefahr, die ihr bisher in wirtschafts- und finanzpolitischer Hinsicht zuerkannte Kompetenz ernsthaft zu verspielen."

BDI-Präsident Tyll Necker begründete laut Protokoll den Appell: Er habe den Eindruck, daß „dieses zentrale wirtschaftliche Problem von Politik und Öffentlichkeit leider immer noch nicht in seiner ganzen Tragweite verstanden" sei.

Bei einem vorweihnachtlichen Plausch am Kanzler-Kamin erduldeten die prominenten Gäste, darunter Reuter (Daimler), Karlheinz Kaske (Siemens), Wolfgang Hilger (Hoechst), Klaus Luft (Nixdorf), Necker (BDI), Klaus Murmann (BDA), tapfer eine längliche Suada des Gastgebers über außenpolitisch Bekanntes und wirtschaftlich verwirrende Sachverhalte.

In der Diskussion zum Thema „Industriestandort Bundesrepublik" rechnete Necker dann seinem Oldesloer Schul- und Duz-Freund Stoltenberg vor, daß die Steuerreform die Unternehmen nicht ent-, sondern mit drei Milliarden Mark zusätzlich belaste.

Wo immer sich Unternehmer in diesen Tagen zusammenhocken, beginnt das Lamento übers Tollhaus Bonn. Im Kreise seiner Branchenkollegen gewährte der Verbandsvorsitzende der Zigarettenindustrie, Günter Wille, Einsicht in Dokumente Bonner Schludrigkeit. Er erhielt am 4. Januar ein Schreiben des Finanzstaatssekretärs Günter Obert, „daß zur Zeit Änderungen der Tabaksteuer nicht zur Diskussion stehen". Am 8. Januar folgte eine offizielle Bestätigung. Am Vortag aber hatte Stoltenberg, angetrieben von Kohl, den Kabinettsbeschluß über die bevorstehende Erhöhung der Steuern auf Benzin, Alkohol und Tabak verkündet. Wille: „Da kann man nur den Kopf schütteln, keinerlei Verständnis für die Bedürfnisse der Industrie."

Sogar am Kabinettstisch muß sich Kohl samt seinem entnervten Stoltenberg grobe Fehler vorhalten lassen – aus berufenem Mund. Bundesbankpräsident Karl Otto Pöhl rügte am vorigen Montag im Wirtschaftskabinett Kohls Entscheidung, bereits jetzt eine Steuererhöhung für 1989 anzukündigen. Defizite im Haushalt zurückzufahren sei vernünftig, aber nur, wenn man genau wisse, daß sich die Konjunktur nicht noch weiter verschlechtere. Und er, immerhin der höchstbezahlte unabhängige Experte im Staatsdienst, beurteile die Wachstumschancen im nächsten Jahr sehr skeptisch.

Kohl, der von Amts wegen alles besser weiß, wollte das alles gar nicht hören: „Die soliden Finanzen sind und bleiben das Gütesiegel meiner Politik."

Dazu fiel Pöhl nichts mehr ein.



Strauß, schwarze Gewerkschafter: „Durch Revolution kaputtgemacht"

„Das macht ihm keiner nach"

SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann über Strauß im südlichen Afrika

In der weißen Mittagssonne Afrikas blitzt der goldene Stern am Revers des Besuchers wie ein Leuchtfeuer. Franz Josef Strauß, seit jeher ein trotziger Bekenner gegen eine Welt von Widersachern, betritt am Donnerstag vergangener Woche den Boden Namibias, der widerrechtlich von Südafrika verwalteten und militärisch besetzten ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwest, demonstrativ als Freund des weißen Burenregimes am Kap.

„I am a Capetowner", hatte er stolz drei Tage zuvor seinem Freund, dem südafrikanischen Außenminister „Pik" Botha, zugeflüstert und dabei fast zärtlich über den Orden gestrichen, den ihm die Südafrikaner 1984 in München verliehen hatten. Da muß „Pik" Botha, seinem bayrischen Besucher an Trinkfestigkeit, Sentimentalität und politischem Showtalent ähnlich, die Chance gewittert haben für eine rührselige Inszenierung deutsch-burischer Verbundenheit.

Etwa 500 Gäste sind in die alte Präsidenten-Villa von Pretoria gekommen. Einen „Querschnitt durch unsere Gesellschaft" nennt Gastgeber Botha die Elite des Apartheid-Staates, in dem knapp fünf Millionen Weiße mit Hilfe von Sondergesetzen, Ausnahmerecht und einem brutalen Polizeiapparat 25 Millionen schwarze Südafrikaner brutal unterdrükken. Unter den Geladenen sind die schwarzen und andersfarbigen Südafrikaner eine so auffällige Minderheit, daß Botha nachträglich noch eine Gruppe mit Goldketten behängter Bürgermeister herbeizitieren läßt.

Die Stimmung an diesem Abend ist befremdlich gefühlsbeladen, aggressiv und weinerlich zugleich. Die Weißen im südlichen Afrika fühlen sich mißverstanden und verfolgt. Nun aber hat aus einer Welt von Feinden endlich einmal einer, der sich als deutscher Staatsmann vorstellt, den Weg zu ihnen gefunden.

Neben dem hochgewachsenen, eleganten Botha, dessen Stimme in den Tiefen pastoraler Gefühlsregister wühlt, scheint Strauß mit hochrotem Kopf und tränenden Augen vor Rührung und Stolz zugleich aufzuschwellen und in den Boden zu wachsen. Bothas Solo gipfelt in dem Aufruf, der Besuch des Franz Josef Strauß sei eine „frische Brise" für sein Land, „eine Demonstration des Mitgefühls".

Ob Bundeskanzler Helmut Kohl eine solche Demonstration der Einfühlung in die Seelenqualen der Täter gemeint hat, als er Franz Josef Strauß in Marsch setzte mit der Bitte, „alles zu tun, um die explosive Situation in Südafrika abzubauen"?

Franz Josef Strauß muß ihn wohl so verstanden haben. An Solidarität mit verfolgten Verfolgern hat es ihm noch nie gefehlt. Das ist seine eigene Lieblingsrolle. Und mit hektischer, sich überschlagender Stimme, in bayrisch grundiertem Englisch, gibt er den Buren einen kleinen politischen Abriß seines Märtyrerdaseins als ewig Mißverstandener auf der deutschen politischen Bühne. Und dann holt er zur großen Gegengeste aus: „Nie in meinem 40jährigen politischen Leben habe ich eine so ungerechte

und unfaire Behandlung eines Landes erlebt, wie sie Südafrika widerfährt."

Da dröhnt die Halle vom Beifall starker Burenhände. Selbst alten Herren laufen Tränen über die Wangen. Die als Delegation verkleidete Strauß-Claque kann sich vor stolzer Aufregung kaum fassen: „Das macht ihm keiner nach." Gewiß nicht, möchte man hoffen.

Ob Bundeskanzler Kohl solche Auftritte im Sinne hatte, als er die Strauß-Reise nach Südafrika als einen Beweis dafür sehen wollte, „daß wir dort nicht schüren"? Die Entsendung dieses Boten, der ein scharfer Rivale und Kritiker des Bonner Außenministers Hans-Dietrich Genscher ist, wunderte von Anfang an nicht nur dessen Diplomaten. Hatte Kohl nicht wissen wollen, daß Strauß die Abschaffung der „politischen Apartheid" schon immer für „unverantwortlich" und die Forderung nach einer formalen demokratischen Gleichstellung der schwarzen Mehrheit für „nicht wünschenswert" gehalten hat?

Vertreter der United Democratic Front, jener Dachorganisation von über 700 oppositionellen Gruppen, in der der legale Widerstand organisiert ist, fielen damit als Gesprächspartner von Strauß von vornherein aus. Ganz zu schweigen von der auf gewaltsamen Widerstand bestehenden südafrikanischen Befreiungsbewegung ANC, deren Führer Nelson Mandela seit mehr als 25 Jahren in Haft sitzt.

Mit Terroristen spricht Strauß eben nicht – wenigstens nicht mit allen. Der Führer der für Südafrika in Angola kämpfenden Freischärler „Unita", Jonas Savimbi, darf sogar in die Jagdgründe des Bayern am Rande der Kalahari-Wüste einfliegen, wo der bei einem Landsmann aus Augsburg zusammen mit Botha Antilopen schießt.

Nein, Tatsachen will Franz Josef Strauß auf seiner „fact finding mission" gewiß nicht überall finden, und wen er unter diesen Umständen befrieden und versöhnen will, bleibt sein Geheimnis. Beim Empfang des deutschen Botschafters in Pretoria sind von den 250 Geladenen etwa die Hälfte weggeblieben. „Fast alle unsere schwarzen Gesprächspartner", grämt sich Kulturattaché Klaus Bönnemann.

Für die Glaubwürdigkeit einer Regierung, die in amtlichen Verlautbarungen und zusammen mit ihrem Verbündeten markig formuliert: „Wir lehnen das Apartheid-Regime ab; es ist nicht reformfähig und muß abgeschafft werden", ist die Strauß-Reise ein Bärendienst.

Winnie Mandela, seit der Haft ihres Mannes eine gewichtige Wortführerin der schwarzen Opposition in Südafrika, braucht angesichts solcher Auftritte des CSU-Chefs nicht lange, um ihre Haltung zu korrigieren, man müsse Strauß als „eine Null" einfach übersehen. In der vergangenen Woche sagte sie: „Die Arroganz seines Auftretens mit den Unterdrückern ist unerträglich und eine Beleidigung für das Volk. Die Verantwortung für sein Verhalten und die politischen Folgen trägt die Bundesregierung und in erster Linie der Bundeskanzler."

Dennoch wird Franz Josef Strauß auf keinem der Dutzenden von Protestschildern, mit denen fröhlich singende schwarze Demonstranten am Donnerstag auf der Kaiserstraße in Windhuk gegen ihn demonstrieren, als Rassist angeprangert. Von ungefähr kommt das nicht. Es wäre in der Tat ein schwer haltbarer Vorwurf gegen einen Mann, der sich vor Präsident Joaquim Chissano in Mosambik brüstet, viele „hochrangige" schwarze Freunde zu haben. Auch in Südafrika trifft Strauß mit einigen zusammen, die in der Münchner CSU-Zentrale ein und aus gehen: Lucas Mangope und Mangosuthu Buthelezi, Chefs zweier von Südafrika zu „selbständigen Homelands" hochgejazzter Reservate, nicht unkritisch gegenüber der Burenherrschaft, aber hilfreich durch ihren Verzicht auf aktiven Widerstand.



Südafrika-Reisender Strauß: „Ich bin nie ein Neben"

Strauß ist nach Gesprächen mit diesen Männern geradezu enthusiastisch. Denn beide warnen davor, durch revolutionäre Gewalt nicht nur das System, sondern zugleich auch „das phänomenale wirtschaftliche Wachstumspotential dieses Landes" zu zerschlagen, wie es Buthelezi formuliert.

Hier liegt der Kern des Apartheid-Verständnisses des Franz Josef Strauß. Er ist nicht am Erhalt von rassischen, sondern von gesellschaftlichen Zuständen interessiert. Nach dem Besuch in der verarmten Volksrepublik Mosambik schüttelt ihn noch tagelang der Abscheu über den Ruin dieses einst blühenden Landes, für den er allein den Sozialismus verantwortlich macht, nicht die einstigen Kolonialherren.

„Glauben Sie nur nicht, daß wir 50 Jahre Entwicklungshilfe zahlen, damit wir wenigstens halbwegs den wirtschaftlichen Zustand wieder erreichen, den Sie durch Ihre Revolution kaputtgemacht haben", fährt Strauß drei brave schwarze Gewerkschafter an, die sich bei Siemens mit ihm treffen. Die drei Männer hatten es zaghaft gewagt, Strauß darauf zu verweisen, daß mit der Apartheid nichts mehr ginge und daß im Bewußtsein der Bevölkerung die Revolution längst begonnen habe.

„Mit bemerkenswertem Erfolg", höhnt Strauß und entwirft dann vor dem üppigen Buffet mit Austern, Hummer und Champagner ein düsteres Bild von Not und Tod, Elend und Hunger, Chaos, Gewalt und Niedergang. Wütend stößt er mit herausfahrendem Zeigefinger alle Gegenargumente nieder. „Mit dem Ende von Sicherheit und Ordnung" begänne auch in Südafrika der Zusammenbruch.

Stets wird sein Ton sarkastisch, trieft seine Stimme vor Hohn und Ironie, wenn ihm jemand mit anderen Argumenten kommt als denen des puren wirtschaftlichen Erfolgs. „Wenn Apartheid die Hölle ist, warum schickt dann Präsident Chissano von Mosambik Millionen seiner Landsleute aus seinem sozialen Paradies zur Arbeit in die Hölle von Südafrika?" Die Einstellung des Pragmatikers Strauß hat wenig mit Recht, noch weniger mit Moral, sondern allein mit Macht zu tun.

Daß er dennoch auf seiner zehntägigen Reise gelernt zu haben scheint, daß seine Apartheid-Bemerkungen vorsichtiger, die Kritik an der Praxis deutlicher wird, alle diese veränderten Nuancen seiner Position haben nichts damit zu tun, daß ihn etwa die drei katholischen Bischöfe ethisch gepackt hätten. Nein, Franz Josef Strauß mußte entdecken, daß in Südafrika die Industrie links von der Regierung steht, selbst die deutsche. Und er ist stolz, daß Botha ihm die Freilassung von 100 Gefangenen versprochen hat.

An Klarheit und Überzeugungskraft hat seine Haltung durch solche Schwenks freilich weder bei den Regime-Vertretern noch bei den Gegnern gewonnen. Manchmal klingt er bei Fernsehauftritten, als bewerbe er sich um den Friedensnobelpreis. Dann wieder stellt er zynisch alle internationalen Rechtspositionen in Südafrika in Frage: „Ich bin ein freier Mann und ein freier Politiker. Mir kann die Uno nicht vorschreiben, mit wem ich spreche."

Daß eine Aura von Unseriosität, ja Hochstapelei seine Auftritte umgibt, hat aber weniger damit zu tun, daß Helmut Kohl ihm kaum mehr als seine guten Wünsche mit auf den Weg gegeben hat. Es liegt vielmehr an der Person des Franz Josef Strauß, der sich plötzlich in einer Traumsituation sieht, aber wie ein Traumtänzer reagiert.

Man muß diesen Mann bei seinen Ankünften erleben, um eine Ahnung zu bekommen, was diese Reise für ihn bedeutet. Wie immer in Augenblicken unverstellten Entzückens erinnert der massige Bayer an ein glückliches Kind. 72 Jahre alt ist Franz Josef Strauß jetzt, stets hat er vergeblich versucht, Kanzler zu werden oder wenigstens Außenminister. Jetzt aber, spät, doch gerade noch im richtigen Augenblick und am rechten Platz, sieht er seine Stunde gekommen, angefeuert von allen, die sich etwas von ihm versprechen.

Staunend erleben sie einen Weltpolitiker aus der deutschen Provinz, der alles weiß, und zwar besser und von Anfang an – und der immer recht behalten hat. Strauß schüttelt sowjetische Friedenspläne aus dem Ärmel, die dann keine sind, handelt Projekte aus, die niemand schützen kann, entwirft das Szenario einer internationalen Konferenz über das südliche Afrika, von der niemand weiß, wer denn nun wann mit wem unter welchen Voraussetzungen über was verhandeln soll.

Ist das Neben-Außenpolitik? „Ich bin nie ein Neben", sagt der bayrische Ministerpräsident hoheitsvoll. Er tritt zugleich als Super-Kanzler und Über-Außenminister auf. Er reist mit seinem Gefolge durch Afrika wie der Elite-Fußballklub Bayern München durch das Ruhrgebiet. Nur hat Franz Josef Strauß nicht den Fußball erfunden, sondern den Erdball.

Eine Spur von persönlicher Tragik mischt sich mit viel Groteske zu einem absurden Stück deutscher Außenpolitik. Denn mitbringen wird Franz Josef Strauß neben dem Geweih einer kapitalen „Eland"-Antilope nichts als ein frisch gefülltes Schatzkästlein mit ewigen Afrika-Weisheiten. Der Bundesregierung steht eine Erfahrung bevor, die des Kanzlers Botschafter nach seinem Gespräch mit Präsident Chissano in Maputo so zusammenfaßt: „Danach war ich natürlich genauso verwirrt wie vorher, nur auf höherer Ebene."

BUNDESBANK

Gehöriger Schrecken

Aufregung um den Geldhort der Deutschen: Verliert die Bundesbank ihre Unabhängigkeit?

Der Beifall für den Vortragenden war zurückhaltend, wie es sich für ein feines Publikum auf dem Neujahrsempfang einer deutschen Industrie- und Handelskammer (IHK) geziemt.

Nur einmal rührten die Gäste der IHK Frankfurt, die vergangenen Mittwoch im „Forum" der Messe dem Kammerpräsidenten Hans Messer lauschten, besonders eifrig die Hände. Es gab Ovationen, als Messer sich pointiert für einen Frankfurter Nachbarn einsetzte. Das Wichtigste sei es, so der Redner, die politische Unabhängigkeit der Deutschen Bundesbank zu verteidigen.



Währungspolitiker Pöhl, Stoltenberg: Die Franzosen überrumpelten den Kanzler

Für Karl Otto Pöhl, einen der Ehrengäste, waren solche Worte nicht neu. Überall, wo der Bundesbank-Präsident in diesen Tagen auftritt, wird er mit besonderer Hochachtung begrüßt. Niemand versäumt es, auf die Bedeutung der keiner Partei, sondern nur der Stabilität der Währung verpflichteten Notenbank hinzuweisen.

Die Lawine der Sympathie hat Helmut Kohl unfreiwillig losgetreten. Ohne Abstimmung mit den Bundesbankern, ohne Vorbereitung in Bonn war der Bundeskanzler vor den Feiern für das 25jährige Bestehen des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages auf einen Pariser Wunsch eingegangen, der bei der Bundesbank wenig Verständnis fand.

In Zukunft, so ergänzen Deutsche und Franzosen das Vertragswerk von 1963 völkerrechtlich verbindlich, wird in einem gemeinsam beschickten Finanz- und Wirtschaftsrat nicht nur die Wirtschaftspolitik beider Länder, sondern auch die Währungspolitik soweit wie möglich abgesprochen. Das Vorhaben könnte die unabhängige Stellung der Frankfurter Notenbank gefährden.

Die geradezu überschwengliche Parteinahme für die Bundesbank hat der Bonner Regierung, wie ein Minister eingesteht, einen „gehörigen Schrecken" versetzt. Mit dem schon übertriebenen Beifall für die Währungswächter wurde deutlich, wie wenig die Bundesbürger gegenwärtig in der Wirtschaftspolitik ihrer gewählten Regierung trauen. Wie stets, wenn das Ansehen der politischen Führung schwindet, steigt die ohnedies hohe Reputation für die Geld-Beamten in Frankfurt.

Karl Otto Pöhl, im neunten Jahr im Amt, hat Ähnliches schon einmal erlebt. Als die sozialliberale Regierung Schmidt Anfang der achtziger Jahre Schwächen zeigte, da blickten die Deutschen um so freundlicher auf das verläßliche Institut, das über ihr Geld wacht.

Umfragen der Bundesbank, nur für die eigene Ergötzung angefertigt, haben bestätigt: Die Frankfurter Zentralbank hat wieder einmal ein ungewöhnliches Ansehen erreicht, ihr Präsident genießt einen höheren Bekanntheitsgrad als die meisten Bonner Politiker.

Und jetzt auch noch der neue Prestigegewinn durch den Streit über die Autonomie. Bei der Vorbereitung des Jahrestages, an der auch Pöhl beteiligt war, hatte alles ganz harmlos geklungen. Zwischen Bonn und Paris sollte per Regie-



Zentralbankrat in Frankfurt: „Man kann kein Omelett machen, ohne die Eier zu zerbrechen"

rungsvereinbarung verabredet werden, daß sich Finanz- und Wirtschaftsminister sowie die Notenbankchefs vierteljährlich zu Beratungen treffen. Das Bundesbankgesetz wäre unberührt geblieben, die Vereinbarung hätte jederzeit geändert oder abgeschafft werden können.

Kurz vor der Unterzeichnung, Ende vorvoriger Woche, überrumpelten die cleveren Franzosen jedoch Kanzler Kohl mit der Zusatzforderung, den neuen Rat als „Bestandteil des Vertrages vom 22. Januar 1963" (Protokolltext) zu schaffen – eine Völkerrechtsgarantie, die von den Parlamenten wie ein Gesetz ratifiziert werden muß.

„Das hat die Bonner Regierung akzeptiert", schnauft ein Bundesbanker, „ohne sich über die Konsequenzen auch nur einen Gedanken zu machen."

Die rechtliche Aufwertung des neuen Gremiums hat weitreichende Wirkungen. Ein ratifizierter, völkerrechtlich verbindlicher Vertrag besitzt Gesetzesqualität. Als Gesetz mit völkerrechtlichem Rang geht es dem Bundesbankgesetz von 1957 vor, einem nationalen Gesetz.

Der Wirtschaftsrat soll Absprachen in allen Fragen treffen, die „in den Zuständigkeitsbereich der dem Rat angehörenden Minister" fallen.

Über die Geldpolitik bestimmt allerdings nicht der deutsche Finanzminister, sondern Notenbankchef Pöhl, der nur einfacher Teilnehmer der Runde ist. Wohl aber hat Stoltenbergs französischer Kollege Edouard Balladur wirtschafts- und geldpolitische Allmacht.

Die Mitglieder des Zentralbankrats befürchteten, als sie von Kohls Coup zum ersten Mal erfuhren, daß ihr Pöhl zukünftig an Absprachen des Rats gebunden sein könnte: Die Unabhängigkeit der Bank wäre dahin. Die Notenbankspitze verlangt daher, daß die Autonomie der Bundesbank bei der Ratifizierung im Bundestag ausdrücklich erklärt wird.

Es gibt kaum Zweifel, daß der Bundestag diesem Begehren der so hoch angesehenen Geldwächter nachkommen wird. Ob allerdings die Bundesbank damit auf Dauer ihre gegenwärtige Verfassung behält, ist höchst zweifelhaft.

Die Konstruktion der Bank, die 1957 als Nachfolgerin der unter Besatzungsrecht gegründeten Bank deutscher Länder entstand, paßt schon lange nicht mehr in die Geldwelt.

Geldpolitik ist international geworden. Auf allen internationalen Wirtschaftskonferenzen spielen Zinsen und Wechselkurse die entscheidende Rolle. In Frankfurt aber befindet über solche globalen ökonomischen Fragen ein Überbleibsel aus der Besatzungszonen-Zeit: der Zentralbankrat, in dem eine „Ansammlung von Landesfürsten" (Wirtschaftsstaatssekretär Otto Schlecht), die Präsidenten der Landeszentralbanken, die Mehrheit bildet.

Besonders in letzter Zeit erlebten die Zentralbanker mit, daß ihre Entscheidungen immer häufiger in Paris oder Washington vorgedacht wurden. Wenn etwa im Louvre-Abkommen zur Stabilisierung des Dollar Eingriffe in die Devisenmärkte verabredet werden, dann bindet das zwar nicht formal, aber tatsächlich das Entscheidungsgremium der Bundesbank.

Besonders die Franzosen drängen darauf, die deutsche Geldpolitik mehr in den politischen Rahmen Europas einzupassen – soll heißen: den Franc zu stützen.

Die Bundesbanker sträuben sich, der schwachen Franzosen-Währung noch stärker durch Aufkäufe zu helfen. Ihr Argument: Wenn Franc gekauft werden, dann müßte man auch jeder anderen EG-Währung beispringen, die in Not gerät.

Gar so schlecht stehen die Chancen der Franzosen allerdings nicht, die Bundesbank stärker auf Europa auszurichten. Mit Argwohn beobachten die Geldmanager aus Frankfurt Hans-Dietrich Genscher, der während der deutschen Präsidentschaft in Brüssel Europas Integration vorantreiben möchte.

Ein Nahziel des Bonner Außenministers: Er möchte das europäische Währungssystem ausbauen, um so einer europäischen Zentralbank mit gemeinsamer Währung – unerläßlich für einen wirklich gemeinsamen Markt – näher zu kommen.

Für die Franzosen bedeutet das vor allem mehr Hilfeleistungen der Bundesbank. Auch die angepeilte vollständige Liberalisierung des Kapitalverkehrs wird den Druck erhöhen, währungspolitische Selbständigkeit zu opfern.

Auf dem nächsten EG-Sondergipfel, am 11./12. Februar, will der französische Finanzminister Balladur seine Ideen propagieren. Der Franzose will ein gemeinsames Management europäischer Währungspolitik durchsetzen, auf Kosten der hierzulande glorifizierten Bundesbank-Autonomie.

Eine europäische Zentralbank, in der die Bundesbank aufgehen würde, so beruhigt Kohl immer wieder, sei allenfalls langfristig zu erreichen. Mit seinem Finanz- und Wirtschaftsrat hat er, gewollt oder nicht, „den wirklich ersten Schritt dahin getan" (so ein Bundesbanker).

Manches Mitglied des Zentralbankrats sieht diese Entwicklung allerdings auch gelassen. Wilhelm Nölling, Landeszentralbank-Chef aus Hamburg, pflegt Winston Churchill zu zitieren, wenn er über die Zukunft der Bundesbank in Europa nachdenkt: „Man kann kein Omelett machen", so Nölling, „ohne die Eier zu zerbrechen." ◆

RAUSCHGIFT

In Ruhe Golf

Spezialisten des Bundeskriminalamts bekämpfen, als Diplomaten getarnt, im Ausland den internationalen Drogenhandel.

Für Friedrich Zimmermann, um starke Worte nie verlegen, ist die Sache eindeutig: „In meiner Amtszeit", lobt sich der kaum erfolgsverwöhnte CSU-Innenminister, „ist die Bekämpfung des internationalen Rauschgifthandels zu einer herausragenden Schwerpunktaufgabe des Bundeskriminalamtes geworden."

Im Kampf der Fahnder gegen die weltweite Drogenmafia und deren „immense Gewinne", so Zimmermann letzte Woche in seiner „Rauschgiftbilanz 1987", habe das ihm unterstellte Wiesbadener Bundeskriminalamt (BKA) „mit Erfolg" große Rauschgiftmengen im Ausland sichergestellt und „vor den Grenzen" der Bundesrepublik abgewehrt: 11 639 Kilogramm Cannabis, 127 Kilogramm Heroin und 76 Kilogramm Kokain.

Als „schlagkräftiges Instrument", schwärmt der Polizeiminister, hätten sich dabei die „Rauschgiftverbindungsbeamten" an den deutschen Botschaften im Ausland erwiesen: 14 BKA-Fahnder, die – laut Zimmermann – „speziell geschult" in die „wichtigsten Zentren des Anbaus, der Herstellung und des Transits von Rauschgiften" entsandt wurden.

In westlichen Partnerländern, etwa in den Vereinigten Staaten oder in Holland, sollen Zimmermanns V-Männer im Kommissarsrang möglichst außerhalb des Diplomatenbetriebs, unauffällig integriert in die Polizeibehörden des Gastlandes, ihre Spürdienste leisten. In ihrer Mehrzahl aber wirken die Rauschgiftfahnder, mit blauen Diplomatenpässen ausgestattet und als Dritte Sekretäre getarnt, von den Bonner Botschaften aus. Und darüber ist es zu einem handfesten Krach zwischen dem Hause Zimmermann und dem Auswärtigen Amt gekommen. „Die Herren Salonlöwen", lästert Zimmermanns Sprecher Michael-Andreas Butz, „wollen ihren Diplomatenalltag nicht gestört sehen und in Ruhe Golf spielen."

Es geht wohl um mehr: In Wahrheit reicht der bissige Ressort-Zank über die Pflege exklusiven Korpsgeistes der Bonner Auslandsbeamten hinaus. Denn die BKA-Detektive mit dem CD-Status fummeln freihändig und unbekümmert in die exekutiven Befugnisse der örtlichen Polizeibehörden hinein, speziell in Dritte-Welt-Staaten, wo es nach deutscher Polizistenlogik weder Recht noch Ordnung gibt. „Was sollen wir", verteidigt sich einer der Fahnder, „in Staaten wie Kolumbien oder Thailand machen, wo die Polizei mit der Drogenmafia unter einer Decke steckt?"

Nach der Wiener Konvention von 1961 dürfen Diplomaten in ihrem Gastland weder hoheitliche noch quasi-hoheitliche Aufgaben übernehmen. Zwischen dem Bonner Innen- und dem Außenressort regelt deshalb eine Verwaltungsvereinbarung den Einsatz der Rauschgiftjäger: Sie haben sich, etwa bei Polizeiaktionen gegen Dealer, auf eine „Teilnahme ohne Mitwirkung" zu beschränken, heißt es im Bürokraten-Deutsch.

Dieser „krumme Kompromiß", empört sich Uwe Schramm, der Personalratsvorsitzende des Auswärtigen Amtes, funktioniert in der Praxis immer weniger: „Unsere Botschaften werden zu Außenstellen der Polizeiexekutive – mit allen Sicherheitsrisiken für die Bediensteten."

In Thailand ließen BKA-Jäger deutsche Drogentouristen hochgehen, die dann nach den strengen Gesetzen des Gastlandes abgeurteilt wurden. Die Überstellung deutscher Straftäter an eine fremde Justiz, klagt AA-Schramm, „widerspricht dem Grundsatz der Verhältnismäßigkeit der Mittel und verletzt das Auslieferungsverbot".

Doch Hans-Dietrich Genschers Diplomaten machen wohl vergeblich Front gegen ihre unerbetenen Kollegen, die sich nach dem kritischen Augenschein von AA-Inspekteuren schnell dem Diplomatenleben anpassen und „schon nach kurzer Einsatzzeit zu geübten Cocktailschwenkern werden". Innenminister Zimmermann ist entschlossen, 23 weitere Drogenfahnder in deutsche Botschaften zu entsenden.



Kontrahenten Zimmermann, Genscher: Heroin im Schrank

Die Teilnahme ohne Mitwirkung sieht vor Ort so aus: In einem Blechschrank des deutschen Generalkonsulats in Karatschi versteckte ein Rauschgiftfahnder 19 Kilogramm reines Heroin im Wert von 1,8 Millionen Mark – und ging auf Heimaturlaub. Erst als Generalkonsul Hartmut Wagner das von tagelangen Straßenunruhen bedrohte Gebäude evakuieren wollte, stießen Bedienstete auf die Droge. Es bedurfte wochenlanger Verhandlungen und einer förmlichen Entschuldigung, ehe sich die pakistanischen Behörden bereit fanden, das Heroin in offizielle Verwahrung zu nehmen.

Auch die Niederländer beschwerten sich formell über unbefugte Übergriffe bundesdeutscher Drogenspezialisten. Die hatten sich einen holländischen Dealer, als er in Teneriffa urlaubte, von den spanischen Behörden überstellen lassen, weil er auch Kunden in der Bundesrepublik beliefert hatte.

Diplomat Schramm fürchtet, daß die Zimmermann-Konkurrenz „an jeder Vertretung einen Sicherheitsattaché installieren" will, wie einst, so sein verunglückter Vergleich, die Nazis: Vergeblich habe sich der damalige Außenminister Joachim von Ribbentrop bei SS-Chef Heinrich Himmler beklagt, die Gestapo-Diplomaten hetzten draußen die Völker gegeneinander auf.

Zimmermanns Butz sieht eitlen Neid im Spiel und das Problem weniger gravierend: „Das ist so, als wenn man Einwände gegen den Datenschutz hat." Gerade Genschers Anhänger könnten doch nichts gegen eine Bekämpfung der Drogendealer haben.

In der Tat nicht: 67,4 Prozent der FDP-Anhänger halten den Kampf gegen das Rauschgift für eine „sehr wichtige Aufgabe" – mehr als die christsozialen Parteigänger des Innenministers. ◆



Discover gold

BENSON & HEDGES

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 1,2 mg Nikotin und 15,0 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN.)

SPIEGEL *Gespräch*

„Wir wollen jetzt das Geld ausgeben"

Der Vorsitzende der CDU-Sozialausschüsse, Ulf Fink, über den Kurs seiner Partei

SPIEGEL: Herr Fink, Sie haben Ihr Amt als Vorsitzender der CDU-Sozialausschüsse in schweren Zeiten angetreten. Die Regierung hat kein Geld mehr, die Haushaltslöcher werden größer, das Wachstum bröckelt. Jetzt kommen Sie als Chef der CDU-Arbeitnehmer und wollen Geld für Soziales.

FINK: Wir haben ein Riesenproblem, die Arbeitslosigkeit. Alle Anstrengungen müssen darauf gerichtet sein, diese große Herausforderung zu bewältigen. Dazu gibt es eine gute Ausgangsvoraussetzung: Die Bundesrepublik ist eines der reichsten Länder der Erde. Anders als vor fünf Jahren wächst das Sozialprodukt. Wir haben wieder Preisstabilität. Wir sind Weltmeister im Export.



Fink (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*: „Arbeit statt Arbeitslosigkeit finanzieren"

SPIEGEL: Auf dem letzten Parteitag im November 1987 hat sich Ihre Partei davor gedrückt, das Thema Arbeitslosigkeit ernsthaft zu diskutieren. Auf dem nächsten Parteitag im Juni stehen Außenpolitik, der Abtreibungsparagraph 218 und die Gentechnologie obenan.

FINK: Die Sozialausschüsse haben klar gesagt: Neben den genannten Themen muß endlich die Arbeitslosigkeit auf die Tagesordnung. Ich habe gute Hoffnung, daß wir uns im CDU-Parteivorstand durchsetzen.

SPIEGEL: Wie wollen Sie der Arbeitslosigkeit beikommen?

FINK: Wir schlagen zum Beispiel vor, in einer konzertierten Aktion von Bund, Ländern und Gemeinden öffentliche Investitionen vorzuziehen.

SPIEGEL: Also das, was Lothar Späth in Baden-Württemberg als Kontrastprogramm zu Bonn bereits auf den Weg gebracht hat, nachdem der Bundeskanzler weiteren Bonner Handlungsbedarf bestritten hat.

FINK: Lothar Späth hat ein wichtiges und richtiges Signal gesetzt. Wir wollen, daß Bund, Länder und Gemeinden jetzt ohnehin geplante und notwendige Investitionen vorziehen. Nicht warten auf irgendwelche Planungsdaten, sondern jetzt das Geld ausgeben, wo die Kapazitäten frei sind.

SPIEGEL: Wieviel etwa?

FINK: Kommunen, Bund und andere Institutionen geben für Sozialhilfe, für Arbeitslosenhilfe, Arbeitslosengeld und die durch Arbeitslosigkeit bedingten Steuerausfälle rund 60 Milliarden Mark aus. Ich sage: Laßt uns dieses Geld nehmen, um die Arbeit, also die öffentlichen Investitionen, damit zu finanzieren.

SPIEGEL: Die Erkenntnis, daß es besser ist, Arbeit zu finanzieren als Arbeitslosigkeit, ist sehr alt. Aber bisher hat die Union daraus keine Konsequenzen gezogen.

FINK: Deshalb habe ich bei meiner Antrittsrede gesagt: Wir, die Sozialausschüsse, müssen dafür sorgen, das große Ziel „Arbeit für alle" zu erreichen.

SPIEGEL: Wird die Vorstandskommission, die unter Vorsitz von Generalsekretär Geißler den Leitantrag für den Parteitag vorbereitet, jetzt auf einmal für staatliche Investitions- und Beschäftigungsprogramme plädieren, die bisher als Folterwerkzeuge roter Dirigisten galten?

FINK: Ach, uns kommt es dabei nicht auf Begriffe an. Die SPD-Beschäftigungsprogramme der siebziger Jahre will auch keiner. Unser Programm reicht vom Vorziehen öffentlicher Investitionen bis zur Verlängerung und Verbesserung der Vorruhestandsregelung. Langzeitarbeitslose sollen durch Qualifikation wieder Beschäftigung finden. Wir wissen, daß die Schäden langfristiger Arbeitslosigkeit, bis hin zur Alkoholsucht, oft nicht wiedergutgemacht werden können.

SPIEGEL: Arbeitsbeschaffungs- und Berufsbildungsmaßnahmen stoßen doch auch schon an Grenzen; in diesem Jahr nimmt die Bundesanstalt für Arbeit aus Mitteln der Versicherten insgesamt 440 000 Leute vom Arbeitsmarkt, die sonst als Arbeitslose auftauchen würden.

FINK: Man darf damit nicht an die Grenze gekommen sein. Wenn man einem Menschen 800 Mark oder 1000 Mark an Sozialhilfe oder Arbeitslosenhilfe gibt, dann lohnt es sich doch, 200 oder 300 Mark draufzulegen und ihm entweder richtige Arbeit oder ein Qualifizierungsprogramm anzubieten.

SPIEGEL: Aus welcher Kasse?

FINK: Aus den Kassen, die heute ohnehin für die Finanzierung von Arbeitslosen bereitstehen. Ich sage: Die Arbeitslosigkeit ist zu teuer. Wir können sie uns nicht leisten. Wir verschwenden dafür heute Milliarden. Was ich will, kostet nicht mehr Geld, ich will ohnehin ausgegebene Mittel besser verwenden.

SPIEGEL: Sie betonen, daß nicht mehr Geld aus öffentlichen Kassen notwendig sei, um die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Es komme lediglich auf die wirksamere Verwendung an . . .

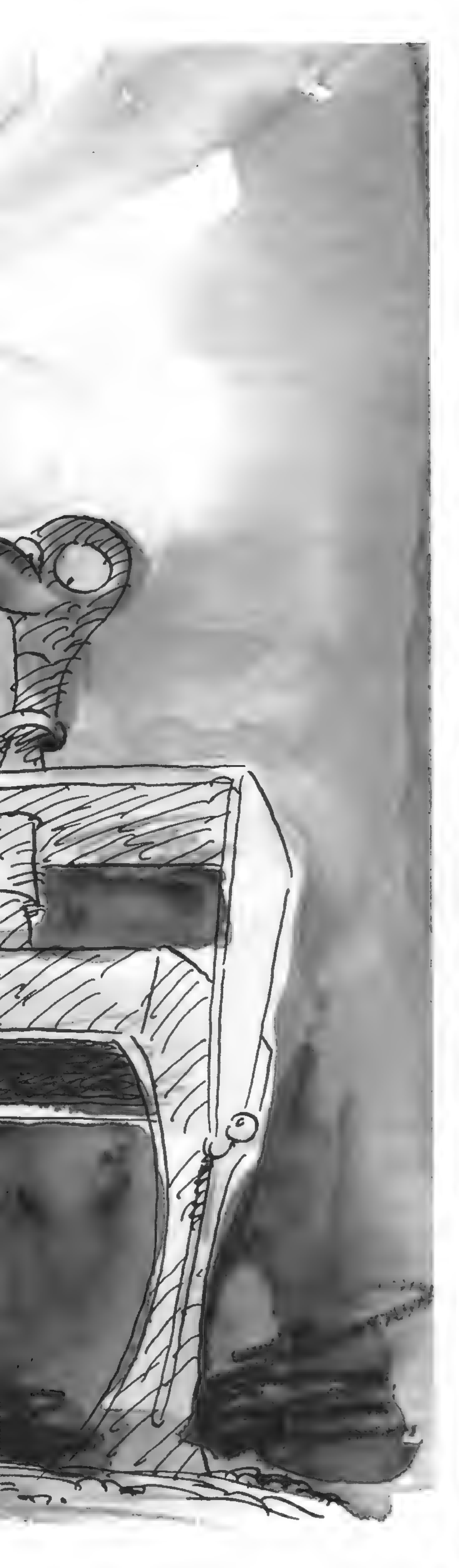
FINK: Richtig.

* Mit Redakteuren Heiko Martens, Klaus Wirtgen im SPIEGEL-Büro in West-Berlin.

HANS BRINDFORS WERBEAGENTUR



Kaltenkirchen bei Hamburg, Stuhr b. Bremen, Großburgwedel b. Hannover, Berlin, Kassel, Löhne-Gohfeld, Kamen b. Dortmund, Kaarst b. Düsseldorf, Köln-Godorf, Dorsten, Hofheim-Wallau b.



IKEA Contract macht Schluß mit der Bürokratie!

Vergessen Sie langwierige, umständliche Entscheidungsprozesse. Entscheiden Sie schnell. Unbürokratisch. Individuell.

Entscheiden Sie sich für Ihre geschäftliche Unabhängigkeitserklärung. Für IKEA Contract. IKEA Contract macht es Ihnen einfach, schöne und preiswerte Büromöbel zu kaufen.

IKEA Contract macht Sie flexibel.

IKEA Contract bietet Ihnen funktionale Büromöbel. Gute Qualität. Schönes Design. Und alles zu Niedrigpreisen.

Wann Sie diese Möbel bekommen können? Schnell! Wir haben alles auf Lager. So haben Sie in ein paar Tagen alles, was Sie für Ihren neuen Arbeitsplatz brauchen.

IKEA Contract. 17mal in Deutschland.

IKEA Contract ist die Abteilung für Büromöbel in allen IKEA-Häusern.

Hier berät Sie unser freundliches Personal. Hier informieren wir Sie über die Service-Leistungen: den Montage- und Lieferservice. Hier erfahren Sie, wie Sie an einem einzigen Arbeitsplatz Tausende sparen können.

Herzlich willkommen!

IKEA FÜRS BÜRO.

Gratis für Sie: Der 64seitige IKEA Contract-Katalog. Rufen Sie uns an: 06121/461085. Oder schicken Sie uns den Coupon.

FIRMA ____________________

VORNAME, NAME ____________________

STRASSE, POSTFACH ____________________

PLZ, WOHNORT ____________________

TEL. ____________________

IKEA Deutschland, Verkaufs GmbH,
Am Wandersmann 2-4, 6238 Hofheim-Wallau.



...nkfurt, Walldorf b. Heidelberg, Fürth b. Nürnberg, Bous b. Saarbrücken, Stuttgart, Eching b. München, Freiburg. IKEA-Versand. Tel. 05732-8980.

SPIEGEL: In einem internen „Vermerk für Ulf Fink zur Umsetzung der Hamburger Erklärung ‚Arbeit für alle'“ geht es um mehr Geld aus Stoltenbergs Kasse. Da heißt es, daß „die Verbesserung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen plus begleitende arbeitsmarktpolitische Maßnahmen der Bundesanstalt . . . alleine nicht ausreichen“. Die Überzeugung herrsche vor, „daß auch die Bundesregierung mehr tun müsse und daß dazu auch der Einsatz weiterer Mittel erforderlich sei“.

FINK: Ich bleibe dabei: Es geht um die bessere Verwendung von Geldern, um die richtige Investition in den Abbau von Arbeitslosigkeit.

SPIEGEL: Sie lehnen also, anders als große Teile der Sozialausschüsse, zusätzliche öffentliche Investitionen ab? Sind Sie von ihrer Partei zurückgepfiffen worden?

FINK: Die Sozialausschüsse lassen sich überhaupt nicht zurückpfeifen, ich schon gar nicht.

SPIEGEL: Sozialausschüsse, Junge Union und Frauenvereinigung haben einen gemeinsamen Antragsentwurf für den CDU-Parteitag vorgelegt, in dem unter dem Stichwort „Investitionsoffensive“ auch „direkte Investitionshilfe“ des Staates verlangt wird. Stehen sie dazu?

FINK: Wir werden im Juni auf dem Parteitag für unser Programm kämpfen. Ich teile nicht Ihre künstliche Unterscheidung, ob dieses nun zusätzliche oder nicht zusätzliche Hilfen sind. Insgesamt fordern wir keine Erhöhung der Mittel. Wenn jetzt die notwendigen Investitionen tatsächlich vorgezogen werden, ist das ein Streit um des Kaisers Bart.

SPIEGEL: Warum verlangen die Sozialausschüsse, die in der Koalition schon einmal gescheiterte dreiprozentige Ergänzungsabgabe? Mehr Steuern für mehr Investitionen?

FINK: Dieser Vorschlag ist noch nicht einmal in den geschäftsführenden Vorstand eingebracht worden, hat also noch keine Billigung gefunden.

SPIEGEL: Werden Sie ihn vertreten?

FINK: Wir werden ihn prüfen.

SPIEGEL: Wie viele der derzeit 2,3 Millionen Arbeitslosen bringen Sie mit Ihrem Programm wieder in Arbeit?

FINK: Mittelfristig meinen wir die Zahl der Arbeitslosen mehr als halbieren zu können.



Umschüler in Gelsenkirchen: „300 Mark drauflegen“

SPIEGEL: Wieviel öffentliches Investitionsvolumen liegt denn Ihrer Meinung nach auf Halde?

FINK: Ich habe die Etat-Planungen von Bund, Ländern und Gemeinden nicht zusammengezählt. Aber das sind mehrere Milliarden.

SPIEGEL: Die Arbeitslosen warten nicht unbedingt dort, wo eine Bahnstrecke gebaut oder in den Umweltschutz investiert wird. Soll die Gemeinde X investieren, damit die Gemeinde Y nicht mehr so viel Sozialhilfe zahlen muß?

FINK: Es kommt darauf an, daß der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit nicht an getrennten Kassen scheitert. Wir müssen dafür sorgen, daß der Konjunkturrat für die öffentliche Hand, wie es im Stabilitätsgesetz vorgesehen ist, nicht nur ex post die Daten zur Kenntnis nimmt, sondern daß er ein echtes, akti-

berg verweist darauf, daß künftig nicht weniger, sondern mehr gearbeitet werden muß, um ein höheres Wachstum zu produzieren.

FINK: Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. CDA und Arbeitnehmergruppe überlegen jetzt gemeinsam, wie sie ihre Initiativmöglichkeiten nutzen können. Es liegt insofern eine schwierige Situation vor, als klar ist, daß wir gegen Ende dieses Jahrhunderts eher unter Arbeitskräftemangel leiden werden. Dann müssen wir eine flexiblere Altersgrenze auch nach oben ins Auge fassen. Heute allerdings ist es verfehlt, bei zwei Millionen Arbeitslosen die Menschen noch länger arbeiten zu lassen. Es macht keinen Sinn, einem 20jährigen Arbeitslosengeld zu bezahlen nur deshalb, weil man dem 59jährigen keine Rente bezahlen möchte.



Arbeitsuchende in Hamburg: „Schäden nicht gutzumachen"

ves, gestaltendes Element einer konzertierten Aktion wird.

SPIEGEL: Das Bonner Investitionsprogramm mit zinsgünstigen Krediten für die Gemeinden ist wirkungslos, weil gerade die Kommunen, in denen viel zu tun wäre, sich keine neuen Schulden leisten können.

FINK: Ein solches Zinsverbilligungsprogramm ist ein Schritt in die richtige Richtung, aber ein viel zu kleiner.

SPIEGEL: Sie setzen voraus, daß unter den Arbeitslosen die Fachkräfte vorhanden sind, die Sie für bestimmte Investitionen an bestimmten Orten benötigen. Wollen Sie einen zentral gesteuerten Arbeitsdienst einführen?

FINK: Nein. Unter den zwei Millionen Arbeitslosen haben wir viele, die qualifiziert sind. Nicht für jede Maßnahme braucht man einen Olympioniken. Es reicht oft ein Ungelernter.

SPIEGEL: Im Bundesetat gibt's für Investitionen immer weniger Geld, bei den Gemeinden auch. Es ist nicht zu sehen, wo eine Umverteilung stattfinden soll von etwas, was nicht da ist.

FINK: Wir haben ein Bruttosozialprodukt von rund zwei Billionen Mark in der Bundesrepublik Deutschland. Wir haben beim Bund Ausgaben in einer Größenordnung von über 250 Milliarden Mark, bei Ländern und Kommunen kommt fast noch einmal soviel hinzu. Ein bedeutender Teil dieser Mittel geht in die Finanzierung der Arbeitslosigkeit statt in neue Arbeitsplätze. Ich habe noch nie verstanden, warum eine so simple volkswirtschaftliche Erkenntnis nicht umgesetzt wird. Das verlangt aber ein Umdenken bei vielen.

SPIEGEL: Trauen Sie sich zu, diese Vorschläge in Rheinhausen bei den dort von Arbeitslosigkeit bedrohten Stahlarbeitern zu vertreten?

FINK: Ich war gerade erst dort und habe mit dem Betriebsratsvorsitzenden Manfred Bruckschen und vielen Kollegen gesprochen. Dort habe ich auch gesagt: Man darf nicht jeweils nur ein Problem in einer Region – da ist es mal die Werftindustrie, da ist es mal der Bergbau, mal der Stahl – nehmen, sondern wir müssen dafür sorgen, daß insgesamt das Problem der Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland angegangen wird. Sonst wird eine zu kurze Decke immer nur hin und her gezogen. Einmal friert man in Bremen, das andere Mal in Nordrhein-Westfalen.

SPIEGEL: Die Bundesanstalt für Arbeit hat ausgerechnet, daß selbst bei optimistischen Wachstumsannahmen die Arbeitslosigkeit bis weit in die neunziger Jahre hinein eher steigt. Mit der Bonner Formel, mehr Gewinne müßten zu mehr Investitionen und zu mehr Arbeitsplätzen führen, ist das Problem nicht zu lösen.

FINK: Es muß eine „mixed policy" gemacht werden, das heißt, neben die Maßnahmen zur Stärkung des Wachstums müssen gezielte Maßnahmen der Arbeitszeitverkürzungen treten. Knappe Arbeit muß gerechter verteilt werden. Deshalb wollen wir Arbeitszeitverkürzung, selbstverständlich gegen entsprechend geringere Lohnzuwachsraten. Deshalb wollen wir die Vorruhestandsregelung verlängern und Leistungen anheben. Jetzt bekommen Arbeitnehmer, die vorzeitig gehen, 65 Prozent des letzten Arbeitsentgeltes. Das reicht nicht.

SPIEGEL: Die Koalition hat letzte Woche beschlossen, daß das Vorruhestandsgesetz nicht verlängert wird. Die FDP blockt ab; Finanzminister Stoltenberg ...

SPIEGEL: Der Kanzler will, daß sich Bonn im nächsten Jahr um mindestens zehn Milliarden weniger verschuldet. Das bringt Risiken für die Konjunktur.

FINK: In der Finanzplanung wird unterstellt, daß es gelingt, wieder zu einem sehr viel kräftigeren Wachstum zu kommen. Wenn das der Fall ist, dann kann man auch das Defizit deutlich abbauen. Wenn dies allerdings nicht der Fall sein sollte, dann muß man in Kauf nehmen, daß der Fehlbetrag nicht so rasch abgebaut werden kann.

SPIEGEL: Also war die frühzeitige Festlegung des Kanzlers auf Steuererhöhungen 1989 und Defizit-Abbau ein Fehler?

FINK: Gewisse Festlegungen müssen schon sein, aber: Ohne Zweifel haben Steuererhöhungen in einem Konjunkturabschwung eine bremsende Wirkung.

SPIEGEL: Ist die Forderung Ihres Kollegen Scharrenbroich ernst gemeint, die Quellensteuer von den geplanten zehn auf 25 Prozent hochzusetzen?

FINK: Die Finanzexperten der CDU/CSU-Fraktion haben gesagt, man könne Koalitionsvereinbarungen wie die Verlängerung des Erziehungsgeldes nicht einhalten, weil kein Geld da sei. Scharrenbroich hat zu Recht darauf hingewiesen, daß dann nicht verständlich sei, wenn dieselbe Gruppe den Vorschlag des Wissenschaftlichen Beirats beim Bundesfinanzministerium ablehne, wonach die Steuer bei 25 Prozent . . .

SPIEGEL: . . . also ein taktischer Vorstoß ohne Realisierungschance?

FINK: Wer bei uns plündert, kommt auch nicht ungeschoren davon.

SPIEGEL: Sie mahnen Koalitionsabsprachen für die zweite Hälfte der Legislaturperiode an: Erhöhung des Kindergeldes, Verlängerung von Erziehungs-


Look
Stardom could
unfortuna
WER
IST
IHR
B
HILDMANN, SIMON, REMPEN & SCHMITZ/SMS



hind you!
MANN?
ESTER
KS.
Klaus Steilmann Selection
Der beste Mann sollte kommen,
endlich.
Und was kam: eine Frau.
Eindeutig.
Und das war nicht nur nicht zu
übersehen, das sah auch noch gut
aus. Nicht auffällig, aber auffallend.
Einfach klassisch-elegant.
Der beste Mann, eine Frau. Und
so, wie es aussah, würde sie ihren
Mann stehen.
So sicher, wie sie wußte, was sie
trug: KS. Klaus Steilmann Selection.
Wenn Sie mehr wissen und
noch mehr sehen wollen,
schreiben Sie an:
Klaus Steilmann GmbH + Co. KG
Feldstraße 4 · 4630 Bochum 6

geld und -urlaub. Ihr FDP-Opponent Graf Lambsdorff hält derlei für „überflüssig wie einen Kropf".

FINK: Auch wenn Graf Lambsdorff es nicht für möglich hält: Es wird mit uns keine sozialpolitische Nullrunde in dieser Legislaturperiode geben. In der Koalition ist das vereinbart.

SPIEGEL: Tatsächlich? Im Text heißt es: „Anfang 1989 wird die Koalition den *Spielraum* für Leistungsgesetze in der zweiten Hälfte der Wahlperiode . . . vereinbaren." Man kann auch einen Null-Spielraum vereinbaren.

FINK: Das ist eine falsche Interpretation. Das „Ob" steht nicht in Frage, sondern nur, ob man das Erziehungsgeld um ein halbes oder um ein ganzes Jahr verlängert. Das hängt in der Tat vom finanziellen Spielraum ab. Aber es darf nicht sein, daß der massiven Veränderung des Bevölkerungsaufbaus tatenlos zugesehen wird. Ausnahmsweise möchte ich hier einmal den bayrischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß zitieren: Der hat gesagt: „Was hülfe es uns, wenn wir einen sanierten Haushalt einem aussterbenden Volk hinterließen."

SPIEGEL: Der politische Kurs Ihres Ziehvaters Heiner Geißler zielt auf Wähler der linken Mitte. Wenn man Sie so hört, dann kommt nicht der Eindruck auf, als ob Sie kämpferisch diesen Kurs Ihres Generalsekretärs unterstützen.

FINK: Das ist doch Unsinn. Ähnliche Mißverständnisse gab es, als ich einen neuen Kurs der Sozialpolitik in Berlin eingeleitet habe. Da hat man auch geglaubt, daß die Arbeitnehmer, daß die breiten Schichten das nicht verstehen würden. In Wirklichkeit waren wir in Berlin und auch in meinem Wahlkreis, im ehemals roten Wedding, erfolgreicher, als irgend jemand uns zugetraut hätte. Die Arbeitnehmer sind aufgeklärter, als Sie sich vorstellen. Die wissen sehr wohl, daß das schlichte Draufsatteln – noch eine Steuer mehr, noch ein Sozialversicherungsbeitrag rauf – die sozialen Probleme nicht lösen kann. Gefragt ist eine intelligente Politik.

SPIEGEL: Daran mangelt es in Bonn?

FINK: Da kann mehr Phantasie sein, sehr viel mehr.

SPIEGEL: Wie verstehen Sie Ihr Amt, interessiert Sie nicht stärker der Sozialarbeiter als der Kumpel und die Gewerkschaften?

FINK: Der Eindruck ist falsch. Wir werden die neuen sozialen Probleme niemals lösen können, wenn wir nicht die großen Gewerkschaften bewegen können, diese Themen mit aufzunehmen. Das ist auch eine Riesenchance für die Gewerkschaften. Es müssen neue soziale Probleme gelöst werden jener Menschen, die keine große Lobby hinter sich haben. Soziale Gerechtigkeit – das haben die Sozialausschüsse schon immer gewußt – das ist, im Zweifelsfalle für den Schwachen einzutreten.



SPIEGEL: Werden Sie denn den Gewerkschaften bei der Durchsetzung ihrer Mitbestimmungsforderungen helfen? Auf der Hamburger Bundestagung ist dieses Thema auffallend in den Hintergrund gedrückt worden.

FINK: Ich habe dort in meiner Antrittsrede gesagt, daß die Mitbestimmungsidee eine zutiefst christlich-soziale Idee ist. Sie ist die Alternative zum Klassenkampf. Es war ein christlich-sozialer Arbeitsminister, der jetzt die Fortsetzung der Montan-Mitbestimmung durchgesetzt hat.

SPIEGEL: Die Sozialausschüsse sollen nach Ihrem Willen dazu beitragen, daß die Union sich insgesamt verändert. Wohin?

FINK: Wir müssen sensibel bleiben für die Tatsache, daß es in unserer Gesellschaft nicht nur Starke, sondern auch Schwache gibt, daß es nicht nur Gesunde, sondern auch Kranke gibt, daß es nicht nur Nichtbehinderte, sondern auch Behinderte gibt.

SPIEGEL: Das Engagement der Sozialausschüsse für Arbeiter, Alte und Arme schadet der Partei zwar nicht, ist aber nicht wahlentscheidend. Diese Meinung ist verbreitet in der Union.

FINK: Ohne soziale Gerechtigkeit gibt es keine Wahlerfolge der Union. Die Union muß wissen: Sie hat nicht nur Bauern, sie hat auch Arbeitnehmer zu verlieren.

SPIEGEL: Sind Sie nicht mit Ihren großen Themen sehr viel näher an den Sozialdemokraten dran als an dem jetzigen Bonner Koalitionspartner FDP?

FINK: Es gibt große Bereiche, wo Gemeinsamkeiten bestehen. Aber die Sozialdemokraten haben gerade in der Sozialpolitik immer eine verhängnisvolle Neigung, alles in großen Organisationen bewältigen und alles verrechtlichen zu wollen.

SPIEGEL: Trotzdem suchen Sie für die großen Reformen, etwa Gesundheit, Renten, den Konsens der beiden großen Parteien?

FINK: Ich sehe ein hohes Maß an Übereinstimmung in der Rentenfrage. Ich hoffe, das kann auch noch auf die Bekämpfung der verschämten Altersarmut ausgedehnt werden. Ich sehe Probleme bei der Reform des Gesundheitswesens. Da ist der Konsens viel geringer.

SPIEGEL: Sie vergessen das wichtigste Thema: die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, wie sie Ihnen vorschwebt. Da ist mit den Sozialdemokraten was zu machen. Mit dem Koalitionspartner FDP gar nichts.

FINK: Koalitionen sind soviel wert, wie sie an Problemen lösen. Wichtige Probleme haben wir bereits gemeistert. Der Erfolg dieser Koalition wird sich aber daran beweisen müssen, ob es gelingt, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen.

SPIEGEL: Der Bundeskanzler nennt als Gütesiegel seiner Politik immer wieder die Solidität der Finanzen. Ist das auch das Gütesiegel, das der CDA-Vorsitzende und das Mitglied des Bundesvorstandes der CDU, Ulf Fink, wählen würde?

FINK: Ohne solide Finanzen läuft nichts. Sparsamkeit kann nützlich sein, aber nur, um höherwertige Ziele zu erreichen. Mir ist das Gütesiegel Vollbeschäftigung lieber.

SPIEGEL: Herr Fink, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Ein Beitrag der Informationsreihe »Die außergewöhnliche bulthaup Kücheneinrichtung«

Glanzleistungen von bulthaup: hochglänzende und matte Küchenmöbel-Oberflächen

Als sich vor wenigen Tagen die Tore der Internationalen Möbelmesse 1988 in Köln schlossen, hatten Küchen von bulthaup durch optische und praktische Besonderheiten die aus aller Welt angereisten Fachleute fasziniert.

Als typische Glanzleistungen wurden vor allem die wohlgestalteten, hochglänzenden und matten Küchenmöbeloberflächen von bulthaup gewürdigt, deren charakteristischen Merkmale in diesem Beitrag nicht oberflächlich erwähnt, sondern etwas genauer erläutert werden.

Die Oberflächen der Küchen von bulthaup zeichnen sich durch besondere Tiefe und Brillanz der jeweiligen Farben aus. Woher das kommt?

Die spezielle Oberflächenbeschichtung, also die Außenhaut dieser Küchen, ist außergewöhnlich festkörperreich. Ihr Festkörperanteil beträgt mehr als 80%. Bei der konventionellen Lackbeschichtung beträgt der Festkörperanteil nur 40 bis 50%.

Bei bulthaup ist man besonders stolz auf das »Selbermachen« als zuverlässige Qualitäts-Sicherung. Eigens für bulthaup entwickelte Verfahrenstechniken garantieren besonders elastische Küchenoberflächen mit höchst wertvollen Gebrauchseigenschaften: Sie sind unempfindlich gegen Kratzer und Puffer, geschützt vor statischer Aufladung und leicht zu pflegen. Dazu kommt die Sicherheit, die Küche noch nach Jahren passend und garantiert farbtreu ergänzen zu können.

Überflüssig zu betonen, daß diese Oberflächen frei sind von Formaldehyd. Weil sie wenig Lösungsmittel enthalten, gehören sie sogar zu den umweltfreundlichen Materialien. Lebensmittel und bulthaup-Küchen vertragen sich ausgezeichnet.

Doch der schönste Beweis für die einzigartige Qualität und den hohen Gebrauchswert der Küchen von bulthaup liegt in diesen drei kleinen Worten: fünf Jahre Garantie!

Bei bulthaup hat man viel Verständnis für den Wunsch nach außergewöhnlichen Leistungen und Lösungen. Das merken Sie, wenn Sie sich bei einem autorisierten Küchenspezialisten ausführlich informieren – über die Vorzüge dieses international anerkannten Kücheneinrichtungs-Systems, über die unübertroffene Ausstattung und die dauerhafte Schönheit der Küchen von bulthaup. Claus A. Froh

Sieben Samurai

Auf Geheiß des Ministerpräsidenten Ernst Albrecht untersucht ein Sonderstaatsanwalt Niedersachsens Skandalpolizei.

Als Referent im niedersächsischen Justizministerium und als Dezernent beim Generalstaatsanwalt in Celle kam ihm auf den Tisch, was ein Staatsanwalt an Alltagskram so um die Ohren hat. Seit kurzem jedoch fahndet Hans Dieter Jeserich, 44, auf persönliche Weisung von Ministerpräsident Ernst Albrecht (CDU), bislang einmalig in der Bundesrepublik.

Der Sonderstaatsanwalt soll massiven Vorwürfen nachspüren, die gegen Beamte des niedersächsischen Verfassungsschutzes und des Landeskriminalamtes in Hannover erhoben werden und, so das Lokalblatt „Neue Presse“, einem „Kripo-Krimi aus dem Agenten-Dunkel“ gleichkommen: Nach Erkenntnissen von Verfassungsschützern sind Beamte aller Ränge in Rauschgiftgeschäfte verstrickt, haben Bestechungsgelder kassiert, Ermittlungen vereitelt und Waffengeschäfte mit dem Nahen Osten gedeckt.

Die Anschuldigungen brachten die ohnehin von Affären belasteten Sicherheitsbehörden vollends ins Zwielicht. Quer durch die Parteien kamen starke Zweifel an der Zuverlässigkeit von Verfassungsschutz und Polizei auf. Die Behörden, so brachte SPD-Fraktionschef Gerhard Schröder das allgemeine Mißtrauen auf den Punkt, seien „offenbar außer Kontrolle geraten“.

Selbst CDU-Innenminister Wilfried Hasselmann, der bislang stets für seine Leute einstand, fragte nach Bekanntwerden des internen Berichts, ob er denn „noch mit einem sauberen Apparat“ arbeite. Hasselmann sieht auch in Hannover schon Kieler Verhältnisse: „Der Saustall muß ausgemistet werden.“

Die harsche Kritik des Polizeiministers ist überfällig. Denn mit zuweilen fragwürdigen Arbeitsweisen und obskuren Fahndungsmethoden erregen niedersächsische Kriminalbeamte und Verfassungsschützer seit langem Aufsehen.

Erst, als seien sie ein Kommando der Rote Armee Fraktion, sprengten niedersächsische Verfassungsschützer im Juli 1978 ein Loch in die Mauer der Justizvollzugsanstalt Celle, um eine Aktion zur Befreiung des dort einsitzenden Terroristen Sigurd Debus vorzutäuschen. Als V-Leute, die ihnen Zugang zum harten Kern des Terrors verschaffen sollten, beschäftigten die Beamten zwei Schwerkriminelle, einer davon verurteilt wegen versuchten Polizistenmords. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß ist bis heute dabei, die seltsamen Umstände des „Feuerzaubers“ (Ernst Albrecht) aufzuklären, für den der geheimnisvolle Privatdetektiv Werner Mauss das Drehbuch schrieb.



Agentenstück Celler Loch: Staatsauftrag für Schwerkriminelle

Kriminalhauptkomm.
(10 J. Verfassungsschutz) z.Z. du. Presse, Funk und Fernsehen bekannt, wegen vorstehender Entlassung, su. neuen, anspruchsv. Wirkungskr. DF-23625

Stellengesuch eines Polizisten
„Kein Spinner“

Dann, im Fall des hannoverschen Juweliers René Düe, dem im Oktober 1981 bei einem Raubüberfall, vorgetäuscht oder nicht, Schmuck im Wert von 13,6 Millionen Mark abhanden kam, operierte die Polizei abermals weitgehend unter der Regie von Geheimagent Mauss.

Als „Herr des Verfahrens“, wie es im Untersuchungsausschuß hieß, den der niedersächsische Landtag auch hierzu einsetzte, benutzte Mauss alias „Claude“, illegale Lauschangriffe und gezinkte Reisekostenabrechnungen inklusive, den Ermittlungsapparat einzig dazu, Düe des Versicherungsbetrugs zu überführen. Ermittlungsakten über andere Verdächtige verschwanden bei der Polizei und fanden sich, zerrissen, erst jetzt vor einem Revier in der Gosse wieder.

Und erst kürzlich enthüllte der Kriminalkommissar Werner Knocke, daß leitende Beamte der Innen- und Justizbehörden von Kriminellen jahrelang mit kostenlosem Sex in Bordellen bestochen worden waren.

Wie unkontrolliert Fahnder und Agenten im Staatsauftrag offenbar operieren können, scheinen auch die jüngsten Enthüllungen zu belegen, denen Sonderstaatsanwalt Jeserich nachgeht.

Leicht wird es Jeserich nicht haben. Weder der parlamentarische „Claude“-Ausschuß noch der für das Celler Loch haben bislang durchgreifende personelle Konsequenzen bewirkt. Auch eine polizeiinterne Sonderkommission „Maulwürfe“ arbeitete so erfolglos wie „die sieben Samurai“, eine Truppe, die vom Bundesamt für Verfassungsschutz nach Hannover entsandt wurde.



Geheimagent Mauss*
„Herr des Verfahrens“

Grundlage der Ermittlungen von Jeserich ist ein Papier, das unter Federführung eines Verfassungsschutzbeamten, Dienststelle 42.511, erstellt wurde. Auf 32 Schreibmaschinenseiten listete der Kriminalhauptkommissar detailliert schier unglaubliche Verquickungen von Staatsbeamten und Berufsverbrechern in Niedersachsen auf.

* Paßphoto, aufgenommen Mitte der siebziger Jahre.

Das Papier beschreibt, woran es hapert: V-Leute der Polizei, so ist es wohl Übung in Niedersachsen geworden, verstricken Beamte in kriminelle Machenschaften, anstatt der Polizei bei der Aufklärung von Verbrechen zu helfen. „Der unredliche Beamte“, heißt es da, „kann im rechtsfreien Raum agieren“, vor allem, wenn er – „je unübersichtlicher, desto besser“ – auch noch gemeinsame Sache mit seinen V-Männern macht.

„Besonders delikat“, so gibt das Papier zu bedenken, „wird die Angelegenheit, wenn es dem jeweiligen ‚undercover‘ gelingt, verantwortliche Vorgesetzte in Abhängigkeiten zu bringen.“ Aufdeckung wird da nahezu unmöglich.



Polizeiminister Hasselmann
„Saustall ausmisten“

Ein Kripo-Mann: „Da deckt doch jeder jeden, und alle haben eine Leiche im Keller.“

Das scheint sich im neuen Skandal zu bestätigen. Dem Dienstbericht zufolge haben ein ägyptischer Arzt und ein syrischer Kaufmann in Hannover ein Netz von Beziehungen bis in die obersten Etagen von Verfassungsschutz und Landeskriminalamt geknüpft und Dutzende von Beamten nach Mafia-Art willfährig gemacht. „Altgediente Kriminalbeamte“, so das Papier, „sehen sich den Machenschaften machtlos gegenüber.“

Die Orientalen sollen Beamten mal den Hauskauf mitfinanziert, mal den Erwerb einer Eigentumswohnung erheblich erleichtert haben, und mit einem führenden Rauschgiftfahnder machten sie sich laut Bericht schöne Tage auf Hawaii. Niedrigen Chargen war der Doktor mit Gefälligkeitsgutachten bei Kuranträgen dienlich. „In Einzelfällen“ konnte der Mediziner „durch seine Beziehungen“ für Beamte sogar „so weit Einfluß nehmen, daß angestrebte Dienstposten, Um- und Versetzungen wunschgemäß veranlaßt wurden“ (Dienstbericht).

Die Gefälligkeiten hatten ihren guten Grund. Die beiden sollen „an umfangreichen Betrügereien, Hehlereien usw.“ beteiligt gewesen sein: Was der Kaufmann an kriminellen Dingern organisierte, vertuschte der Arzt mit Hilfe seiner Beziehungen. Die Liste der Straftaten reicht von vorgetäuschten Einbrüchen, um die Versicherung zu betrügen, über den Handel mit gestohlenen Videogeräten bis hin zu einem Tablettendeal mit dem Orient.

Vor allem aber wirft ihnen das Papier internationalen Waffenhandel vor. So soll der Kaufmann „die Vermittlung eines mehrere hundert Millionen DM umfassenden Waffengeschäfts (Vorwarnsysteme) an Syrien“ versucht haben und gemeinsam mit dem Arzt darangegangen sein, eine österreichische Waffenfabrik an den Iran zu verkaufen – Geschäftsumfang: 7,3 Millionen Dollar. Bei dem syrischen Kaufmann ist nach Erkenntnissen von 42.511 zudem „der Verdacht nachrichtendienstlicher Tätigkeit latent“.

Die Recherchen des Beamten, die er seinen Vorgesetzten bereits am 24. Januar 1984 vortrug, blieben, seltsam genug, ohne Folgen. Nach einigen internen Gesprächen wurde der Berichterstatter, wie er in einem Nachtrag festhielt, „aufgefordert, die Angelegenheit nunmehr auf sich beruhen zu lassen, da die Verfolgung disziplinär bzw. strafrechtlich zu würdigender Sachverhalte erfolgen würde“. Beamter 42.511: „Ich habe diese Aufforderung als Weisung angesehen und mich anschließend entsprechend zurückgehalten.“ Die erwünschte Aufmerksamkeit erlangte der Bericht erst vier Jahre später, nachdem er kürzlich Landespolitikern zugespielt wurde.

Ob die Vorwürfe alle nachgewiesen werden können, ist fraglich. Das Papier des Verfassungsschützers enthält lediglich Verweise auf Aussagen von V-Leuten und ein paar eigene Beobachtungen, überzeugende Beweise bleibt es schuldig. Die Verdächtigten streiten alles ab.

Bertram Börner, Rechtsbeistand des ägyptischen Arztes, räumt zwar ein, daß sein Mandant „viele Bekannte und Freunde bei Polizei und Staatsanwaltschaft“ und mit dem syrischen Kaufmann in der fraglichen Zeit „in einem arabischen Kreis hin und wieder getrunken und gefeiert“ habe. Alles andere jedoch seien „schäbige Lügen“. Ähnlich wiegelt auch der Rechtsanwalt des arabischen Kaufmanns, Peter Heise, ab.

Der angeführte Handel mit den Tabletten etwa soll „eine reine Erfindung“ (Heise) sein. An anderen Anschuldigungen sei „allenfalls nur ein Fünkchen Wahrheit“; so habe sein Mandant kein Waffengeschäft geplant, sondern lediglich Aktien einer österreichischen Sportwaffenfabrik angeboten bekommen. Und der Kaufmann aus Damaskus, seit



SO JUNG U
FÜNF TÜRE

Der neue AX wird Ihrer Familie jetzt noch besser gefallen.

Denn der jüngste Sproß der AX-Familie hat **jetzt fünf Türen.** Da hat auch Bobtail Bobby keine Probleme mit dem Einsteigen. Und auch der Nachwuchs paßt spielend auf den Kindersitz.

Natürlich hat auch der neue Fünftürer alle AX-Qualitäten. Einen der **geräumigsten Innenräume** seiner Klasse. **55 oder 61 PS.** Einen **schadstoffarmen Motor** (Steuerersparnis bis zu DM 378,-). Einen besonders **niedrigen Verbrauch.** (Beim AX 11 E sind es gerade **4,2 l**/100 km bei konstant 90 km/h nach DIN 70030). Eine praktische, **umklappbare Rücksitzbank.** Und vieles mehr.

Er ist auch für junge Familien durch seinen **attraktiven Preis** erschwinglich. Dazu wird die Anschaffung durch unsere tolle Finanzierung erleichtert: *** 2,99%** effektiver Jahreszins, ab **20% Anzahlung,** bis 36 Monate Laufzeit und Leasing durch die P.A.-Creditbank. Citroën empfiehlt **TOTAL**.



*2,99% effektiver Jahreszins


ND SCHON
N.
RSCG, BUTTER, RANG
CITROËN
Die Kraft der Kreativität.

Ende vergangenen Jahres deutscher Staatsbürger, verweist auf seine untadelige Herkunft: Seine Sippe zähle zu den „zehn obersten Familien Syriens“, und geschäftlich verbunden sei er in erster Linie mit niemand geringerem als „Prinz Bandar Ibn Ahmed-Sudeiri, Onkel des saudiarabischen Königs“.

Gleichwohl stützt sich Innenminister Hasselmann vorerst auf die Enthüllungen seines Verfassungsschutzbeamten: „Für einen Spinner halte ich ihn nicht.“ Und er hat Sonderstaatsanwalt Jeserich sogar zwei Kriminalbeamte beigegeben.

Während das Team mit dem Aufräumen begonnen hat, scheint der Bericht von 42.511 zunächst nur den Verfasser zu gefährden. Im Anzeigenteil hannoverscher Zeitungen suchte ein „Kriminalhauptkomm. (10 J. Verfassungsschutz)“ vorsorglich einen „neuen, anspruchsv. Wirkungskr.“.



Bombardiertes Guernica: „Symbol für Unterdrückung“

STÄDTEPARTNERSCHAFT

Dunkler Tag

Die CDU will nicht, daß sich Pforzheim mit dem von Nazi-Bombern zerstörten Guernica verschwistert.

Die deutschen Kampfflugzeuge der Typen He 111 und Ju 52 näherten sich, dichtgestaffelt, der baskischen Kleinstadt Guernica. Es war Markt, spät am Nachmittag, die Bauern aus der ländlichen Umgebung hatten das Zentrum noch nicht verlassen.

Drei Stunden lang prasselten, am 26. April 1937, Spreng-, Splitter- und Brandbomben auf die Ortschaft nieder, Maschinengewehre feuerten aus der Luft in die Straßen. Rund 1600 Zivilisten wurden bei dem Luftangriff getötet, 900 verletzt, die Ortsmitte und drei Viertel aller Häuser lagen in Trümmern.

Die Zerstörung der spanischen Stadt war das Vernichtungswerk der „Legion Condor“, eines Fliegerverbandes der Deutschen Wehrmacht, die den faschistischen General Francisco Franco im Spanischen Bürgerkrieg unterstützte.

Im Juni letzten Jahres, nach dem 50. Jahrestag der Bombardierung Guernicas, forderte die SPD-Fraktion mit einem Antrag im Bundestag eine Geste moralischer Wiedergutmachung durch die Bundesrepublik. Das „brennende Guernica“, so die Begründung der Sozialdemokraten, sei „zum Symbol des Beginns einer Epoche neuer mörderischer Kriegstechnik“ geworden: der „gezielte Luftangriff auf Zivilisten, auf Kinder, Frauen und Männer, die am Kriegsgeschehen nicht beteiligt sind“. Darüber hinaus sei Guernica das „Symbol für die Beteiligung deutscher Soldaten an der Unterdrückung des spanischen Volkes durch die Franco-Diktatur“.

In der Bundestagsdebatte unterstützten auch Abgeordnete der CDU/CSU den Antrag von SPD und Grünen. Christdemokrat Heinrich Pohlmeier nannte die Bombardierung der baskischen Stadt einen „dunklen Tag in der spanischen und in der deutschen Geschichte“. Namens der Union sprach er sich „nachdrücklich“ für „symbolische Versöhnungsgesten“ aus und schlug der Bundesregierung vor, „Städtepartnerschaften zu fördern“.

Bundestagsvizepräsident Heinz Westphal (SPD) berichtete, die Regierungen Spaniens und des Baskenlandes hätten derartigen deutschen Gesten schon grundsätzlich zugestimmt, „Stipendien und Städtepartnerschaften“ seien willkommen.



Pforzheimer OB Becker
„International blamiert“

Der SPD-Oberbürgermeister von Pforzheim, Joachim Becker, griff als erster Kommunalpolitiker die Anregung aus Bonn auf, weil er „gewisse Parallelen“ sah: Seine Stadt war noch 1945 durch Luftangriffe zu 80 Prozent zerstört worden, 18 000 Menschen kamen ums Leben.

Auf Vermittlung der deutschen Botschaft in Madrid reiste Becker im Oktober letzten Jahres nach Guernica. Botschafter Guido Brunner hatte ihm fernschriftlich versichert, eine Städtepartnerschaft wäre für die deutsch-spanischen Beziehungen „von großem Gewinn“.

Die Repräsentanten von Guernica, voran Bürgermeister Juan Luís Zuzaeta Arronategui, waren hocherfreut über die schwäbische Offerte, und auch das Auswärtige Amt in Bonn begrüßte die Pforzheimer Initiative. Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher ließ OB Becker brieflich wissen, die geplante Liaison empfinde er als „Geste des Friedens und der Freundschaft gegenüber Guernica“.

Er würde sich freuen, schrieb der Außenminister, wenn die „zuständigen Gremien“ in Pforzheim „bald ihre Zustimmung zu einer Städtepartnerschaft erteilen würden“. Aber in der badischen Provinz wird Genschers außenpolitischer Kurs von Unionspolitikern nicht so bereitwillig mitvollzogen wie am Kabinettstisch in Bonn.

Alois Amann, 57, Vorsitzender der CDU-Fraktion im Pforzheimer Gemeinderat und Konrektor einer Hauptschule, widersetzte sich dem Ansinnen des Oberbürgermeisters. Eine Partnerschaft „mit dem Gedanken, daß wir, die Deutschen, dort etwas wiedergutzumachen hätten“, begründete der Christdemokrat seine ablehnende Haltung, halte

LEBEN UND LEBEN LASSEN. AUF PIRELLI.

Beim Bremsen, wenn jeder Zentimeter zählt, können Sie sich auf Pirelli verlassen. Denn mit Pirelli-Reifen haben Sie immer den guten Kontakt zur Straße. Das Profil ist griffig und bringt Ihren Wagen auf kurzem Weg zum Stehen. Also, denken Sie beim nächsten Reifenwechsel an Pirelli: Die Beine Ihres Autos.





Picasso-Gemälde „Guernica“: Ausstellung als Überzeugungshilfe

er „nicht für möglich“. Der Bombenangriff auf Guernica werde so dargestellt, als ob die „Legion Condor“ dort eine Stadt und deren Bewohner hätte auslöschen wollen, aber „das ist falsch, und solche Darstellungen sind Geschichtsklitterung“.

Tatsächlich hätte nur eine „strategisch wichtige Brücke“ zerstört werden sollen, um „letztlich die Neuformierung der republikanischen Streitkräfte“ zu verhindern und den „schrecklichen Bürgerkrieg“ zu verkürzen – zu Francos Gunsten natürlich.

Rund 250 Bomben seien geworfen worden, schrieb der CDU-Politiker Amann, „die Zerstörungen waren relativ gering, und die Zahl der Todesopfer war erfreulicherweise sehr niedrig“. Allerdings, das gab er immerhin zu, habe die mit Franco verbündete „Legion Condor“ den Angriff „durchgeführt“.

Entgegen allen internationalen zeitgeschichtlichen Forschungsergebnissen ist Guernica für Amann, seit 32 Jahren Mitglied der CDU, eine „Legende, wie sie von stark links gerichteten Kräften gepflegt wird“. Franco habe nach dem Bürgerkrieg „eine Politik der Versöhnung eingeleitet“, die Früchte getragen habe: Nach dessen Tod hätten die Spanier friedlich in ein demokratisches Regierungssystem „umsteigen“ können.

„Das Problem Guernica“, so Amann, sei in der Bundesrepublik „mit ideologischem Ballast befrachtet“. Deshalb müsse die deutsche Politik zurückhaltend sein, dürfe „in Guernica selbst keine Wunden aufreißen und bei uns nicht erneut Streit entfachen“.

Weil schon ein Fünftel der Stimmen des Pforzheimer Stadtparlaments ausreicht, um einen Antrag zu blockieren, sorgte die CDU-Fraktion mit 22 (von 51) Stimmen dafür, daß der Partnerschaftsvorschlag des Oberbürgermeisters vorläufig abgelehnt wurde.

Am 9. Februar will Becker das Thema wieder auf die Tagesordnung des Gemeinderats setzen lassen. Er hofft, daß „die CDU nicht stur bleibt“, sieht aber bis jetzt „keine Änderung der Ansichten“.

Eindringlich hatte das Stadtoberhaupt an die CDU appelliert, die Verbindung mit Guernica zu befürworten, sonst „blamiert sich Pforzheim international“. Bei einem Besuch des Bürgermeisters von Guernica in Pforzheim mußte Becker den spanischen Gesprächspartnern in der vergangenen Woche den CDU-Widerstand erst mal erläutern.

Der Bundestagsabgeordnete Dieter Spöri, SPD-Spitzenkandidat für die Landtagswahl im März, hat unterdessen vorgeschlagen, die Partnerschaft mit der Ausstellung eines Kunstwerkes zu fördern. Das weltberühmte Monumentalgemälde „La Muerte de Guernica“ des Spaniers Pablo Picasso, das der Künstler einem freien Spanien vermachte und während der Franco-Ära im New Yorker Museum of Modern Art zwischenlagern ließ, soll, so plant es Spöri, in Pforzheim gezeigt werden. Spöri: „Vielleicht läßt sich die CDU dann besser überzeugen.“

KORRUPTION

Mafiose Verflechtung

Im Prozeß um ein schräges Immobiliengeschäft stehen von neuem Tricks, Figuren und Gebräuche des Berliner Baufilzes im Mittelpunkt.

Beim Frankfurter Bauherrn Ignatz Bubis tickerte am 10. Oktober 1984 ein geheimnisvoller Schrieb aus dem Fernschreiber. In „10 Tagen“, so hieß es da, sollten amtliche Bestätigungsbriefe herausgehen, wonach „in unmittelbarer Nähe der Deutschen Oper Berlin 2 Bauprojekte“ in das Förderprogramm 1985 des Senats aufgenommen wurden; das habe ein „gemeinsamer Freund“, offenbar intimer Kenner der Baubehörden, soeben mitgeteilt.

Der verklausulierte Tip, der dem Baulöwen Bubis wohl raschen Zugriff auf Senatsgelder ermöglichen sollte, kam von dem Berliner Immobilienkaufmann Jürgen Seidel. Der allerdings verschwieg, woher er die vielversprechende Information erhalten hatte.

Die Staatsanwaltschaft, der eine Kopie des Fernschreibens später in die Hände fiel, sah sogleich wieder jene Bauherren und Baubehördler am Werk, die in West-Berlin seit Jahren schmieren und schieben. Die Ermittler begannen mit der Suche nach dem Phantom bei der Oper.

In Verdacht geriet alsbald ein Beamter, der mit Seidel befreundet war und bei den Behörden am rechten Ort saß: der Leitende Senatsrat Wolfgang Winkler, beim Senator für Bau- und Wohnungswesen („SenWoBau“) Chef der Abteilung, die für die Vergabe von Fördermitteln zuständig ist.

Umgehend versicherte der Beamte Winkler, zwar habe er öfters mal Gemeinsames mit Seidel unternommen, zum Beispiel Besuche im Theater. Der Makler habe ihm jedoch nie irgend etwas bezahlt, vielmehr sei „strikt“ auf Kassentrennung geachtet worden. Eine Israel-Reise etwa, die Seidel gebucht hatte, bezahlte der Reisende Winkler nach eigenem Bekunden aus eigener Tasche.

Keine schlüssige Erklärung fand sich dagegen für eine weitere Begegnung der Freunde. Nach Spesenbelegen hat Kaufmann Seidel den Beamten „Winkler SenWoBau“ 1984 zweimal im Grunewald-Restaurant „Floh“ beköstigt. Bewirtungsgrund, so ist vermerkt, war einmal „Krumme Straße“, das andere Mal



Bauherr Bubis
Satte Gewinne abkassiert



Ein neues Kapitel nobler Fahrkultur.

Schon die Honda Legend V6-Limousine hat einen neuen Standard für Produktqualität, technologisches Know-how und Leistung gesetzt: Ein Automobil, das eingefahrene Konventionen für überholt erklärt. Deshalb wird es anspruchsvolle Fahrer besonders freuen, jetzt das entsprechende Coupé entdecken zu können: das Honda Legend V6 2.7i Coupé. Dieses Automobil ist ein äußerst individuelles Luxus-Coupé der Spitzenklasse mit aufregend sportivem Charakter. Kultivierte Dynamik verbindet sich im Legend Coupé elegant mit erstklassigem Stil. Seine Konstrukteure haben alles getan, um Fahrer, Automobil und Straße perfekt miteinander zu vereinen.

Honda-Triebwerke haben es dem Williams/Honda-Team ermöglicht, die Formel-1-Konstrukteurs-Weltmeisterschaft aufeinanderfolgend 1986 und 1987 zu gewinnen. Technologie mit der absoluten Kraft zur Spitze. 1988 werden Honda-Triebwerke dem Lotus- und McLaren-Team helfen, ganz vorne mitzufahren. Und zu gewinnen.

Schon seine äußere Form beeindruckt durch ästhetische Optik und einen bemerkenswerten Cw-Wert von 0,30. Die luxuriöse Innenausstattung schafft ein Ambiente, in dem vitales, kraftvolles Fahren zu einem ganz neuen Erlebnis wird.
Das hochmoderne Legend V6-Triebwerk wurde für das Coupé noch kräftiger dimensioniert:
2,7 Liter Hubraum mit 24 Ventilen, obenliegende Nockenwelle und elektronische, programmierte Kraftstoffeinspritzung (PGM-FI) sorgen für kraftvolle Beschleunigung, kultivierten Drehmomentverlauf und niedrigen Geräuschpegel bei hoher Reisegeschwindigkeit.

Die Fahrwerkskomponenten des Legend V6 2.7i Coupé gewährleisten ein der hohen Leistung entsprechendes Fahrverhalten und Handling. Die in der Formel 1 bewährte "Double-Wishbone"-Radaufhängung an allen vier Rädern sorgt für beispielhafte Fahrstabilität. Vier Scheibenbremsen und das Antiblockier-Bremssystem A.L.B. bringen das Legend Coupé jederzeit sicher zum Stehen. Das Legend V6 2.7i Coupé dokumentiert den hohen Standard wegweisender Automobil-Technologie, den Honda heute setzt.



Honda Deutschland GmbH, Offenbach/M.

POWERED by HONDA

„Krumme Straße 11 und 13". Das ist die Adresse eines Objektes, für das Bubis damals gerade das Erbbaurecht sowie die Förderung des Senats erstrebte.

Mit dem Treffen im „Floh" beschäftigt sich die Berliner Justiz, nachdem die Staatsanwaltschaft und der Antikorruptionsausschuß des Abgeordnetenhauses Verdacht geschöpft hatten: Die Freunde hätten, so die Vermutung, im Grunewald um ein Bauwerk von Bubis gekungelt.

Winkler und Seidel bestritten vor dem Untersuchungsausschuß die dienstlichen Kontakte und müssen sich demnächst wegen des Verdachts der falschen uneidlichen Aussage vor Gericht verantworten.

Bislang sind schon in 18 Fällen Politiker, Baulöwen und Ganoven, allesamt im korrupten Berliner Baumilieu verstrickt, mit insgesamt 48 Jahren Freiheitsentzug bestraft worden. In dieser Woche beginnt eine zweite Prozeßserie gegen jene Beschuldigten, die sich durch falsche Aussagen vor Untersuchungsinstanzen und Gerichten einer Bestrafung entzogen haben sollen. Als erster auf die Anklagebank muß am Dienstag dieser Woche der ehemalige Umweltsenator Horst Vetter (FDP) – wegen Meineids. Er soll als Abgeordneter von dem Bauunternehmer Kurt Franke 50 000 Mark empfangen haben, hat aber vor Gericht unter Eid nur das Abkassieren von 10 000 Mark zugegeben.

Auch bei den Ermittlungen über das Bubis-Projekt Krumme Straße bot sich den Fahndern ein Bild mafioser Verflechtungen, in denen illustre Größen der Berliner Bauszene beieinander waren. Mit der Abwicklung des Baus hatte Bubis die Experten des Berliner Ingenieurbüros Heinz Ruths beauftragt. Ruths ist in der Branche als „Mister zehn Prozent" bekannt: Bei Großprojekten übernahm er immer wieder erfolgreich die Klimapflege in den Behörden. Nach einer Liste, die 1986 sichergestellt wurde, hat Ruths rund 250 Entscheidungsträger des Berliner Bauwesens bis hin zu Senatoren jahrelang mit guten Gaben bedacht.

So landete der Antrag auf Senatsförderung, den Ruths für Bubis stellte, auf dem Tisch des richtigen Mannes: bei Wolfgang Siede, Sachbearbeiter in Winklers Senatsgeld-Abteilung. Siede wurde schon in einem anderen Fall wegen Bestechlichkeit verurteilt, nachdem er einem Baubetreuer für wohlwollende Behandlung von Aufträgen unter anderem einen BMW Alpina abverlangt hatte. Wert: rund 100 000 Mark.



Berliner Spekulationsobjekt Krumme Straße 11: Schmu im „Floh"?

Der Beamte stand auch, wie sein Chef Winkler, auf der Bakschischliste des Ingenieurs Ruths – mit 565 Mark der eine, mit 911 Mark der andere. Die Gegenleistung blieb jedoch zunächst aus: Mit Aufnahme ins Förderprogramm, entschied Siede, könne das Bubis-Projekt nicht vor Ende des Jahres 1985 rechnen.

Doch bei dem amtlichen Nein blieb es nicht lange. Nach den Begegnungen der Freunde Winkler und Seidel im „Floh" erhielt Bubis die gute Nachricht, sein Projekt werde doch noch in den Förderplan des Jahres 1985 aufgenommen.

Als der Untersuchungsausschuß den Kaufmann Seidel befragte, wer denn der im Telex genannte „gemeinsame Freund" mit den intimen Amtskenntnissen sei, kam die verblüffende Antwort, es handele sich um den Ingenieur Ruths.

Der allerdings wies den Vorwurf zurück. Wer unter lauter Freunden und Freundesfreunden am Ende der Behördenkenner war, der für Bubis die lukrativen Amtsakte bewirkte, bleibt erst einmal ungeklärt.

Der Schmu von Charlottenburg hatte bereits bei der Beschaffung des Erbbaurechts für das Projekt an der Krummen Straße begonnen. Um das bei den städtischen Stellen zu ergattern, engagierte Bubis für insgesamt 391 770,19 Mark den Berliner Makler Jörg-Helmut Oldenburg. Der genoß in der Branche zwar einen zweifelhaften Ruf als Schuldenmacher und Sanierungsgewinnler. Nachgesagt wurde ihm aber auch, dank seiner Kontakte zu amtlichen Zentralfiguren, viel Durchschlagskraft bei schwierigen Projektvorbereitungen.

So hatte Oldenburg schon Objekte betreut, die der stadtbekannte Bauträger Dietmar Otremba hochziehen wollte – Otremba zahlte ihm für Dienste in den Behörden 200 000 Mark. Auch für ein Bauvorhaben der noch größeren Klingbeil-Gruppe machte Oldenburg die Runde durch die Amtsstuben.

Wie später bekannt wurde, schlug der Projektvorbereiter dabei den ganz direkten Weg ein: Vom Geld der Bauherren bestach er den korrupten Baustadtrat Wolfgang Antes, Namenspatron der filzigen Berliner Bauaffäre, der laut Oldenburg mal mit 200 000 Mark (Bubis-Projekt), mal mit 50 000 (Otremba-Projekte), mal mit 30 000 Mark (Klingbeil-Projekt) bedacht worden ist. Fahnder und Untersuchungsausschuß konnten allerdings nicht belegen, daß Oldenburgs Auftraggeber von den Durchstechereien gewußt haben.

Auch an der Oper riskierte Bubis nichts. 100 000 Mark, die Oldenburg zu Antes getragen haben soll, hatte Bubis vertraglich nur als Kredit gewährt – getreu dem Motto, das Bubis dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß vortrug: „Klappt es, dann kostet es mich ein bißchen mehr, klappt es nicht, dann hat es mich gar nichts gekostet."

In der Schlußphase will Bubis dann an dem ganzen Projekt „die Lust verloren" haben, obwohl doch hier der Lustgewinn erst so recht begann. Nachdem nämlich Erbbaurecht und Senatsförderung erteilt waren, reichte der Frankfurter das Vorhaben an die Berliner Baugesellschaft Groth & Graalfs weiter. Die bot für das Projekt einen Einstiegspreis von 950 000 Mark plus Mehrwertsteuer sowie die Übernahme von offenen Verpflichtungen in Höhe von 127 746 Mark.

So führte Bubis den Zunftkollegen vor, wie sich in Berlin satte Baugewinne erzielen lassen, ohne daß auch nur ein Ziegel bewegt wurde: Aus der Transaktion auf der Krummen Straße errechnete er sich den „Rohgewinn" von einer halben Million Mark. ◆



MONTBLANC MEISTERSTÜCK

KLASSIKER DER ZUKUNFT

Für Menschen, die Freude an den schönen Dingen des Lebens haben, der Inbegriff reinster Ästhetik. Handbearbeitete 14 Karat Goldfeder mit Platinintarsia, hochglanzpoliertes, erlesenes Edelharz mit goldplattierten Beschlägen im weltberühmten, klassischen Design vereint. Montblanc Meisterstück-Schreibgeräte – Ausdruck von Persönlichkeit und individuellem Lebensstil.

Geheimnisvoll verhandelt

Berlin wird an den westdeutschen Stromverbund angeschlossen, die DDR kauft West-Strom. Deutschland könnte zum Knotenpunkt umfangreicher Stromgeschäfte zwischen den Blöcken in Europa werden.

Am 4. März 1952, um 18.00 Uhr, gingen im West-Berliner Stadtteil Rudow die Lichter aus. Der Berliner Randbezirk war bis dahin von einem Ost-Berliner Kraftwerk versorgt worden. Nun, der Kalte Krieg steuerte auf einen neuen Höhepunkt zu, wurde diese letzte Ost-West-Stromleitung gekappt.

Mehr als 35 Jahre, bis heute, blieb West-Berlin, allen Fortschritten in der Entspannungspolitik zum Trotz, eine Strominsel.

Der Umstand, daß Berlin-West nicht an das westdeutsche Stromverbundnetz angeschlossen war, kostete viel Geld. Das Berliner Energieversorgungsunternehmen Bewag mußte investieren, um Notvorräte von Kohle für die Kraftwerke bereitzuhalten; und es mußte zusätzliche Kraftwerke bauen, die eine ausreichende Reservekapazität für verbrauchsstarke Zeiten boten. Der Berliner Strompreis ist daher bis heute höher als irgendein Stromtarif im Bundesgebiet.

Doch bald wird alles ganz anders. Die stromtechnische Isolation West-Berlins wird 1992, genau 40 Jahre nach Kappung der letzten grenzüberschreitenden Leitung, aufgehoben. Mitte Januar paraphierten die westdeutschen Elektrizitätsunternehmen PreussenElektra und Bewag und die DDR-Handelsgesellschaft Intrac ein Stromlieferungs-Abkommen. Es ermöglicht den Anschluß West-Berlins an das westdeutsche Verbundsystem und macht zugleich die DDR zum Abnehmer westdeutscher Elektrizität.

Gestartet worden war die neueste Variante der deutsch-deutschen Annäherung 1986 auf der Leipziger Frühjahrsmesse. Der Berliner Wirtschaftssenator Elmar Pieroth hatte gegenüber dem DDR-Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker angeregt, daß die Deutschen über Stromgeschäfte reden sollten.

Seitdem wurde verhandelt – aber so geheimnisvoll, als seien nie vorher Ost-West-Geschäfte abgeschlossen worden, als habe es eine Annäherung der beiden Wirtschaftsblöcke bisher nicht gegeben. So ist immer noch unklar, wieviel und womit die DDR für den West-Strom bezahlen wird.

Eine Grundmenge, soviel ist sicher, wird die DDR gratis erhalten: als Belohnung dafür, daß der Strom über DDR-Gebiet nach West-Berlin transportiert wird. Für den Rest des Exportstroms wurde ein gesplitteter Preis vereinbart: Für einen Teil gelten „langfristig vereinbarte Konditionen", für Spitzenmengen dann die wechselnden Marktpreise.

Sicher ist für die Preussen-Elektra-Mutter Veba, daß die DDR nicht, wie häufig bei West-Einkäufen, mit Kompensationsware aus dem Osten bezahlt, sondern mit D-Mark. „Wir haben in den letzten zehn Jahren 25 Milliarden Mark mit der DDR umgesetzt", erläutert Veba-Chef Rudolf von Bennigsen-Foerder, „da haben wir keine Zweifel, daß auch dieses Geschäft vereinbarungsgemäß abgewickelt wird."

Die DDR dürfte ein großes Interesse an ordentlichen Geschäftsbeziehungen haben. Der Dauerbezug von rund einer Milliarde Kilowattstunden pro Jahr erlöst das östliche Deutschland von seinen häufigen Energienotständen.

Elektrizität ist in der DDR Mangelware, und die Situation ist in den letzten Jahren eher schlimmer geworden. Nach Tschernobyl geriet der Ausbau der Kernkraft ins Stocken; der bisherige Hauptenergieträger Braunkohle ist immer teurer zu fördern, er wird dazu noch qualitativ immer schlechter.

Notkäufe in Österreich und in der Tschechoslowakei konnten allzu große Stockungen der Produktion verhindern; der in Engpaß-Lagen gekaufte Strom mußte aber teuer bezahlt werden.



Kohlekraftwerk Buschhaus
Überschüssiger Strom für die DDR



Veba-Chef von Bennigsen-Foerder
Aus dem Osten harte Währung

Zu den Gewinnern des erweiterten Stromverbunds zählt auch West-Berlin. Die smoggefährdete Zwei-Millionen-Stadt wurde bisher zum größten Teil aus recht alten, umweltschädlichen Kohlekraftwerken mit Strom versorgt. „Jede Kilowattstunde, die wir aus dem Stromverbund beziehen können", meinte Wirtschaftssenator Pieroth, „entlastet die Berliner Luft."

Natürlich profitiert auch Preussen-Elektra von dem neuen Ost-West-Deal. Wenn das Kraftwerk Buschhaus, der vorgesehene Lieferant der Exportware, den Strom demnächst über die Grenze schickt, wird bei der PreussenElektra die Produktion wieder besser mit dem Absatz in Einklang sein. Bislang saß die Veba-Tochter, die der größte Atomstrom-Hersteller in der Bundesrepublik ist, auf unangenehmen Überkapazitäten.

Die Aussicht, den bisher nicht absetzbaren Strom verkaufen zu können, ist für die PreussenElektra-Manager so hocherfreulich, daß sie – zusammen mit der Bewag – die über 300 Millionen Mark für die neue, 200 Kilometer lange Stromtrasse von Helmstedt über Magdeburg nach West-Berlin gern finanzieren.

Der jetzt vereinbarte Stromverbund zwischen der Bundesrepublik und der DDR könnte Auftakt eines noch größeren Ost-West-Geschäftes werden. Bislang sind das westeuropäische Stromverbundnetz, an dem zwölf Länder beteiligt sind, und das osteuropäische Verbundnetz, dem fast alle Ost-Staaten einschließlich der Sowjet-Union angehören, nicht miteinander verkoppelt. Doch wenn die neue deutsch-deutsche Stromschiene funktioniert, könnten sich die


City Men Eau de Toilette Deo-Spray.
Der neue Duft. Aufregend anders.

I LOVE CITY!

Gut. Und jetzt mußt Du drei Minuten so bleiben.



CHYPRE



FRESH



ELEGANT

City Men Eau de Toilette Deo-Spray ist die raffinierte Kombination von Eau de Toilette und zuverlässigem Deodorant. City Men gibt es in drei faszinierend männlichen Duftnoten.

alten Ängste gegenüber Geschäften mit dem System-Feind auflösen.

Die Voraussetzung, Angebot auf der einen und Nachfrage auf der anderen Seite, ist gegeben: Die Franzosen vor allem produzieren Überschußmengen an Atomstrom; und die Ostblock-Staaten, allen voran die Sowjet-Union, können ihren Strombedarf aus eigener Produktion kaum decken.

Die deutschen Elektrizitätsunternehmen werden die Durchleitung des Franzosenstroms in den Ostblock gewiß nachhaltig unterstützen. Denn das Transit-Geschäft würde sie von einem Alptraum befreien: daß Frankreich seinen überschüssigen Atomstrom demnächst, im 1992 entstehenden europäischen Binnenmarkt, billig bei deutschen Großabnehmern abliefert.

SCHIFFAHRT

Ohne Ausguck

Deutsche Reeder suchen zunehmend ihr Heil in Billigflaggen.

Zwölf deutsche Matrosen traf das Seemannslos besonders hart: Mitten auf See erfuhren sie von ihrer Entlassung. Vor der Küste des Öl-Emirats Abu Dhabi mußten sie ihre Koffer packen und die Plätze freimachen für philippinische Kollegen.

5000 Kilometer entfernt, in der Bundesrepublik, war die Entscheidung gefallen, das Forschungsschiff „Flora" auszuflaggen. Die in Hannover ansässige Firma Prakla-Seismos AG, spezialisiert auf seismographische Seevermessungen, ließ die Billigflagge von Curaçao am Heck der „Flora" hissen.

Kurz zuvor hatten die Prakla-Manager das Schiff an eine Firma auf den Niederländischen Antillen verkauft und sofort wieder zurückgechartert. Der Trick ist bares Geld wert: Das Unternehmen zahlt unter der Billigflagge weniger Steuern, kann die Löhne drücken und kostspielige Sicherheitsvorschriften außer acht lassen. Für die zwölf deutschen Seeleute an Bord der „Flora" kam nur noch ein bezahlter Rückflug in die Arbeitslosigkeit dabei heraus.



Küstenpolitiker von Dohnanyi
Hilfe durch Zweitregister?

In der Handelsschiffahrt gehören solche Vorgänge inzwischen zur Routine. Mehr als 70 deutsche Schiffe tauschten im vergangenen Jahr die schwarzrotgoldenen Farben gegen Fahnen Zyperns, Panamas, Singapurs, Liberias oder eines anderen Billigflaggen-Landes aus. Von der gesamten Flotte deutscher Reeder fahren nunmehr 363 Schiffe unter ausländischer, nur noch 308 unter deutscher Flagge. Entsprechend sank die Zahl deutscher Seeleute. Sie hat sich in den letzten 15 Jahren auf knapp 20 000 halbiert. Allein 1987 wurden 5000 Arbeitsplätze deutscher Seeleute vernichtet.

Die Fahnenflucht der Reeder hat handfeste Gründe. Die Frachttarife sind seit Jahren niedrig, schwarze Zahlen sind deshalb nur äußerst mühsam zu erwirtschaften. Im Welthandel herrscht Flaute, es gibt zu viele Schiffe für zu wenig Frachten. Zudem machen den Reedern wachsender Protektionismus und der Kursverfall des Dollar zu schaffen.

Um Verluste abzuwenden, sind die Reeder bemüht, möglichst billige Arbeitskräfte anzuheuern. „Wenn wir allen Seeleuten auf unseren Schiffen deutsche Gehälter zahlen würden, wären wir längst pleite", meint der Hamburger Reeder Frank Leonhardt.

Offiziere von den Philippinen erhalten monatlich zwischen 500 und 1000 Mark weniger als deutsche Schiffsoffiziere; Matrosen aus der Südsee sind gut 1000 Mark billiger als Deutsche. Und sie streiken auch nicht, wie ihre deutschen Kollegen 1986, für höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten.

„Da kann man schnell ein paar hunderttausend Mark pro Schiff und Jahr einsparen", sagt Leonhardt. Er läßt deshalb fast alle seine Schiffe unter ausländischer Flagge fahren; es müssen nicht deutsche Tariflöhne gezahlt werden.

Klaus Meyer, Hamburger Sekretär der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, widerspricht solchen Rechnungen. „Die Löhne", sagt Meyer, „machen nicht einmal zehn Prozent der Gesamtkosten eines Schiffes aus." Gut die Hälfte aller ausgeflaggten Schiffe gehörten Reedern, die nicht Mitglieder des Arbeitgeberverbandes seien und deshalb bereits vor der Ausflaggung niedrigere Löhne zahlten, als die Tarifverträge vorsehen. „Das Motiv für die Ausflaggung ist demnach nicht die zu hohe Heuer gewesen", schlußfolgert Meyer.



Schiffskollision (bei Cuxhaven): „Wildwest auf den Meeren"

Auch die Reeder räumen mittlerweile ein, daß die relativ hohen deutschen Steuern den größten Teil der Kosten ausmachen. So bemühen sie sich nun vor allem darum, die Politiker für den Abbau fiskalischer Belastungen zu gewinnen.

Bei Hamburgs Bürgermeister Klaus von Dohnanyi fanden sie schon Gehör. Im vergangenen Frühjahr bündelte er verschiedene Pläne werbe- und wahlkampfwirksam zu einem Paket. Ein zweites deutsches Schiffahrtsregister, so sein zusammen mit Reedern und Gewerkschaften erarbeiteter Vor-

Brillengläser von Zeiss

... Qualität für gutes Sehen.

Ab dem 40. Lebensjahr sieht man das Nahe oft nicht mehr so gut. Gleitsichtgläser von Carl Zeiss bieten wieder optimales Sehen – stufenlos über alle Sehbereiche hinweg, mit einer Brille für alle Entfernungen.

Fragen Sie Ihren Augenoptiker nach Zeiss Gleitsichtgläsern.

Zu Ihrem Nutzen: Die Leistung des Augenoptikers und die Qualität von Zeiss.



Zeiss für meine Augen.

Symbol für Zeiss Qualität.

Dongowski & Simon



Streikende deutsche Seeleute: Matrosen aus der Südsee sind billiger

schlag, solle Reedereien günstigere Bedingungen bieten, damit sie auch weiterhin unter deutscher Flagge fahren.

Das neue Register, eine Art einheimische Billigflagge, sähe in der Tat verlockend aus. Bei der Vermögensteuer sollen nur 25 Prozent des Betriebsvermögens der Firma zugrunde gelegt, die Gewerbesteuer sowie die anderen ertragsabhängigen Steuern um die Hälfte gesenkt werden. Staatliche Subventionen erhielten nur noch Reeder, die ihre Schiffe unter deutscher Flagge fahren lassen. Darüber hinaus würde die Einkommensteuer für Seeleute auf das internationale Niveau gesenkt.

Die Idee eines Zweitregisters entstand nicht an der deutschen Küste. Die Briten führen seit 1987 zwei „offene Register", auf der Insel Man und auf Malta; die Franzosen eines auf Kerguélen im Indischen Ozean. Norwegen richtete Mitte 1987 ein „Internationales Register" in Bergen ein, und die Belgier flaggen einfach ins benachbarte Luxemburg aus, wodurch eine Steuerentlastung für belgische Reeder von 25 Prozent entsteht.

„Die Hamburger Initiative", kommentierte Dohnanyi seinen Vorschlag, „hat den Zweck, die durch Steuern, Lohnkosten, Arbeitsschutz- und Umweltauflagen entstandenen Kostennachteile der deutschen Schiffahrt zu neutralisieren."

Doch während viele Politiker, vor allem die der Küstenländer, mit Modellen schnell bei der Hand waren, änderte sich in der Praxis bislang kaum etwas. Die Bundesregierung bekundete zwar Reformabsichten, unternahm aber wenig. Lediglich die Schiffahrtshilfen wurden am 1. Juli 1987 umgestellt, so daß Schiffe unter deutscher Flagge nun mehr Geld erhalten.

Die steuerliche Entlastung der Reedereien, von vielen Politikern und Kabinettsmitgliedern angekündigt, ging in den Debatten um die große Steuerreform und ihre Finanzierung unter. Das wichtigste Motiv der Ausflaggung besteht nach wie vor.

Nun kommt der Verkehrsminister den Reedern mit einem billigen, aber fragwürdigen Angebot entgegen – er lockert die Sicherheitsbestimmungen. Auf der Jahrestagung des Verbandes Deutscher Reeder im Dezember 1987 kündigte Jürgen Warnke an, er werde den Ein-Mann-Wachbetrieb demnächst probeweise genehmigen.

Damit setzt Warnke den Abbau der Sicherheitsvorschriften fort, dem schon der Dritte Offizier auf deutschen Schiffen bis 6000 Bruttoregistertonnen und der Funker auf einigen Frachter-Typen zum Opfer fielen. Im Gespräch ist derzeit sogar, den Mann für den Nachtausguck einzusparen.

Die in der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft (DAG) organisierten Seeleute warnen vor einer Politik des „Kostensparens um jeden Preis", die zu „Wildwest auf den Meeren" führe. Die Sicherheit auf den Weltmeeren werde durch „Geisterfahrer" gefährdet, die keinen Ausguck hätten und deren wachhabende Offiziere vor Übermüdung einschliefen.

Die Folgen solcher Personal- und Sicherheitseinsparungen, nämlich Kollisionen, Schiffsaufgaben, Strandungen und Brände, dokumentierte die DAG mit mehreren Unfall-Berichten der Seeämter. Stets waren die Sicherheitsvorschriften mißachtet worden, teilweise fehlten die notwendigen Fachleute an Bord.

„Der ökonomische Druck und die Existenzangst", bilanziert die DAG, „lassen Reeder und Seeleute in einem gnadenlosen Wettbewerb alles vergessen, was in den vergangenen fetten Jahren an notwendigen Sicherheitseinrichtungen durchgesetzt worden ist."

Von der Bundesregierung können die Seeleute offenbar wenig Hilfe erwarten. Wie wenig den Bonnern daran liegt, die Flucht in die Billigfahnen zu stoppen, zeigt das Beispiel des Forschungsschiffes „Flora": Der ausflaggende Eigentümer, die Prakla-Seismos AG, ist ein Bundesunternehmen.

TABAK

Gegen den Trend

Schweden-Snus, ein weltweit florierender Modetabak, darf in Deutschland nicht mehr verkauft werden.

Amerikaner finden die neue Art, Tabak zu genießen, einfach schick, Schweden wie Dänen sind ganz versessen darauf, auch die Briten kommen allmählich auf den Geschmack.

Seit Tabakqualm zunehmend aus Bahnen und Bussen, Wirtshäusern und Wohnstuben verbannt wird, nehmen Raucher ihre tägliche Nikotinration unauffällig zu sich. Zigarette? Nein, danke. Das Zeug wird jetzt gelutscht.

Die Rezeptur kommt aus Schweden und heißt Snus: ein Gemisch aus gemahlenem Tabak mit einer Spur Salzwasser, ein wenig Anis oder einem Schuß Madeira. Unter Markennamen wie „Catch Mini" oder „Skoal Bandits" wird der Stoff mundgerecht in kleinen Gramm-Beutelchen angeboten.

In Deutschland fanden sich bislang nicht viele Käufer. Vergeblich versuchte die staatseigene Stockholmer Svenska



Schwedischer Lutschtabak
Gefährlich wie die Zigarette?

Diese Woche von IBM:
Der neueste Kontostand in der Bankberatung.



Bankberater freuen sich, weil sie mit dem System IBM 4700 für Kreditinstitute ihre Kunden direkt am Bankschalter umfassend beraten können. In kleinen Filialen genauso wie in großen Zentralen.
Bankkunden und ihr Geld freuen sich, wenn sie direkt am Schalter über Giroverkehr, Sparverträge, Bargeschäfte und Wertpapiere informiert werden.



Bankberater freuen sich, weil sie durch Selbstbedienungs-Einheiten des Systems IBM 4700 entlastet werden und so mehr Zeit für die individuelle Kundenberatung haben.
Bankkunden freuen sich, wenn sie an Serviceautomaten selbst Geld einzahlen oder abheben, Kontoauszüge ausdrucken lassen oder Bestellungen aufgeben können. Und das rund um die Uhr.



Bankberater freuen sich, weil sie mit dem System IBM 4700 alle Informationen sofort zur Hand haben und so Kunden in aller Ruhe beraten können.
Bankkunden freuen sich, wenn sie so ganz individuell über Anlagemöglichkeiten informiert werden.



Bankberater freuen sich, weil sie zum Beispiel bei einer Scheckeinreichung die Unterschrift direkt am Schalter mit einer grafischen Prüfanzeige vergleichen können.
Bankkunden freuen sich, wenn sie schnell und ohne Wartezeiten bedient werden.



Bankberater freuen sich, weil sie mit dem System IBM 4700 aktuelle Informationen von der Datenbank ihres Kreditinstitutes direkt auf den Bildschirm holen können.
Bankkunden freuen sich, wenn ihr Gesprächspartner immer auf dem neuesten Stand ist.



Bankberater freuen sich, weil sie Modellrechnungen für Ansparpläne, Rentenberechnungen und Hypotheken mit dem Komfort des IBM Personal System/2 kurzfristig durchspielen können.
Bankkunden freuen sich, wenn Empfehlungen mit fundierten Rechenbeispielen unterstützt werden.

Mehr über den aktuellen Stand in der Bankberatung erfahren Sie telefonisch zum Ortstarif über Hallo IBM: 0130-4567. Oder wählen Sie IBM in Btx *52800#.



Tobaks AB „Catch Mini“ vor allem Jugendlichen in der Werbung als „umweltfreundliche Alternative“ anzudienen. Mehr als ein paar tausend Stammkunden, vorwiegend in Norddeutschland, kamen hierzulande nicht zusammen.

Die wenigen werden demnächst vergeblich das abgepackte Lutschzeug verlangen. Von Anfang dieser Woche an dürfen die Schweden ihre Snus-Sorte „Catch Mini“ in der Bundesrepublik nicht mehr verkaufen. Das Bonner Gesundheitsministerium hat den weiteren Vertrieb der Ware untersagt, aus gesundheitlichen Gründen.

So harmlos, wie die Snus-Macher vorgeben, ist der Lutschtabak offenbar nicht. Amerikanische Mediziner vermuten, daß ständige Tabaklutscherei Ursache für allerlei Krankheiten sein kann – für Zahnfleischbluten wie für Mundkrebs.

Alarmiert wurden die Bonner Experten Ende vergangenen Jahres durch die in Tokio tagende Weltkonferenz Rauchen und Gesundheit. Dort hielten Wissenschaftler rauchlosen Tabak – ob gelutscht, gekaut oder geschnupft – für ähnliches Teufelszeug wie die Zigarette selbst.

Noch kurz zuvor hatten Beamte im Gesundheitsministerium Snus als gesündere Alternative zur krankmachenden Tabakqualmerei angesehen. „Catch Mini“ sollte gar bei offiziellen Antiraucher-Kampagnen eingesetzt werden. Das Berliner Institut für angewandte Gesundheitsforschung (Sinag) meldete sich schriftlich bei den Stockholmer Snus-Produzenten; die Skandinavier sollten „angemessene Mengen von Probepakkungen und Werbematerial“ an das Institut schicken.

Der Lutschtabak und die dazugehörige Reklame, versprach Sinag, würden „bei Sport- und Gesundheitsveranstaltungen einem größeren Publikum“ angeboten. Für den rauchlosen Tabak sei mit solchen Aktionen „sowohl eine positive Imagebildung als auch eine große Werbewirkung“ zu erwarten.

Doch dazu kam es nicht. Das von Bonn finanzierte Gesundheitsinstitut mußte seine Bemühungen einstellen, die Schweden bekamen Verkaufsverbot für ihre Snus-Fertigpackungen.

Damit stellen die Deutschen sich gegen den internationalen Trend. Im Stammland Schweden wächst die Zahl der Tabaklutscher im gleichen Maße, wie die Zahl der Raucher sinkt. Unter jungen Menschen gibt es in manchen Gegenden bereits mehr Snuser als Zigaretten-Konsumenten.

In den USA greifen ebenfalls vorwiegend Schüler und Studenten zu „Catch Mini“ oder zu dem stärkeren „Skoal Bandits“ des heimischen Herstellers US Tobacco. An vielen High-Schools gehen bereits vier von zehn Schülern während Sport und Unterricht auf den neuen Tabak-Trip.

Auch die deutsche Jugend ist vor der weltweiten Snus-Welle noch nicht sicher. Die Schweden wollen den seit Anfang der Woche wirksamen Vertriebsstopp nicht widerstandslos hinnehmen. Sie haben sich erst mal zu einem „klärenden Gespräch“ in Bonn angemeldet.

VERSICHERUNGEN

Leicht zu drücken

Ein Mercedes-Verkäufer holte sich bei einem Dienstunfall Aids. Er klagte vergeblich auf Schadenersatz.

Nach der Vorstellung des neuen Modells in der Hanns-Martin-Schleyer-Halle zu Stuttgart sausten am 9. Januar 1985 in einer Sternfahrt 1300 Mercedes-Fahrzeuge vom Typ W 124 durch die Republik – von der Firma „astralsilber lackiert“ auf den Weg geschickt.

Ein Wagen, besetzt mit den Mercedes-Verkäufern Karl Welter und Paul Hecht* aus Südbayern, fuhr Richtung München. Der Knall kam kurz nach Verlassen der Autobahn: Bei Temperaturen um minus 20 Grad schleuderte die nagelneue Limousine und prallte voll auf ein entgegenkommendes Fahrzeug. Der Mann am Steuer hatte nur Schrammen, Kollege Hecht auf dem Beifahrersitz erwischte es voll: Milzvenenabriß, Scham- und Sitzbeinbruch, Gehirnquetschung, doppelseitiger Beckenbruch.

Erst nach neun Monaten Aufenthalt in mehreren Kliniken war der Mercedes-Mann wieder so weit hergestellt, daß er Schadenersatzforderungen geltend machen konnte: über 7000 Mark Vermögensschaden, 1200 Mark monatliche Schmerzensgeldrente und ein Schmerzensgeldkapital von 150 000 Mark.

* Namen von der Redaktion geändert.

Voller Zuversicht reichte er beim Landgericht München Klage gegen seinen Arbeitgeber und dessen Haftpflichtversicherung ein. Der treue Diener von Daimler-Benz hatte ein Vierteljahrhundert lang Mercedes-Karossen verkauft – nach eigenen Angaben für insgesamt 150 Millionen Mark. Überdies fühlte sich der zum Invaliden gefahrene Autoverkäufer besonders abgesichert, weil es sich bei dem schweren Zusammenstoß unbestritten um einen Betriebsunfall handelte.

Doch genau dies wurde Hecht zum Verhängnis. Wäre er bei einer Privatfahrt verunglückt, hätte die Autohaftpflicht wohl seine Schmerzensgeldforderungen erfüllt. Arbeitgeber jedoch sind nach der noch unter Bismarck konzipierten Reichsversicherungsordnung ausdrücklich von jeder Haftung für Personenschäden freigestellt.

Da das Unglücksauto bei der Überführung mit roten Nummernschildern unterwegs war, mußte das Gericht erst klären, ob die Daimler-Benz AG in Stuttgart oder die örtliche Mercedes-Vertretung Halter des Fahrzeugs war. Für Unglücksopfer Hecht war's einerlei: Weder so noch so gab es Schmerzensgeld.

Auch eine Klausel im Gesetz, wonach der Unternehmer dann zur Haftung verpflichtet ist, „wenn der Arbeitsunfall bei der Teilnahme am allgemeinen Verkehr eingetreten ist“, half Hecht nicht weiter. Denn für einen Autoverkäufer, so postulierte das Oberlandesgericht (OLG) München in seinem Berufungsurteil, sei die Straße nun einmal jener „Gefahrenbereich, in dem er durch die Zugehörigkeit zu seinem Betrieb betroffen ist“. Überführungsfahrten gehörten zu den „dienstlichen Obliegenheiten“ eines angestellten Verkaufsberaters einer Auto-



Verunglückter Mercedes: „Zwischen acht und 17 Uhr kein Schmerzensgeld“

Über den feinen Unterschied zwischen Reisen und Tourismus.

Wenn Reisen für Sie eine private Angelegenheit ist, sind wir ganz Ihrer Meinung. Und wir tun alles, damit es auch so bleibt.

Zum Reisen gehört z.B., sich Ziel und Termine frei wählen zu können. Lufthansa zu fliegen und den Komfort der europäischen Business Class zu genießen, ohne extra dafür zu zahlen. Oder seinen Flug unterbrechen zu können, um Städte- und Strandurlaub miteinander zu verbinden.

Reisen bedeutet, sich mit dem Pkw ins ausgesucht gute Hotel chauffieren zu lassen; mit dem Flugzeug von Insel zu Insel zu springen oder auf Mietwagen-Rundreisen mit vorgebuchten Hotels Landschaften und Kulturdenkmäler kennenzulernen.

Kurz: Eine Reise, wie wir sie verstehen, ist die Verwirklichung Ihres ganz persönlichen Urlaubstraumes. Und das preiswerter, als Sie glauben.

Müssen wir über Tourismus noch reden?



Urlaub mit Linie.

Die schönsten Strände des Mittelmeeres finden Sie in unserem Katalog „Südeuropa '88". Fragen Sie Ihr Reisebüro.

firma. Der Karlsruher Bundesgerichtshof variierte zwar die Besitzverhältnisse am Unglückstag, ging anders als das OLG von der Daimler-Benz AG als Fahrzeughalter aus, wies aber die Revision wegen Aussichtslosigkeit zurück.

Es blieb bei dem ursprünglichen Landgerichtsurteil, wonach dem verunglückten Autohändler aus der Haftpflichtversicherung lediglich eine Vergütung für die zerrissene und blutdurchtränkte Kleidung zusteht: 1033,90 Mark nebst Zinsen. Über die Höhe etwaiger Schmerzensgeldansprüche wurde in drei Gerichtsinstanzen erst gar nicht geredet.

Dabei wäre dies im Fall des Autoverkäufers Hecht von besonderer Brisanz gewesen. Bei einer Nachuntersuchung des Invaliden stellte sich heraus, daß Hecht, der nach dem Unfall 16 Bluttransfusionen bekommen hatte, mit dem Aids-Virus HIV angesteckt worden war.

Die lebensbedrohliche Infektion verhalf Hecht schließlich doch noch zu einem bescheidenen Schmerzensgeld. Die Allianz, Versicherer des Unglücksautos, hatte in ihrem Schriftwechsel unter Mißachtung aller Datenschutzbestimmungen derart offen auf den Aids-Fall hingewiesen, daß die Krankheit bald auch außerhalb der Mercedes-Vertretung bekannt war. Als Abgeltung für diese Rufschädigung erhielt Hecht von der Allianz 15 000 Mark.

Die Daimler-Benz AG, die letzten Dezember zusammen mit dem Verband der privaten Krankenversicherung und dem Deutschen Roten Kreuz eine „Nationale Aids-Stiftung" gegründet hat, schickte dem Unfallopfer Hecht ein Telegramm, einen Blumenstrauß und die schriftliche Zusicherung, dem Ex-Mitarbeiter auch künftig 20 Prozent Nachlaß auf jeden Mercedes einzuräumen.

Hechts Anwalt Ulrich Reichert aus Gröbenzell bei München schimpft nach verlorenem Prozeß nun auf die Reichsversicherungsordnung, die den Unternehmer eindeutig privilegiere. Dieses „Relikt aus der Steinzeit" laufe auf den Grundsatz hinaus: „Zwischen acht und 17 Uhr gibt es kein Schmerzensgeld."

Auch der im Januar herbeigeführte außergerichtliche Vergleich mit der Blutbank, die seinerzeit das verseuchte Blut geliefert hatte, war für Hecht wenig ergiebig. Die Blutlieferanten, inzwischen schon mit mehreren gleichgelagerten Fällen konfrontiert, vermeiden nach Möglichkeit gerichtliche Verfahren und auch den Begriff Schmerzensgeld.

Hecht erhielt von der Versicherung der Münchner Blutbank lediglich eine „Leistung nach dem Arzneimittelgesetz" in Höhe von 130 000 Mark – weniger als ein Fabrikbesitzer, dem kürzlich 150 000 Mark unter ähnlichen Konditionen zugesprochen worden waren, sehr viel mehr jedoch als ein Aids-infizierter 20jähriger Student, der unter fast gleichen Voraussetzungen nur 30 000 Mark bekam.

Rechtsanwalt Reichert: „Bei lebensbeendenden Zuständen ist ein Verhandlungspartner eben leicht zu drücken."

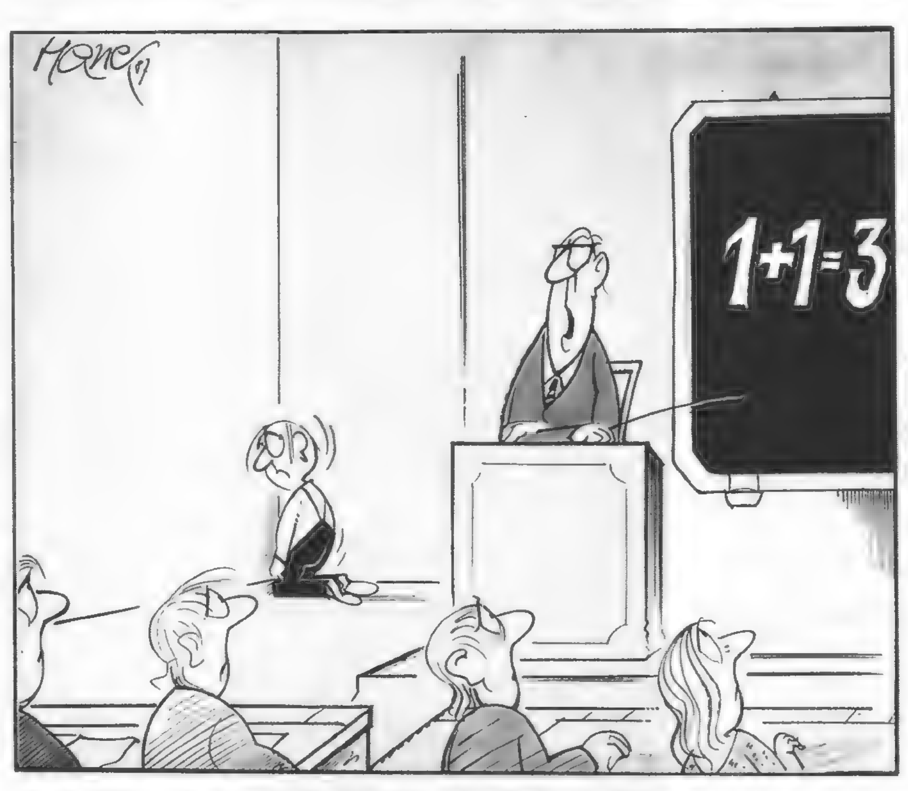
MATHEMATIK

Völlig korrekt

An nordrhein-westfälischen Schulen darf eine richtig gelöste Rechenaufgabe als falsch bewertet werden – wenn es ein Lehrer so beschließt.

Mit der Berechnung von Zinstagen hat Gerhard Becker, Mathematik-Lehrer am Düsseldorfer Max-Planck-Gymnasium, so seine Schwierigkeiten.

Als das Thema Anfang letzten Jahres wieder mal in der siebten Klasse dran war, bemerkte Ernst-Wilhelm Timpe bei der Durchsicht der Mathe-Hausaufgaben seiner Tochter Isabel, daß Lehrer Bekker den Schülern einen falschen Berechnungsmodus für Zinstage beigebracht hatte: „Der Einzahlungstag und der Auszahlungstag werden *nicht* mitgerechnet."



„Bezweifelt noch jemand die Richtigkeit der Rechnung?!"

Vater Timpe, als Diplom-Handelslehrer für Industriebetriebslehre, kaufmännisches Rechnen und Buchführung selber vom Fach, korrigierte die Hausaufgabe: „Der Einzahlungstag wird nicht, der Auszahlungstag wird mitgerechnet." Auf die Frage seiner Tochter, an welche Berechnung sie sich in der bevorstehenden Klassenarbeit halten solle, antwortete der Vater: „An die richtige. Wenn was schiefgeht, werde ich mit dem Lehrer reden."

Es ging schief. Zwar hatte Isabel die betreffende Aufgabe objektiv richtig gelöst. Aber Lehrer Becker hatte ihr zwei Punkte abgezogen, weil Isabel die Zinstage nicht so berechnet hatte, wie er es von den Schülern verlangte.

„Nichts leichter zu klären als dies", dachte Vater Timpe und griff zum Telephonhörer, um mit Lehrer Becker zu reden. Doch was unter Einsichtigen in fünf Minuten hätte vom Tisch sein können, dauerte neun Monate, wand sich durch die Schulbürokratie bis hinauf zum Kultusministerium und verhalf der Vernunft dennoch nicht zum vollen Erfolg – ein Musterfall von Borniertheit in einer verkrusteten Schul-Hierarchie. Fazit des Falles: Etwas sachlich eindeutig Richtiges darf von einem Lehrer als falsch bewertet werden, wenn er es so will.

Vater Timpes Telephonat mit Lehrer Becker dauerte nicht 5, sondern 20 Minuten und verlief ergebnislos: Dem Lehrer war nicht mal begreiflich zu machen, daß er objektiv falsch hatte rechnen lassen – entgegen der Darstellung im Mathematik-Buch der Klasse, in allen einschlägigen Fachbüchern, der Praxis der Banken und der Regelung im Bürgerlichen Gesetzbuch.

Vater Timpe liege, so faßte der Lehrer seinen Standpunkt nach dem Telephonat in einem Brief zusammen, „objektiv völlig falsch", der Vater sei überdies „aggressiv", „rechthaberisch", habe einen „belehrenden Ton" und bringe „unnötigerweise Isabel, sich selbst und mich in Autoritätsprobleme".

Lehrer Becker beharrte auf seiner Rechnung: Selbst wenn sie „nicht in allen Punkten mit der üblichen Praxis in Übereinstimmung zu bringen" sei, halte er eine „solche klassenweise getroffene Verabredung für völlig in Ordnung";



VORBILDER EINER NEUEN ZEIT.



HIER WERDEN DER BEWEGLICHKEIT NEUE DIMENSIONEN ERÖFFNET.

BMW präsentiert die neuen 5er – eine neue Größe automobiler Erstklassigkeit. Sie bieten eine so große Summe anspruchsvoller, moderner Automobiltechnologie, wie sie in dieser Klasse nie zuvor verwirklicht wurde.

Die neuen 5er sind ausschließlich mit Reihen-6-Zylinder-Triebwerken ausgerüstet: eine weltweit einzigartige Auswahl. Jedes Triebwerk ist für sich ein Vorbild an höchster Laufkultur und geschmeidiger Kraftentfaltung.

Das Fahrwerk mit der neuen Präzisionslenkerhinterachse setzt auch Maßstäbe beim Fahrverhalten.

Die einzigartige dynamische Steifigkeit der Karosserie, die Fahrwerksgeometrie – langer Radstand, breite Spur, tiefer Schwerpunkt – und die sensationelle Achslastverteilung von 50:50% ermöglichen BMW typische Fahrdynamik in neuer Qualität. Das Fahrverhalten begeistert: hervorragender Geradeauslauf, geringe Lastwechselreaktionen, ausgezeichnete Traktion und damit sehr gute Winterfahreigenschaften, perfektes Handling, hohe Lenkpräzision und Seitenwindstabilität. Kultivierte Dynamik und Beweglichkeit in vollkommen neuer Dimension – ein faszinierender Schritt in die automobile Zukunft.

Die neuen 5er. Kauf, Finanzierung oder Leasing – Ihr BMW Händler ist der richtige Partner.

BMW in Btx ★ 20900 #



Freude am Fahren

die Note von Isabels Klassenarbeit müsse deshalb „natürlich bestehen bleiben". Beckers Rat an den Vater: „Am besten verkehren Sie mit mir nur noch schriftlich oder, mir noch lieber, überhaupt nicht mehr."

Der Vater bat erst den Klassenlehrer, dann den Direktor um Vermittlung – vergebens. Timpes Sicht der Dinge sei, so das Ergebnis der Gespräche, allenfalls eine von mehreren möglichen Ansichten. Da blieb nicht mehr viel von dem Spruch einer Werbe-Broschüre der Schule: „Das Max-Planck-Gymnasium legt Wert auf umfassende Allgemeinbildung, Meinungsvielfalt und Weltoffenheit."

Selbst eine Kopie der Klassenarbeit wurde dem Vater trotz mehrfacher Bitten verweigert. Um seiner Tochter „für richtig errechnete Zinstage" dennoch „die dafür vorgesehenen zwei Punkte" zu verschaffen, formulierte Timpe eine Aufsichtsbeschwerde an den zuständigen Regierungspräsidenten in Düsseldorf.

Doch die Leitende Regierungsschuldirektorin Birgit Beul hatte wenig Zugang zur Sache und verwechselte in ihrem Antwortschreiben an Timpe Zinstage-Ermittlungen mit Wertstellungsregelungen. Dafür allerdings hatte sie ein markiges Urteil parat: Lehrer Becker habe „zutreffend", „völlig korrekt" und „pädagogisch sinnvoll" gehandelt, „so daß ihm eher Anerkennung als Kritik auszusprechen ist".

Der Vater dagegen habe seine Tochter „in einen Autoritätskonflikt" manövriert, „der für ein Kind ihres Alters kaum lösbar sein dürfte" – worüber sie gerne mit dem Vater noch ein persönliches Gespräch führen wolle.

„Wenn ein Englisch-Lehrer Schülern das falsche ‚the water is cooking' beibringt statt des richtigen ‚the water is boiling'", fragte Timpe die Regierungsschuldirektorin in diesem Gespräch, „sollen Eltern den Lehrer dann korrigieren?" Beul-Antwort: Man solle zur Vermeidung eines Konflikts dem Kind nahelegen, die vom Lehrer verlangte falsche Vokabel zu benutzen. Man müsse im Leben halt Kompromisse schließen.

Für Isabels Vater allerdings schien das eher „die Selbstaufgabe echter Pädagogik zu sein – ein Beitrag zu Anpassertum, Autoritätshörigkeit und obrigkeitsstaatlichem Verhalten".

Um sich zu vergewissern, ob so was im sozialdemokratisch regierten Nordrhein-Westfalen der Pädagogik höchster Schluß sei, trug Timpe den Fall auch noch dem Kultusministerium vor. Doch hier fiel die Antwort – nach sechs Monaten Wartezeit – noch abwegiger aus.

Zwar erhielt Timpe vom Ministerialrat Hans-Gerd Langewiesche im Auftrag des Kultusministers wenigstens in einem Punkte erstmals recht: „In der fachlichen Auseinandersetzung über das Problem der Berechnung von Zinstagen", so Langewiesche, stimme er der „vorgetragenen Argumentation" zu. In der Tat dürften „Modellbildungen" des Lehrers im Unterricht „nicht gegen kaufmännische Grundregeln verstoßen", was er dem Lehrer Becker auch mitteilen werde – für künftige Fälle.

Doch: „Aus der Tatsache, daß im Unterricht diese Grundregeln nicht völlig beachtet und andere Vereinbarungen getroffen wurden", so der Spruch der höchsten NRW-Schulinstanz, könne doch „nicht ohne weiteres abgeleitet werden, daß damit die Korrektur des Fachlehrers nicht korrekt sei".

Langewiesche wies die Timpe-Beschwerde zurück – „aus den genannten Gründen".

PRESSE

Krauses Karlchen

Der Linkszeitschrift „Konkret" geht mit den Lesern auch das Kapital aus. Herausgeber Gremliza macht alles allein.

Es war ein sonniger Dezembertag, als sich Verleger Hermann Gremliza, 47, im Kleinen Fährhaus an der Hamburger Außenalster mit der Autorin Peggy Parnass zusammensetzte. „Das Januarheft von ‚Konkret' war gerade fertig", erinnert sich „Konkret"-Herausgeber Gremliza, „und der Friede war über mich gekommen."

Das konnte bei dem sonst so streitbaren politischen Journalisten nicht lange gutgehen. So gab er dann auch eine Zusage, die er wenige Tage später spektakulär widerrief: sein Einverständnis, daß die Linksjournalistin Parnass wieder für „Konkret" arbeiten dürfe, nachdem sie schon früher regelmäßig Gerichtsreportagen und Kolumnen für das Blatt geschrieben hatte. Erst nach dem Alster-



„Konkret"-Verleger Gremliza
Hohelied auf Gorbatschow

DIE MARKENKÜCHE

MIT DER SIE

AUCH NOCH

AN DIE LEASINGRATE

FÜR IHREN ZWEITWAGEN

DENKEN KÖNNEN

bogner werbung FN · FOTO: HENNEKA

COUPON

Die ganze Wahrheit über ALNO Markenküchen erfahren Sie im großen ALNO Journal. Schicken Sie einfach diesen Coupon an ALNO Möbelwerke GmbH & Co. KG, Abt. F/5, Postfach 1160, 7798 Pfullendorf, Telefon 07552/21-0, Btx * 20204 *.

____

____

____

Wenn Sie beim Kauf einer Küche auf Qualität und einen guten Namen Wert legen, müssen Sie deshalb nicht gleich auf alle anderen angenehmen Dinge des Lebens verzichten. Denn eine maßgeplante ALNO Markenküche bekommen Sie schon zu einem ganz zivilen Preis. Mit 5 Jahren Garantie, erstklassigen Geräten und allem Pi-Pa-Po.
Ihr Küchenfachhändler plant sie Ihnen millimetergenau. Er berät Sie ausführlich und hilft Ihnen, Ihre ganz persönlichen Vorstellungen zu verwirklichen.




VON MANNSTEIN
„In Köln
schneidern wir
die besten Erfolge
jeder Saison."
KölnMesse
Messen von Mensch zu Mensch

Gespräch überdachte Gremliza die Klage der Reporterin, daß sie sein Honorarangebot für ihre oft wochenlange Prozeßbeobachtung, 1500 Mark für jeden gedruckten Bericht, nicht so toll fand. „Diese Farce", daß „ich mich an Deiner Arbeit bereichere", schrieb er der eben noch umworbenen Kollegin, wolle er nicht mitmachen – „auch nicht in der Gewißheit, daß Du mir meine Weigerung, Dich schamlos auszubeuten, als einen Akt schamlosesten Ausbeutertums vorwerfen wirst".

Der linke Kollegenstreit im schönsten Bilderbuchjargon wurde von Presse und Rundfunk aufgegriffen. Verschärft wurde er durch das herabsetzende – und falsche – Gremliza-Urteil, die auch als „Konkret"-Bücher erfolgreichen Parnass-Arbeiten seien „dürftig, hingerotzt und nicht der Rede wert". Der „Konkret"-Verleger, der geschliffen formulieren kann, hatte es in seiner zugleich spitzen und groben Art mal wieder geschafft, bei der Linken anzuecken.

Das ist ihm in den letzten Jahren häufig gelungen. Auch Freunde Gremlizas führen den stetigen Auflagenschwund bei „Konkret" auf das Talent des Herausgebers zurück, sich Gesinnungsgenossen zu Feinden zu machen.

„Konkret" lebt noch heute vom Ruhm, eines der letzten klassischen Linksblätter aus der Nachkriegszeit zu sein. 1955 als „Studenten-Kurier" gegründet, begleitete die Zeitschrift mal KPD-freundlich, mal Uni-nah die antirestaurativen Bewegungen der Adenauer-Zeit: die Anti-Atomtod-Proteste und Ostermärsche, später das Aufbegehren gegen die Notstandsgesetze und den Vietnamkrieg, schließlich die 68er Rebellion der Studenten.

Ulrike Meinhof wurde damals zuerst Chefredakteurin, dann erbitterte Gegnerin des Linksorgans. Ihr Ehemann und Verleger Klaus Rainer Röhl, der sich fast ein Jahrzehnt lang von der Ost-Berliner SED hatte finanzieren lassen, ging danach mit voyeuristischen Sexbildern auf kommerziellen Blattkurs und erreichte 1971, ein Vierteljahr lang, die Höchstauflage von 173 000 Exemplaren.

Bald darauf brachte eine neue Redaktion unter Gremlizas Führung „Konkret" auf eine strikt linke Linie zurück und steuerte die Zeitschrift – wie Röhl meint, planvoll – in die Pleite. Aus der Konkursmasse ging der Titel 1974 für 30 000 Mark plus Mehrwertsteuer auf Gremliza über.

Doch nach einigen guten Jahren, in denen der Hamburger Tabakerbe und Mäzen Jan Philipp Reemtsma das Defizit finanzierte, sank die Auflage auf heute „ehrliche 40 000" (Gremliza). Die Schuld daran geben Blattkritiker dem eigensinnigen Verleger. Ihr Sündenregister der letzten Zeit: Gremliza habe

- ▷ „aus Geltungssucht" (ein Kollege) enthüllt, daß der Einschleich-Journalist Günter Wallraff die meisten seiner Bücher nicht selber geschrieben und er, Gremliza, den Wallraff-Bestseller „Ganz unten" verfaßt habe (SPIEGEL 42/1987);
- ▷ zum Jahreswechsel seine beiden letzten Textredakteure Bernhard Schneidewind und Michael Kunitzsch entlassen, wodurch „Konkret" äußerlich, mit verringertem Umfang und langweiligem Layout, auf den Standard einer linken Winkelpost zurückgefallen sei;
- ▷ mit überzogenen Attacken alternative Gruppierungen wie die Grünen oder die Feministinnen verprellt, die linke „Tageszeitung" bekämpft, den populären Dramatiker Franz Xaver Kroetz (als „Musenficker") „niedermachen" lassen und die Friedensbewegung als „die deutsche Gesellschaft für multiplen Geistesschwund" diskreditiert.

Dabei hatte Jungverleger Gremliza im Herbst 1974 sein „neues Konkret" voll guter politischer Vorsätze gestartet. „Wir wollen nicht den Fehler wiederholen", beteuerte er, „die Fraktionskämpfe der Linken bis zum Exzeß mitzumachen." Parole: „Der Feind steht rechts."



„Konkret"-Enthüllungstitel
„Nützlichen Beruf ergreifen"

Den Hauptteil der Startkosten hatte Gremlizas inzwischen verstorbener Vater beigesteuert, ein liberaler Schwabe, einst Direktor bei Daimler-Benz. Er traute seinem Sohn zu, daß der es Gründerfiguren wie Augstein oder Springer gleichtun könnte: „Die sind ja auch mal", sagte Gremliza senior, „mit'm Motorrädle angefangen."

Neuen Auftrieb schien das Konzept „einer offenen Diskussion" (so der damalige „Konkret"-Kolumnist Norbert Blüm) zu gewinnen, als einige Jahre später der frühere stellvertretende „Stern"-Chefredakteur Manfred Bissinger bei „Konkret" anheuerte und gleich mit einem Knalleffekt loslegte: der Langemann-Affäre.


Autorin Peggy Parnass
Schamlos ausgebeutet?

Alte Kamellen aus dem Geheimdienstmilieu, etwa die BND-Überwachung von SPD-Kontakten im Ausland, schärfte der Mann vom „Stern" dadurch an, daß er den Erzähler beim Namen nannte: Bayerns höchsten Staatsschutzbeamten Hans Langemann. Mit dem Blatt ging es voran – auf über 70 000, zeitweise 90 000 Auflage, auch die Anzeigenaufträge von Buchverlagen und Drehtabakherstellern brachten Geld.

Doch Verleger Gremliza konnte das Image einer „linken Illustrierten" nur schwer ertragen. „Der hat", wie ein damaliger Kollege erzählt, „was man vorn versucht hat, hinten mit dem Arsch wieder eingerissen." Die Illustriertenidee sei, so sagt er es selbst, „mein Denkfehler" gewesen, denn das linksplurale Bissinger-Konzept und seine harten Kolumnen – „das schloß sich aus".

Gremliza wendet die politischen Vorwürfe gegen seine Kritiker. Er bedauert, daß „die traditionalistische Linke, der ich mich zugehörig fühle", nach der Studentenrebellion steckengeblieben und in tausend taktische Bündnisse zerfallen sei. Da gebe es „Kampfgemeinschaften ohne Kampf", Karrieren vom „Streetfighter zum Minister wie bei Joseph Fischer" oder „Wallfahrten von Streikenden mit Klampfe und Popen" wie bei Krupp in Rheinhausen.

Bei so viel real existierendem Unverstand, das leuchtet dem Politologen ein, müsse ein Unbeirrbarer wie er als „Sektierer" erscheinen. Doch unermüdlich versucht der Kolumnist mit Schärfe und Polemik den begriffsstutzigen Leuten „ein Brett vor den Kopf zu hauen, damit sich in den Köpfen was bewegt". Die

„Ein guter Vorschlag, lieber Toulouse-Lautrec.
Wovon wollen wir nach diesem Gläschen Cognac also schweigen?“



festen Pole seiner politischen Welt sind die sozialistischen Kampfpositionen: gegen Reagans Reich des Bösen, für Gorbatschows „Höhe der Erkenntnis“, die der orthodoxe Kolumnist (Spitzname: „Kremliza“) neuerdings rühmt.

So läuft denn bei „Konkret“ alles auf eine neuartige Verbindung von Marxismus und Karl Kraus hinaus, Gremlizas „hochverehrtem Vorbild“. Der brillante Wiener Publizist hatte bis in die dreißiger Jahre über „die periodisch erscheinenden Dummheiten und Lächerlichkeiten unseres politischen, gesellschaftlichen und literarischen Lebens“ Hohn und Spott ausgegossen – Vorbild für Gremlizas medienkritische „Express“-Kolumne und für seinen bisher zweimal, an die Autoren Fritz J. Raddatz und Wallraff, verliehenen Karl-Kraus-Preis. Die Entgegennahme dieser Auszeichnung ist an die Verpflichtung gebunden, nie mehr etwas zu schreiben, „sondern einen nützlichen Beruf zu ergreifen“.

Das Format des großen Vorbilds Karl Kraus billigt der SPD-Bundestagsabgeordnete Freimut Duve dem „Konkret“-Herausgeber nicht zu. Gremliza, lästert er, entwickle sich „zu einem Karlchen Krause“.

WERBUNG

Richtig aggressiv

Mit einer neuen Werbekampagne greift die Bahn die Bonner Verkehrspolitik und die Konkurrenz vom Lkw-Gewerbe an.

Das bunte Werbebild, abgedruckt in Wirtschaftsblättern und Magazinen, ist zur bissigen Karikatur geraten. Schemenhaft ragen auf der doppelseitigen Annonce Umrisse der Bundesrepublik hervor. Ein paar Alpenreste vorn, weit hinten im Nebel ein bißchen Norddeutsche Tiefebene. Quer drüber, lang und breit, eine düstere Betonpiste.

Auch im Text fehlt die übliche Reklamefröhlichkeit. Schon heute sei, heißt es da bitter, eine Fläche zweimal so groß wie das Saarland zubetoniert. Damit nicht genug: „Jahr für Jahr kommen laut Bundesverkehrswegeplan 100 km Autobahn, 500 km Fernstraßen und 1000 km Straßen aller Art hinzu.“

Was ist los? Mobilmachung der Grünen gegen Umweltzerstörer im Bonner Verkehrsministerium? Oder will, das fehlte noch, die Straßenbaubranche mit den Mitteln der Reklame Leistungsstärke demonstrieren?

Im Gegenteil. Die auffällige Anzeige kommt von der Bahn. Der Staatsbetrieb wirbt um Sympathie – und müpft damit gegen die Bonner Verkehrsplaner auf. Wenn mehr Schienen gelegt statt Straßen gebaut würden, so die Werbebotschaft, dann wären „die Eingriffe in die Landschaft gering“.

Die Linie ist neu. Bislang hielt sich Bahnpräsident Reiner Gohlke brav an die selbstauferlegte Order, niemals gegen seine Bonner Vorleute aufzumukken. Nun, erstmals, läßt das bundeseigene Transportunternehmen kesse Sprüche gegen die regierungsamtliche Beton- und Brummi-Politik los. „Die werden ja richtig aggressiv“, wundert sich ein Ministerialer im Verkehrsministerium.

Mit einer ganzen Serie von Anzeigen will die Bahn frecher und pfiffiger als bislang für die eigene Sache streiten. Auf mindestens zwei Jahre ist die von der Frankfurter Agentur Lintas entwickelte Kampagne angelegt. Jährlich rund drei Millionen Mark läßt die Bahn sich die Aktion kosten, etwa ein Zehntel ihres gesamten Werbeetats.

Vor allem der Gütertransport soll mit Anzeigenhilfe Auftrieb bekommen. Denn immer mehr Waren wandern von den Schienen auf die Straßen. Mit der Liberalisierung des Lkw-Gewerbes innerhalb der Europäischen Gemeinschaft von 1992 an rücken neue Lastwagen-Flotten an.

„Wir müssen die Vorteile der Bahn offensiver vertreten“, erklärt Bahn-Werbeleiter Manfred Busshard den neuen Kampfstil.

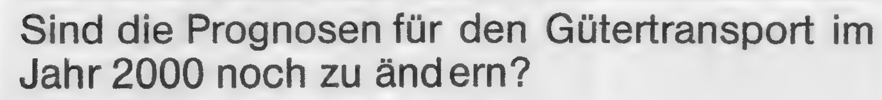
Bei Lintas in Frankfurt werden die nächsten Provokationen bereits vorbereitet. Da heißt etwa die Schlagzeile über dem Bild eines verkehrsreichen Autobahnkreuzes: „Wo gibt es Straßen mit 60 % weniger Luftverschmutzung und 42 % weniger Flächenverschwendung?“ Klar, bei der Bahn.

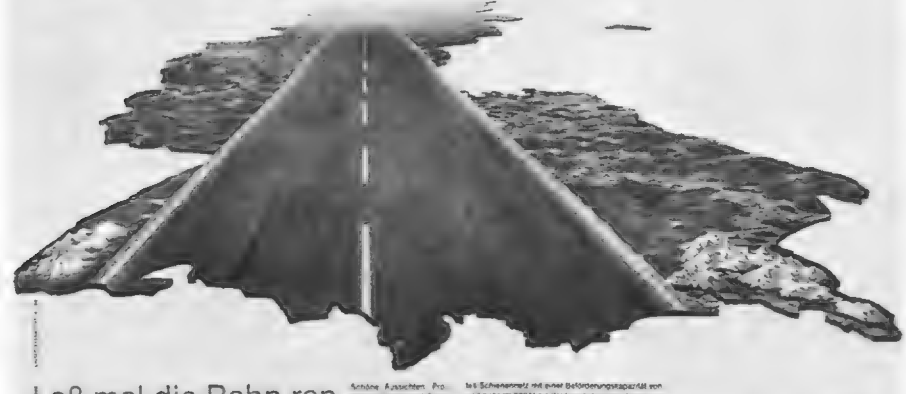
Oder, eine andere Schlagzeile: „Wie können wir unsere Luft Zug um Zug verbessern?“ Und: „Welches Transportsystem hat die wenigsten Laster?“ Die Antwort ist immer die eine: „Laß mal die Bahn ran.“

Das soll auch für den Transport gefährlicher Güter gelten. Schließlich verunglücken auf Deutschlands Straßen im Schnitt alle drei Tage Lastzüge mit giftiger oder explosiver Ladung. In Planung ist ein Motiv mit gefährlichem Transportgut wie Chemikalien und Dynamit. Dazu die fett gedruckte Zeile: „Ist das nicht genügend Zündstoff, um Sie aufs rechte Gleis zu bringen?“

Ob das alles wirklich auf den Anzeigenseiten deutscher Zeitungen und Zeitschriften erscheinen wird, ist offen. Die meisten Annoncen hat der Bahnvorstand noch nicht genehmigt. „Mag sein“, meint ein Bahnwerber, „daß die Kampagne selbst zu viel Sprengstoff bringt und entschärft werden muß.“

Gefahr droht auch von der Konkurrenz. Das Speditionsgewerbe will prüfen lassen, ob die Bahn nicht zu häufig den Vergleich mit der Straße zieht – herabsetzende vergleichende Werbung ist in Deutschland verboten. ◆









Neue Bahn-Werbung, Bahn-Chef Gohlke: Frecher und pfiffiger für die eigene Sache streiten

Stabiler als



ystem werden von
asis getragen, die
er, fünf Legislatur-
. Damit sind sie
erlegen und selbst
rn ebenbürtig.
Möbelprogramm
nn Sie mit der
tarte unseren Ka-
er an Flötotto Ein-
Postfach 6004,
schreiben.
veis: neuerdings
Möbel auch per-
indem Sie eine
en besuchen. Sie
rsloh-Friedrichs-
32 und in Ham-

Regierung.

Baader, Lang, Behnken

FLÖTOTTO
Freiräume für Persönlichkeit.

SPIEGEL *Streitgespräch*

„Das bringt euch alle in den Knast“

Gesundheitsminister Heinemann und Sozialsenator Scherf über Aids, Prostitution und die Staatsdroge Methadon



Scherf, Heinemann beim SPIEGEL-Streitgespräch*: „Moral und Gewissen“

SPIEGEL: Herr Minister Heinemann, Sie wollen drogensüchtigen Prostituierten, die sich mit dem Aids-Virus infiziert haben, die Ersatzdroge Methadon geben. Glauben Sie, damit die Junkies vom Strich und von der Nadel abbringen und zugleich gefährliche Ansteckungsketten unterbrechen zu können?

HEINEMANN: Ich bin davon überzeugt, daß die Gefahr der Ansteckung verringert werden kann, wenn man die Beschaffungsprostitution einschränkt. Vor allem aber können wir doch diejenigen Drogenabhängigen, bei denen bisher alle unsere Versuche und alle Therapien gescheitert sind, nicht am Straßenrand verrecken lassen. Ich sehe die Chance, diese Leute aus ihrem Teufelskreis herauszubringen.

SPIEGEL: Herr Senator Scherf, Sie lehnen es grundsätzlich ab, Drogenabhängigen den Stoff legal zukommen zu lassen. Warum sehen Sie in der Ersatzdroge Methadon nicht die Hilfe, die Ihr Genosse Heinemann ihr zubilligt?

SCHERF: Erstens: Methadon ist ein Opiat. Ein Süchtiger bleibt auch mit Methadon süchtig. Methadon kann einzelnen helfen. Aber in der Summe wächst die Zahl der Süchtigen. Zweitens bekommt man damit allein Prostituierte nicht vom Strich. Denn es gibt eine ganze Reihe von Gründen, warum Frauen diese ekelhafte Sache, sich fremden Männern zu verkaufen, Tag für Tag machen. Es ist nicht nur die Sucht. Ich muß, wenn ich ihnen wirklich aus ihrer Misere helfen will, mehr anbieten: Ich muß sie von ihrem Zuhälter wegbringen, ihnen Wohnung und Arbeit beschaffen, und ich muß ihre Schuldenprobleme lösen, was äußerst schwierig ist.

HEINEMANN: Das machen wir doch auch alles. Wir betreuen Tausende von Prostituierten mit guten Erfolgen, nur die drogenabhängigen unter ihnen sind sehr schwer ansprechbar. Selbstverständlich ziehe auch ich die drogenfreie Therapie allem anderen vor. Aber damit erreichen wir eben nicht alle. Diesen Menschen will ich mit Methadon die Möglichkeit geben, sich wieder in die Gesellschaft einzugliedern.

SCHERF: Alle erfahrenen Fachleute, ob Ärzte oder Kriminalbeamte, Sozialarbeiter oder Soziologen, sagen mir, es ist eine nicht zu belegende Behauptung,

* Das Gespräch moderierten die Redakteure Ariane Barth und Dieter Uentzelmann im Düsseldorfer Sozialministerium.

Methadon

als Ersatzdroge will der nordrhein-westfälische SPD-Gesundheitsminister Hermann Heinemann, 59, einsetzen, um Süchtige von der Nadel zu holen und die Aids-Ansteckungsgefahr zu verringern.

Nach Erkundungsreisen in die USA, die Niederlande und die Schweiz setzte er im Düsseldorfer Kabinett als erster deutscher Minister ein Modellprogramm durch, das die Regierung Rau mit 5,4 Millionen Mark finanziert.

Gegen den Widerstand vieler Ärzte und einiger Staatsanwälte sollen rund 100 Drogenabhängige Methadon auf Staatskosten erhalten.

Beteiligen am Modellversuch kann sich nur, wer bereits zweimal vergeblich versucht hat, durch eine Abstinenztherapie von seiner Sucht loszukommen, und mindestens 22 Jahre alt ist. HIV-Infizierte brauchen nur eine gescheiterte Therapie vorzuweisen und erhalten Methadon bereits mit 18. Handelt es sich um Prostituierte, reicht auch der Ausstieg aus dem Gewerbe.

Entschiedener Gegner des Heinemann-Projekts ist der Bremer Bürgermeister und Sozialsenator Henning Scherf, 49, der fachliche, rechtliche und ethische Vorbehalte hat. Der christlich motivierte SPD-Linke warnt davor, unbequeme Randgruppen durch Staatsdrogen „ruhigzustellen“. Er bezweifelt, daß die Beschaffungsprostitution der HIV-infizierten Dirnen und Stricher durch Methadon einzudämmen ist.

Die Duzfreunde Heinemann und Scherf gehören dem SPD-Parteivorstand an.

Die unterschiedlichen Positionen der beiden Sozialdemokraten finden, unabhängig vom jeweiligen politischen Standort, Anhänger auch in anderen Parteien, der Ärzteschaft und der Justiz, die sich um Methadon einen regelrechten Glaubenskrieg liefern: „Opium fürs Volk“ oder „letzte Rettung“ durch die Droge von Hoechst?

daß eine HIV-infizierte süchtige Dirne, wenn sie Methadon bekommt, ihre Prostitution einstellt.

HEINEMANN: Da muß ich widersprechen. Wenn man ihr nur Methadon gibt und sich sonst nicht um sie kümmert, mag es kaum helfen. Hinzukommen muß ein umfassendes Betreuungsprogramm.

SPIEGEL: Wir kennen männliche und weibliche Prostituierte, die unter dem Schock ihrer Aids-Infektion und begrenzten Lebensperspektive keinerlei Motivation verspüren, sich aus dem Diktat ihrer Sucht zu befreien. Was soll mit denen geschehen?

HEINEMANN: Da haben wir nur die Alternative Methadon und damit eine mögliche Voraussetzung zum Ausstieg aus der Prostitutionsszene oder lebenslanges Absondern mit gleichzeitig kaltem Entzug, wobei eine hohe Selbstmordrate vorhersehbar ist. Das will ich nicht, ich möchte diesen Menschen helfen.

SCHERF: Genau hier werden die völlig falschen Alternativen aufgebaut. Einerseits kalter Entzug, lebenslanges Aussondern, Selbstmord, andererseits Methadon. Helfen will ich auch, aber ich will mich nicht durch eine Ersatzdroge aus dem großen sozialpolitischen Projekt abmelden, die Prostitution und, über die Prostitution, Aids zu bekämpfen. Wir müssen alle Energien und Mittel auf sozialpolitische Programme konzentrieren und nicht knappe Mittel für Alibi-Programme zum Fenster hinauswerfen.

HEINEMANN: Das ist doch kein Alibi. Wir haben in Düsseldorf schon 14 HIV-positive Prostituierte aus ihrem Gewerbe herausbekommen, einige mit Hilfe von Methadon. Wenn diese 14 immer noch auf den Strich gehen würden, gäbe es eine höhere Zahl von infizierten Freiern. Wäre ich ein Zyniker, könnte ich vorrechnen: Bewahre ich auch nur zehn Menschen vor dem schrecklichen Aids-Schicksal, spare ich volkswirtschaftlich mehr Geld, als mein ganzes Methadon-Programm kostet.

SCHERF: Ich habe da meine Zweifel. Aber wie auch immer, entscheidend bleibt die Bilanz. Hier wird mit einer Scheinlösung operiert. Durch Methadon ist kein HIV-freier Prostitutionsmarkt zu organisieren. Aber es entsteht der fatale Eindruck: Ich weiß ein Patentrezept, wie die Aids-Infizierten von der Straße zu holen sind, und nun bumst mal wieder lustig rum. Das läuft doch nur darauf hinaus, daß diese geile Männergesellschaft abgesegnet werden soll.



Heroin-Tote (in West-Berlin): „Gestorben, weil allein gelassen"

SPIEGEL: Herr Scherf, stellen Sie sich vor, daß ein Mann Krach mit seiner Frau hat, zu einer Prostituierten geht, sich ansteckt und das Virus an seine Frau weitergibt, die dann ein infiziertes Kind gebärt. Diese Gefahr besteht tagtäglich x-mal in diesem Lande.

SCHERF: Wer sich vor Aids schützen will, muß sich in seinem sexuellen Verhalten ändern. Da kann weder der bayrische Innenstaatssekretär Gauweiler noch jemand vom SPIEGEL noch Hermann Heinemann eine Garantie in diesem Lande geben, daß jedermann gefahrlos bumsen kann. Sie müssen also den enttäuschten Ehemann ganz scharf und ganz direkt vor dem Augenblick warnen, in dem er dumm und blind und verzweifelt fremdgeht.



HEINEMANN: Da widerspreche ich gar nicht. Selbstverständlich müssen wir alle Möglichkeiten zur Aufklärung nutzen. Aber darüber hinaus habe ich als Gesundheitsminister auch die Aufgabe, jede Chance, auch die kleinste, wahrzunehmen, um Quellen der Ausbreitung dieser Infektion so gering wie möglich zu halten. Darum ist es falsch zu sagen: Ich kann das sowieso nicht lösen, deshalb verschließe ich meine Augen vor dem Problem.

SPIEGEL: Nach unserer – vorsichtigen – Schätzung gibt es in der Bundesrepublik mindestens 7000, womöglich 20 000 HIV-infizierte Drogenabhängige, die der Beschaffungsprostitution nachgehen. Herr Heinemann, Sie wollen gerade mal 100 Süchtigen, davon nur einer geringen Anzahl HIV-Positiven, die Ersatzdroge finanzieren. Wenn Sie recht haben, daß mit Methadon die Ausbreitung der Seuche Aids gebremst werden kann, ist dann Ihr Programm nicht sträflich klein ausgefallen?

HEINEMANN: Da muß ich Ihnen leider recht geben. Bekämen wir alle drogenabhängigen Prostituierten in ein solches Programm, könnten wir die Ausdehnung der Aids-Infektion erheblich einschränken. Aber uns sind Grenzen gesetzt, insbesondere ideologische und rechtliche. Ich hatte nur die Alternative, dieses kleine Modell, das im übrigen nicht primär zur Aids-Prophylaxe aufgelegt ist, durchzusetzen oder gar keins.

Außerdem gab es auch so schon genug Widerstände bei Ärzten und Staatsanwälten zu überwinden. Ich will beweisen, und dazu dient auch die wissenschaftliche Begleitung, daß mein Weg der richtige ist. Nach einer bitteren Durststrecke von fünf Jahren kann ich, wenn ich hoffentlich überzeugende Erfolge vorzuweisen habe, sehr viel mehr machen.

SPIEGEL: Dann ist es für viele wohl zu spät. Verspielen Sie damit nicht eine große Chance?

HEINEMANN: Ich habe keine Wahl. Schon morgen mit einem Methadon-Programm für 7000 Prostituierte anfangen und mit ihnen sozialtherapeutisch arbeiten zu wollen ist doch eine Utopie. Wir sind ja erst auf dem Weg dahin.

SCHERF: Hier liegt der Kern meiner Kritik. Bei dem Modell geht es eben nicht um neue Erkenntnisse, sondern um eine Durchsetzungsstrategie. Du willst also in Wirklichkeit ein größeres Programm und alle Schleusen öffnen. Damit gehst du einen gefährlichen Weg, auch strafrechtlich. Denn nach dem Betäubungsmittelgesetz dürfen Opiate nur in medizinisch begründeten Fällen verordnet werden. Und auf deinen krummen Wegen wirst du auch noch von SPIEGEL-Leuten unterstützt. Das bringt euch, wenn ihr das verwirklicht, doch alle in den Knast. Ich hab' das gelernt, ich war mal Staatsanwalt.



Rauschgifthandel (in Hamburg): „Drogenabhängige sind Kranke"

SPIEGEL: Fragen wird man doch wohl noch dürfen, Herr Staatsanwalt. Und wir fragen weiter: Könnte nicht Methadon ein Lockmittel sein für die vielen Süchtigen, die nicht wissen und nicht wissen wollen, daß sie das Todesvirus in sich tragen und weitergeben? Kommen sie nicht vielleicht freiwillig dahin, wo es die Droge umsonst gibt? Könnte man sie da nicht zur Untersuchung motivieren und versuchen, auf sie psychologisch einzuwirken, mit ihrer Infektion sozial verantwortlich umzugehen?

SCHERF: Der Entzugsdruck, unter dem die drogenabhängige Prostituierte



Methadon-Ausgabe (in Amsterdam)
„Wie Senf zur Wurst"

leidet, ist doch nur *ein* Problem. Es gibt aber noch viele andere Probleme, die mit Methadon nicht behoben werden können. Ihr hängt der bizarren Vorstellung an, daß man mit dem zum Nulltarif auf dem Marktplatz angebotenen Methadon, wie Senf zur Wurst, ein Präventivkonzept gegen Aids hat. Das ist ein Hirngespinst.

HEINEMANN: Henning, sei nicht so polemisch. Keiner will doch an der Frittenbude Methadon anbieten. Du stellst uns alle so hin, als wenn wir die Taschen voller Drogen hätten und sie wie Bonbons unter die Menschen schmeißen wollten in der Hoffnung, daß irgendwelche Prostituierte sie fänden. Ich habe nie gesagt, ich würde Methadon als Zugabe an der Würstchenbude verteilen.

SPIEGEL: Herr Scherf, ist es für Sie eine ideologische, moralische oder eine politische Gewissensfrage, daß der Staat nicht gleichzeitig Drogen bekämpfen und Drogen gewähren kann?

SCHERF: Das ganze Thema hat – oder sollte zumindest viel mit Moral und politischem Gewissen zu tun haben. Der Staat hat den Auftrag, für kranke Menschen Hilfe zu organisieren. Ich glaube nicht, daß der Staat ein Mandat hat, Leute mit pharmazeutischen Mitteln ruhigzustellen, weil sie dann bequemer sind. Da bin ich ganz skeptisch.

HEINEMANN: Es geht nicht darum, Menschen bequem zu machen. Auch der Heroin-Abhängige ist dann sehr bequem, wenn er seinen Stoff hat und high ist.

SCHERF: Ich kenne welche, vor allem im rechten Lager, die das pharmazeutische Ruhigstellen einer unangenehmen Minderheit als ein probates Mittel ansehen. Da warne ich: Paßt auf, Leute, das ist die falsche Richtung. Der Staat hat, wo er Gesundheitspolitik organisiert, nicht die Aufgabe, sich die Leute vom Hals zu halten, nicht, sie ruhigzustellen, nicht, sie bequem zu machen, nicht, sie aus dem Verkehr zu ziehen. Der Staat hat vielmehr den Auftrag, Bedingungen zur Emanzipation des einzelnen zu optimieren.

HEINEMANN: Für mich sind Drogenabhängige Kranke. Viele Kranke benötigen zeitlebens Medikamente. Wir wollen versuchen, Fixer mit Hilfe von Methadon aus der Drogenszene herauszulösen und ihnen eine Chance zur beruflichen und sozialen Integration zu geben. Und wenn das, wie bei Drogenabhängigen, nicht ohne weiteres auf Krankenschein geht, muß eben der Staat zunächst einspringen.

SCHERF: Es gibt doch gute Gründe, daß es das Zeug nicht auf Krankenschein gibt. Springt der Staat ein, so ist er in dem Konflikt, daß er zwei polarisierte Therapieansätze bei ein und derselben kranken Person integrieren muß: Du gibst ihr ein Mittel zur Suchtverlängerung und willst sie gleichzeitig zum Ausstieg bringen.

HEINEMANN: Das klingt zwar paradox, kann aber die Rettung sein. In der Schweiz sind über Methadon-Programme rund 25 Prozent der Teilnehmer zur Drogenfreiheit gebracht worden. Weitere 50 Prozent wurden immerhin sozial und gesundheitlich stabilisiert. Wenn ich das erreiche, dann bin ich stolz darauf, daß ich das angepackt und bei zehn Bundesländern gegen den Stachel gelöckt habe. Henning, mach mit, dann sind wir in der Bundesrepublik schon zwei, die diesen Weg versuchen.

SCHERF: So einfach folge ich dir nicht. In vielen Ländern, in denen Methadon im großen Stil verabreicht wird, sind die Erfahrungen verheerend. In den USA, wo Hunderttausende Methadon bekommen, ist die Rate der Drogenabhängigen sehr viel höher als bei uns. In Italien, wo man an den Ersatzstoff ebenfalls leicht rankommt, ist die Aids-Durchseuchung wesentlich größer als in der Bundesrepublik . . .

SPIEGEL: . . . ein beliebtes Argument der deutschen Methadon-Gegner, das wenig besagt. Es gibt weltweit keine Vergleichsuntersuchung über die Infektionsrate bei einem mit Methadon be-

6 Datenkommunikation. Mit der Post.



Damit Sie immer di

Wo es auf Schnelligkeit ankommt. Der Galoppsport steht stellvertretend für alle Bereiche, für die Zeit bares Geld ist. Wettannahmestellen z.B. müssen bis kurz vor dem Start eines Rennens noch wichtige Informationen – wie geänderte Quoten – erhalten, um auch noch in letzter Sekunde Wetten annehmen zu können. Deshalb sind sie ständig über eine Datenleitung mit der Rennbahn verbunden.

Die Dateldienste der Post bringen Sie nach vorn. So wie für die Wettannahmestellen gibt es für alle Unternehmen, die auf einen schnellen Datenfluß angewiesen sind, eine maßgeschneiderte Form der Datenübermittlung. Da spielt es keine Rolle, ob Sie eine nationale oder eine internationale Verbindung benötigen, ob Sie immer mit den selben Partnern kommunizieren möchten, wie schnell die Daten übermittelt werden sollen, oder welche Endgeräte Sie besitzen. Folgende Netze für die Datenübermittlung gibt es:

Das Datex-L-Netz – das Datexnetz mit Leitungsvermittlung eignet sich besonders für die Übertragung großer Datenmengen an unterschiedliche Kommunikationspartner, die gleiche Übertragungsgeschwindigkeiten nutzen.

Das Datex-P-Netz – das Datexnetz mit Paketvermittlung ermöglicht Verbindungen zwischen Anschlüssen unterschiedlicher Übertragungsgeschwindigkeiten.

Das Direktrufnetz – hierbei handelt es sich um ein öffentliches digitales Netz aus festgeschalteten Verbindungen. Es eignet sich vor allem für die Übertragung von großen Datenmen-



gen an einen festen Kommunikationspartner.

Das Telefonnetz – die Datenübertragung im Telefonnetz ist eine einfache Möglichkeit der Datenkommunikation für die gelegentliche Nutzung.
Außerdem lassen sich einige Anwendungen der Datenkommunikation auch für Bildschirmtext (Btx) realisieren.

Bald wissen Sie noch mehr. Wenn Sie mehr über die Dateldienste erfahren möchten, wenden Sie sich bitte an den Datennetzkoordinator Ihres Fernmeldeamtes. Er wird Sie individuell beraten. Die Rufnummer steht im Telefonbuch unter „Post". Außerdem können Sie unsere Broschüre „Datenkommunikation mit der Post" anfordern. Dort finden Sie ausführliche Informationen, die eine gute Grundlage für das persönliche Gespräch bilden.

Bitte Coupon ausfüllen und senden an: „Info Datenkommunikation", Postfach 1190, 6600 Saarbrücken. Oder rufen Sie uns an. Telefon 0130/0105. Natürlich bundesweit zum Ortstarif.

Btx ✳ 20000340 #

Bitte senden Sie mir die Broschüre über Datenkommunikation.

61

Name: ______

Firma: ______

Straße/Postfach: ______

PLZ/Wohnort: ______

Branche: ______

Telefon: ______ / ______

Post

handelten Kollektiv und einer sich selbst überlassenen Gruppe spritzender Junkies.

SCHERF: Und nirgendwo ist nachweisbar, daß durch die Ausgabe von Methadon die Zahl der Drogenabhängigen abgenommen hat oder die Geschwindigkeit der Aids-Ausbreitung verlangsamt worden ist.

SPIEGEL: Solche pauschalen Nachweise sind auch gar nicht zu erbringen, Einzelerfolge aber sind sehr wohl belegt.

SCHERF: Ich habe auch mal einzelne nach ihren Erfahrungen in den Niederlanden befragt, wo Busse herumfahren, aus denen jeder, der will, mit Methadon bedient wird. Die sagen mir durch die Bank, Methadon hat unser Drogenleiden verlängert und den Ausstieg verzögert.

HEINEMANN: Quatsch. Ich kann genausogut entgegengesetzt argumentieren: Deine Kronzeugen sind vom schmutzigen Heroin, das in der Bundesrepublik immer stärker mit anderem Dreckszeug gestreckt und damit immer gefährlicher wird, nach Holland zum sauberen Methadon gegangen und haben durch diese Phase ohne kriminelle Verfolgung und Beschaffungsdruck den Ausstieg geschafft. Biete deinen Bremer Drogenabhängigen ein Programm nach unserem Muster an, dann brauchen sie nicht nach Holland auszuweichen, wo man so leicht an Methadon kommt, wie ich es nie machen werde.

SCHERF: Das holländische Gießkannen-Prinzip wollen wir also beide nicht. Dein Modellchen aber will ich auch deshalb nicht, weil sich dabei zwangsläufig Probleme der Selektion ergeben. Da muß einer sagen: Du kommst rein, du kommst nicht rein. In was für eine Rolle bringst du eigentlich Leute, die diese Selektion durchführen müssen, wo findest du überhaupt Ärzte, die diese Auswahl treffen sollen?

HEINEMANN: Ich weiß um diese Schwierigkeit, ich kann das aber im Moment nicht verhindern. Deshalb habe ich eine Fachkommission gebildet, die sehr sorgfältig und nach präzisen Kriterien im Einzelfall prüft.

SCHERF: So eine Aufgabe könnte ich niemandem auferlegen.

HEINEMANN: Du selektierst nicht einmal, du läßt alle allein.

SCHERF: Schon wieder so eine einfache Alternative: Methadon oder allein lassen. Du läßt die Selektierer allein und sagst, ich konnte mich leider politisch nicht durchsetzen, nun sucht mal aus den vielen Bewerbern eine Handvoll raus.

HEINEMANN: Bei keiner Erprobung kommt man ohne Selektion aus. Das war beispielsweise auch so bei der Einführung und Erprobung des neuen Medikaments AZT* zur Behandlung von Aids-Erkrankten. Dieses Mittel erhielten in der Kölner Universitätsklinik lediglich zehn Patienten. Ich habe oft eben nur die Wahl, einem begrenzten Personenkreis zu helfen oder es ganz zu lassen. Bei deiner Methode geht bei allen der Daumen runter.

SPIEGEL: Herr Heinemann, was machen Sie mit denjenigen Teilnehmern Ihres Programms, die sich ihr Methadon abholen und trotzdem andere illegale Drogen konsumieren?

HEINEMANN: Die können nicht im Programm bleiben.

SPIEGEL: Also eine zweite Selektion.

HEINEMANN: Hundertprozentige Erfolge gibt es hierbei nicht. Wenn jemand mir ein hundertprozentiges Programm machte, den würde ich in Gold fassen.

SCHERF: Du wirst Mißerfolge erleben. Schließlich ist Methadon eine ganz gefährliche Droge, wenn man sie in der falschen Menge nimmt, wenn man sie mixt mit bestimmten Medikamenten, wenn man Heroin oder Alkohol draufknallt. Dadurch sind bis heute schon jede Menge Leute unter die Erde gekommen.

HEINEMANN: Noch mehr Drogenabhängige sind gestorben, weil man sie sich selbst überlassen hat, und das will ich ja nicht.

SCHERF: Da kenne ich aus dem Ausland andere Zahlen.

SPIEGEL: Die stammen aus kleineren Kollektiven, etwa aus New York, wo die Methadon-Ausgabe nicht verantwortungsvoll gehandhabt wird. Dem US-Kongreß ist für die Verhältnisse in den gesamten USA von Experten die Antwort gegeben worden, „daß die Todesrate unter Methadon, wenn man große und verschiedene Zahlenreihen miteinander vergleicht, die niedrigste ist".

SCHERF: Ich kann nicht akzeptieren, daß nur der SPIEGEL die richtigen Zahlen hat. Ich bin der Überzeugung, daß Methadon-Programme die Drogenabhängigkeit ausweiten. In der Folge wächst auch die Zahl der Drogentoten.

HEINEMANN: Guck dir doch mal an, wie viele Menschen beim Schweizer Methadon-Programm sterben. Wenn alles nach Vorschrift läuft, stirbt überhaupt keiner.

SPIEGEL: Es läuft aber nie alles nach Vorschrift. Herr Heinemann, haben Sie bei Ihrem Programm Tote eingeplant?

HEINEMANN: Natürlich nicht, aber Sorgen haben wir uns darüber schon gemacht, und die sind auch nicht beseitigt. Deshalb kann ich den beteiligten Ärzten nur immer wieder sagen: Nehmt eure Aufgabe ernst. Mir ist klar, wenn einer stirbt, werden alle Kritiker, angefangen bei Scherf bis wer weiß wem, mit dem Finger auf mich zeigen und sagen, du hast ihn auf dem Gewissen.

SCHERF: Hermann, du wirst mit deinem Methadon dein Waterloo erleben . . .

* AZT = Azidothymidin (deutsche Markenbezeichnung: „Retrovir") ist ein aus Heringssperma hergestellter Wirkstoff.

ÆBI & PARTNER

NICOLA TRUSSARDI, Stylist, auf „Persona" (Design: Mario Bellini mit D. Thiel). Vitra, Weil am Rhein, 07621/70 20.



HEINEMANN: ... Rechthaberei ...

SCHERF: ... du hast dich in dieser Sache isoliert. Du hast den drogenpolitischen Konsens zerstört, den Konsens von Selbsthilfegruppen über die vielen Gemeinden und Drogenberatungsstellen, über die Kommunal- und Landesregierungen bis zur Bundesregierung.

HEINEMANN: Frau Süssmuth hält sich in dieser Frage ganz bedeckt. In NRW finde ich auch bei Selbsthilfegruppen und Drogenberatungsstellen viel Zustimmung. Im übrigen ist die Bundesrepublik Deutschland international gesehen in dieser Frage völlig isoliert.

SCHERF: Aber in der bundesdeutschen Drogenarbeit stehst du allein. Du versuchst, die bisher für viele Menschen verbindliche Arbeitsgrundlage bei der Drogenbekämpfung zu kippen.

HEINEMANN: Dafür habe ich Prügel bekommen, und ich kriege weiter Prügel, das stört mich nicht. Ich bin zu dieser Überzeugung gekommen, und dafür kämpfe ich.

SPIEGEL: Herr Scherf, bleiben Sie auch hart, wenn Sie einen süchtigen Patienten vor sich haben, der nicht nur infiziert, sondern bei dem Aids schon ausgebrochen ist?

SCHERF: Ich bin kein Arzt, der muß entscheiden. Aber ich bin dafür, daß Todkranke alles bekommen können, was ihr Leid verringert. Das ist auch rechtlich abgesichert.

SPIEGEL: Wir denken nicht nur an Sterbehilfe für Todkranke. Wir meinen auch Lebenshilfe während der längeren Phase vom Aids-Ausbruch bis zum Tode.

SCHERF: Da geht's nur um Humanität. Ich bin dafür, daß die Codein, Morphium, Opium und anderes bekommen. Wir müssen jeden Arzt, der das macht, vor Rechthabern und Besserwissern schützen, die sagen, das darfst du nicht, der Kranke muß mit seinem Leiden auch vor Gott allein gelassen werden.

HEINEMANN: Voll einig. In Essen haben wir schon 24 ganz traurige Fälle von Aids-Kranken, die außerhalb meines Programms mit Methadon behandelt werden. Können wir nicht gemeinsam einen Schritt weitergehen? Bevor Aids voll ausgebrochen ist, sind schon objektiv Immundefizite festzustellen. Bist du bereit, in solchen Fällen auch Methadon zu geben?

SCHERF: Wenn ein kompetenter Arzt feststellt, hier ist Methadon notwendig, weil es kein anderes Mittel gibt, das dem Patienten hilft, sein Leid zu lindern, dann soll der Arzt das begründen und machen.

SPIEGEL: Herr Scherf, noch ein Schritt, und Sie sind bei Heinemann.

SCHERF: Nein, nein, ich gehe das Problem andersherum an. Es kann im Einzelfall sein, daß Menschen in extremer Lage, bei denen alle anderen Therapie-Angebote nicht greifen können, nur mit Drogenersatz eine Linderung ihres Leidens erfahren. Es kann im Einzelfall richtig sein, beispielsweise einer süchtigen Prostituierten, die unsere Ausstiegshilfen annimmt und toll mitzieht, aber trotz verzweifelter Anstrengung von Heroin nicht lassen kann, als letztes Mosaiksteinchen Methadon zu geben.



Prostitution (in Frankfurt)
„Die geile Männergesellschaft absegnen"

HEINEMANN: Ich mach' doch nichts anderes, als Einzelfälle zusammenzufassen.

SCHERF: Du machst ein Programm und öffnest damit die Schleusen. Das ist der gravierende Unterschied zwischen unseren Positionen.

SPIEGEL: Herr Scherf, müssen Sie bei Ihrer Einzelfallösung nicht ein heilloses Durcheinander befürchten: einerseits Ärzte, die wegen Aids locker Methadon verschreiben, andererseits Mediziner, die selbst Schwerkranken keine lindernden Opiate gewähren?

SCHERF: Jeder Arzt muß seine Entscheidung genau begründen können, wenn er nicht mit dem Strafrecht in Konflikt kommen will.

HEINEMANN: Du läßt die Ärzte allein. Unabhängig von unserem Programm haben wir bereits für diese schwierige Problematik Empfehlungen erarbeitet und veröffentlicht.

SPIEGEL: Herr Heinemann, aus Ihrem Methadon-Programm werden infizierte Süchtige, die nicht mitarbeiten wollen oder können, ausscheiden. Herr Scherf, auch wenn Sie bei der Bekämpfung von Prostitution und Aids alle Energien auf die Einzelhilfe setzen, werden einige sich nicht helfen lassen und weiter auf der Straße stehen. Was soll mit solchen Desperados geschehen?

HEINEMANN: Bisher kennen wir keinen einzigen solchen Desperado. Wenn wir echte Aids-Desperados haben, werden wir das Bundesseuchengesetz bis zur letzten Konsequenz anwenden. Das ist ein einstimmiger Beschluß aller Gesundheitsminister.

SPIEGEL: Bedeutet das totale Isolation?

HEINEMANN: Wir werden alle gesetzlichen Möglichkeiten bei Uneinsichtigen ausschöpfen.

SPIEGEL: Und Sie, Herr Scherf?

SCHERF: Das sehe ich genauso.

SPIEGEL: Sie werden also auch isolieren?

SCHERF: Im Rahmen meiner strafrechtlichen, polizeilichen und seuchenrechtlichen Zuständigkeiten.

SPIEGEL: Was bedeutet das konkret?

SCHERF: Ich kann nur über ein Strafverfahren oder über ein gesundheitspolizeiliches Verfahren eingreifen. Dann muß ich den betreffenden Menschen als Ansteckungsgefahr aus seinem Umfeld herausnehmen. Das ist Gott sei Dank streng festgelegt. Ich kann nicht ein Internierungslager aufmachen und sagen: Alle, die auf den Strich gehen, werde ich erst mal zwangsweise untersuchen.

SPIEGEL: Sie isolieren also auch, entziehen die Droge, der Mann oder die Frau ist infiziert und sitzt auf einer Krankenstation oder im Gefängnis, um die Allgemeinheit nicht zu gefährden, nach Seuchengesetz oder Strafrecht.

SCHERF: Ja, wenn das nach dem – ich habe es doch gelernt – Straftatsachverhalt so ist, dann muß ich das machen. Dazu stehe ich auch. Aber ich plädiere dafür, rechtsstaatlich und strikt zu sein.

HEINEMANN: Henning, der Personenkreis, den du – selbstverständlich streng rechtsstaatlich, darüber brauchen wir gar nicht zu streiten – aus dem Verkehr ziehen mußt, wird bei dir größer sein als bei mir ...

SCHERF: ... reine Behauptung ...

HEINEMANN: ... weil ich eine ganze Anzahl dieser Personen mit Hilfe von Methadon in die Gesellschaft zurückholen werde.

SPIEGEL: Herr Heinemann, Herr Scherf, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

ATOMINDUSTRIE

Teure Länder

Die Staatsanwaltschaft ermittelt, ob Nuklearfirmen auch im öffentlichen Dienst geschmiert haben.

Als Karl Heinz Hübenthal, Regierungsdirektor im Bonner Forschungsministerium, in New York landete, wurde er schon erwartet. Hans-Dieter Fricke, Mitarbeiter der Hanauer Atomfirma Nukem, nahm den Beamten freundlich in Empfang.

Die beiden waren guter Dinge. Denn vor einer wissenschaftlichen Tagung in Seattle stand erst einmal ein vergnüglicher Trip durch den Westen der USA auf ihrem Programm. Abenteuerlicher Höhepunkt der einwöchigen Privattour war der Abstieg in die wilde Schlucht des Grand Canyon.

Mit dem gemeinsamen Ausflug vor fünf Jahren befaßt sich jetzt die Hanauer Staatsanwaltschaft. Denn Hübenthals Rundreise, dafür gibt es Hinweise, soll von der Nukem finanziert worden sein – ein Vorwurf, den das Bonner Forschungsministerium „mit aller Entschiedenheit" zurückweist.

Da steht Aussage gegen Aussage. Den Vorwurf, die Hanauer Atomfirma habe einen Beamten des Bonner Ministeriums, das Forschungsaufträge an den Nuklearbetrieb vergibt, durch gesponserte Reisen freundlich gestimmt, erhebt Professor Elmar Schlich. Der Techniker, bis 1983 Leiter der Abteilung Verfahrensentwicklung bei Nukem, hat an Eides Statt versichert: Fricke habe ihm 1982 erfreut davon berichtet, daß Regierungsdirektor Hübenthal, „nach anfänglichem Zögern", die Einladung angenommen habe.

In dieser Woche will Schlich vor der Staatsanwaltschaft aussagen. Abwegig ist der Verdacht nicht, daß die Hanauer Atomfirma auch Beamte – wenn auch nicht, wie anfänglich behauptet, einen Ministerialdirektor, so doch einen Regierungsdirektor – beschenkt hat. Es gebe da, sagt der Leitende Oberstaatsanwalt Albert Farwick, „noch andere Hinweise auf Amtsträger, denen wir nachgehen".

Einer neuen, viel schlimmeren Variante der Schmiergeldpraxis der Atomindustrie sind die Ermittler inzwischen auf der Spur. Nach bisherigen Erkenntnissen der Fahnder blieben Geldbeträge und Geschenke, die Transnuklear (TN) bei sich oder der Mutterfirma Nukem lokkermachte, in der Atomwirtschaft. TN-Mitarbeiter bedienten entweder sich selbst, oder sie schmierten Beschäftigte in anderen Kernkraftanlagen.

Die Hanauer Staatsanwaltschaft hat inzwischen gegen acht Beschuldigte, alles TN-Mitarbeiter, Ermittlungsverfahren wegen Veruntreuung von Firmengeldern eingeleitet. Insgesamt sind, so der



Bestechungs-Kritiker Schulten
„Unzulässiger Müll-Mix"



Bestechungs-Aufklärer Farwick
„Hinweise auf Amtsträger"

Verfahrensstand, rund 21 Millionen Mark abgezweigt worden. Die Empfänger in den Atomanlagen haben als strafrechtliche Konsequenz bislang nur Verfahren wegen Steuerverkürzung zu befürchten, nämlich dann, wenn sie die Barmittel und Präsente nicht als Einkünfte angegeben haben.

Sollte sich bestätigen, daß auch Amtsträger bedacht wurden, dann greifen die Bestechungsdelikte. Wegen „Vorteilsgewährung" und „Vorteilsannahme" drohen Gebern und Nehmern Freiheitsstrafen bis zu zwei Jahren. Zielte die Korruption sogar auf eine Verletzung dienstlicher Pflichten, kämen „Bestechung" und „Bestechlichkeit" (Höchststrafe: fünf Jahre) zum Zuge.

Den Zusammenhang zwischen Geld und Sicherheit sprach letzte Woche erstmals ein hochkarätiger Atomexperte an. Gegenüber der „Aachener Volkszeitung" erläuterte Rudolf Schulten, Ordinarius für Reaktortechnik an der Technischen Hochschule Aachen und Chef-Wissenschaftler bei der Kernforschungsanlage Jülich: „Die Bestechungsgelder wurden gezahlt, damit der unzulässige Müll-Mix" zwischen Deutschland und Belgien „nicht aufflog".

Wenn Schulten recht hat, dann ist nur folgerichtig, daß sich Hinweise auf Beschenkte im Bereich öffentlicher Unternehmen häufen. Denn diese Beschäftigten sind vielfach mit der Nuklearentsorgung befaßt.

Zwei Mitarbeiter aus dem „Bereich Kerntechnik" des TÜV Mannheim etwa empfingen aus Hanau Elektronikrechner und wertvolle „antike Milchkannen" für die Wohnungseinrichtung. Die Techniker hatten eine in der deutschen Nuklearbranche als „pannenfreudig" bekannte Zementieranlage für radioaktiven Abfall zum Einsatz im belgischen Mol freigegeben. Doch „die Aufmerksamkeiten", so beteuert der Vorgesetzte der Techniker, stünden „nicht im Zusammenhang mit dem Gutachterauftrag", sondern seien „anläßlich eines Weihnachtsfestes" übergeben worden.

Warum, so fragte vergangene Woche „Die Zeit", hielt Transnuklear auch Mitarbeiter der staatlichen Kernforschungszentren Jülich und Karlsruhe „in Bordellen frei"? Die Institute, beide in öffentlichem Besitz, reagierten prompt und sprachen von „grundlosen Verdächtigungen"; sie baten allerdings „im Interesse einer schnellen Aufklärung" um Überlassung der Dokumente.

Wie nützlich sich etwa die Hanauer Nukem bei Dienstreisen von Angestellten staatlicher Unternehmen machte, belegen die Erfahrungen von Hubert Tebbert, Leiter der Hauptabteilung Einkauf und Materialwirtschaft beim Kernforschungszentrum Karlsruhe. „Zusammen mit Nukem-Vertretern", so berichtete Tebbert dem SPIEGEL, habe er „mehrwöchige Dienstreisen" nach Japan und in die Vereinigten Staaten unternommen, die auch „ordnungsgemäß abgerechnet" wurden. Bei diesen Reisen, allesamt „von Nukem organisiert", habe die Atomfirma aber die „beträchtlichen" Mehrkosten für die „ausgesprochen teuren Hotels" übernommen.

Tebbert über die „schönen Reisen" und die Fremdfinanzierung: „Sie wissen, das sind teure Länder. Als Dienstreise hätte ich mir das nicht leisten können." Das Kernforschungszentrum Karlsruhe bestreitet zwar pauschal, daß Mitarbeiter Gaben aus Hanau erhalten haben, räumt zu Tebberts Reisen indes ein, die Kosten seien nur „zum weitaus überwiegenden Teil" vom Kernforschungszentrum getragen worden.

Im Fall des USA-Trips mit Regierungsdirektor Hübenthal erscheint anstößig schon allein, daß der Mann aus dem Ministerium und der Mann von Nukem gemeinsam auf Reisen gingen. Denn in Bonn betreute Hübenthal die Forschungsaufträge für die Nukem. In Hanau war Fricke, Mitarbeiter in der Zentralabteilung Projekte (ZAP), einer seiner Hauptgesprächspartner.

Der Regierungsdirektor gibt zu, daß er mit Fricke „in New York verabredet" war. Er habe aber die gemeinsame private Rundreise ganz „aus eigener Tasche bezahlt". Auch das Forschungsministerium betont, daß Hübenthal „eindeutig nicht in Zusammenhang mit Bestechungsvorwürfen gebracht werden kann".

Der Nukem-Reisebegleiter Fricke ist weniger auskunftsfreudig. Auf Anfrage sagte er nur, dazu wolle er sich nicht äußern. Nukem-Sprecher Erhard Müller: „Die Nukem hat nichts an Herrn Hübenthal gezahlt."

In seiner eidesstattlichen Versicherung, die dem SPIEGEL vorliegt, schildert der ehemalige Abteilungsleiter Schlich, was ihm Fricke über den Trip mit dem Regierungsbeamten erzählt hatte. Der Wochenausflug sollte mit einer offiziellen Dienstreise zu einem wissenschaftlichen Kongreß in Seattle verbunden werden, und, so die Wiedergabe des Professors, Nukem sollte die „private Rundreise finanzieren".

Schlich versichert: „Herr Hübenthal wurde während der gesamten privaten Rundreise von dem Nukem-Mitarbeiter betreut, der mir später unter anderem von einem Besuch des Grand Canyon berichtete. Auf speziellen Wunsch von Hübenthal wären beide in die Schlucht hinabgestiegen. Der ZAP-Mitarbeiter lamentierte mir gegenüber, was er alles auf sich nehmen müsse, um Projekte für die Nukem zu akquirieren."

Gegendarstellung

In dem Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL vom 18. Januar 1988 wird ausgeführt, die „Firma INTER-NUCLEAR AG im schweizerischen Zug" habe Schweres Wasser unter Umgehung des Atomwaffensperrvertrages nach Pakistan geliefert.

Diese Behauptung ist unzutreffend. Die einzigen Aktivitäten unserer Gesellschaft beziehen sich auf die Entsorgung abgebrannter Brennelemente von schweizerischen Kernkraftwerken nach der VR China. Unsere Gesellschaft hat bis heute kein einziges Handelsgeschäft abgewickelt und auch nicht vermittelt, insbesondere also auch nicht über Schweres Wasser nach Pakistan.

INTER-NUCLEAR AG

Dr. Hj. Hugelshofer
W. Hämmerli
(Verwaltungsratsmitglieder)

WIRTSCHAFTS-KOMMENTAR

Verstrahltes Denken

Von Dieter Kampe

Was muß noch alles passieren, bis diese Bundesregierung ihr Hätschel-Verhältnis zur Atomwirtschaft aufgibt? Allen Katastrophen, allen Skandalen und Affären zum Trotz bleibt die politische und unternehmerische Elite noch immer stramm auf Atomkurs. Der Wohlstand der Nation, so lautet die altbekannte, immer wieder vorgetragene Weise, stehe mit der Atomwirtschaft auf dem Spiel; Ausstieg bedeute Abstieg aus der Oberliga der Industrienationen.

Das Argument spekuliert auf die Uninformiertheit des Publikums: Die Nation ist keineswegs auf Gedeih und Verderb der Atomwirtschaft ausgeliefert. Es gibt eine Alternative zur Kernenergie. Die Regierung will sie nur nicht.

Nach dem Tschernobyl-GAU war die politische Kontroverse um die Kernenergie wieder aufgelebt. Bonn vergab mehrere Forschungsaufträge; die schlauesten Köpfe der Nation sollten prüfen, ob die Bundesrepublik ohne Kernkraft überleben könne.

Es geht sehr wohl auch ohne Kernkraft

Das Ergebnis wurde, Tschernobyl war fast schon vergessen, kaum zur Kenntnis genommen: *Alle* Studien kamen zu dem Ergebnis, daß es sehr wohl ohne Kernenergie geht. Der Preis: Bis alle Kohlekraftwerke mit Filtern ausgerüstet sind, würde die Luft stärker belastet; der Strompreis würde geringfügig steigen. Weitere Prämisse: Energiesparen müßte ernsthaft betrieben werden.

Dieser Preis war und ist der christlich-liberalen Regierungskoalition zu hoch. Einer Republik mit angeknackster politischer Kultur, die ihr Selbstbewußtsein in erster Linie aus dem wachsenden Bruttosozialprodukt und dem Titel Export-Weltmeister bezieht, will kein Minister und kein Kanzler eine Kaufkraft-Einbuße zumuten, und sei sie noch so gering.

Es fehlt auch der Mut, sich aus der Kumpanei mit den mächtigen Atommanagern, die jahrzehntelang Planer und Politiker mit falschen Daten belogen haben, zu lösen. Das politische Denken ist so radioaktiv verstrahlt, daß über Alternativen zur Kernenergie gar nicht mehr nachgedacht wird.

Dabei ist die Alternative zum K-Pfad (Kernenergie, kapitalintensive Energieproduktion und Konzentration der Erzeugungsanlagen) längst in die wissenschaftliche Literatur eingezogen. S-Pfad heißt das Gegenmodell, und das S steht für Sparen, für Sonnenenergie und für sanfte, das heißt erneuerbare Energiearten.

Daß der S-Pfad machbar ist; daß es auch ohne Kernenergie möglich ist, den privaten Konsum weiter zu steigern – all dies hat schon die Bonner Enquete-Kommission „Zukünftige Kernenergiepolitik" 1980 in einer Pionierarbeit nachgewiesen. Seitdem haben viele Studien nachgerechnet und belegt, daß diese Gesellschaft ohne Verlust an Lebensqualität auf dem S-Pfad in eine Zukunft gehen kann, in der Energie umweltfreundlich, sozialverträglich und ohne Genozid-Risiko produziert werden kann.

Doch in die Köpfe unserer Regierungspolitiker ist davon noch nichts eingedrungen. Dogmatisch halten sie an der Kernenergie fest. Blokkiert wird damit nicht nur das Denken, sondern auch die Wirtschaft.

Weil das Ende der Kernkraft-Ära mit jeder Katastrophe und mit jedem Skandal näherrückt, müßte schnellstens begonnen werden, den Weg in die postatomare Zukunft technisch vorzubereiten.

Doch der Ausstieg ist politisch tabu; deutsche Ingenieure und Firmen sind auf die Zeit nach dem Tag X kaum vorbereitet. Die wirtschaftlichen Chancen, die ein sanfter Energiepfad durch Umrüstung von Heizanlagen, durch das Dämmen von Häusern und durch den Bau von Sonnenkollektoren und Solarzellen bietet, haben die meisten noch nicht erkannt.

So war es schon einmal. Die Deutschen hatten Filter zur Entschwefelung von Kohlekraftwerken entwikkelt. Doch die heimische Elektrizitätswirtschaft wollte sie nicht. Entschwefelung, so hieß es, würde den Strom unverantwortlich teuer machen. Dann kam das Waldsterben – und der Zwang, Filter einzubauen.

Die Filter-Patente waren mittlerweile nach Japan verkauft worden, für teures Geld mußte die Industrie Lizenzen erwerben.

N°2/88 DM 9,– öS 75,– sfr. 9,– C 4804 E

Geschäftsreisen: Bequemer und billiger

impulse

Das Magazin für unternehmerischen Erfolg

Februar 1988

Geschäfte, die Millionen bringen

40 Super-Ideen

Mit Ideen zum Erfolg: Giuseppe Stefanel

Franchise: Was weltweit neu ist

Geldanlage: Die höchsten Zinsen international

Bei Pleiten: So retten Sie Ihr Geld

Chefwagen: Was das Finanzamt anerkennen muß

Mit geringem Einsatz zu hohen Gewinnen:

Machen Sie sich jetzt selbständig

Die Zauberformel Franchising kommt Existenzgründern gerade recht – denn sie brauchen für ihren Start erstaunlich wenig Geld. Die besten Ideen sind jetzt noch zu haben – Chancen über Chancen für alle, die 1988 selbständig werden und von Anfang an gut verdienen wollen.

Jetzt bei Ihrem Zeitschriften-Fachhändler

Selten hat ein unternehmerisches Konzept einen solchen Siegeszug erlebt: das Franchise-System ist mit seiner Flexibilität selbst Großkonzernen überlegen. Dabei ist das Risiko weit geringer als bei jedem anderen Geschäft.

Besonders weit fortgeschritten ist das Franchising in den USA, in Großbritannien, Italien und Frankreich. Grund genug für ein Experten-Team von 'impulse', jenseits der Grenzen zu recherchieren und zündende Geschäftsideen auszuwählen – Ideen, die in Deutschland noch unbekannt sind, aber auch hier Erfolg haben werden.

Die 5 wichtigsten Vorteile des Franchisings

1. Sie sind sofort selbständiger Unternehmer und haben dennoch die Marktmacht und die Warenzeichenrechte eines Großunternehmens hinter sich. In der Regel genießen Sie Gebietsschutz.

2. Sie nutzen die Erfahrung eines Großunternehmens. Deshalb ist Ihr unternehmerisches Risiko weit geringer als bei jedem anderen Geschäft. Pleiten sind außerordentlich selten.

3. Einheitliche Werbung und Warenpräsentation erzeugen einen hohen Bekanntheitsgrad und ein starkes Marken-Image – zu Ihrem Nutzen.

4. Um Organisationsfragen brauchen Sie sich nicht zu kümmern: Sie können sich voll auf das Geschäft konzentrieren.

5. Sie nutzen die Experten-Beratung und den Erfahrungsaustausch mit erfolgreichen Lizenznehmern.

'impulse' zeigt Ihnen die Rosinen im Kuchen

Für Ihren unternehmerischen Erfolg gibt es keinen besseren Ansatz! Allerdings: Sie müssen die Idee finden, die Ihren Talenten und Interessen genau entspricht. Die 'impulse'-Experten haben aus dem schnell wachsenden Franchise-Angebot die Rosinen herausgesucht. Im neuen Heft präsentieren sie Ihnen 40 lukrative Geschäftsideen: in vielen Branchen bieten sich erstaunliche Möglichkeiten.

Bewährte Ideen – beste Aussichten

Die vorgestellten Ideen haben sich ausnahmslos im Markt schon bewährt. Alle (komplett mit Adresse) genannten Lizenzgeber suchen dringend Partner in Deutschland. 'impulse' beziffert Ihre Investitionen und Ertragsaussichten in Mark und Pfennig. Die Umsatzerwartungen reichen von 120.000 bis zu 3 Millionen Mark jährlich; Umsatzrenditen bis zu 65 Prozent sind drin.

Ihre große Chance 1988:

impulse

„Zweimal im Monat . . . einmal in zwei Monaten“

SPIEGEL-Reporter Gerhard Mauz im Prozeß gegen Abbas Ali Hamadi in Düsseldorf

Wer sich zur richterlichen Laufbahn entschließt (oder in den Beruf des Richters gerät), hat eine Vorstellung davon, womit er es zu tun bekommen wird. Ihn erwarten das Rentenbeitragsrecht bei unfallfester Position, das Mitverschulden des verletzten Reisenden bei Hinauslehnen aus dem Abteilfenster, die Formnichtigkeit einer Morgengabevereinbarung, die Abgrenzung der vorhergehenden und der provozierten Bestellung beim Haustürverkauf unter dem Haustürvordach und die Strafrahmenverschiebung beim minder schweren Fall, um Beispiele zu nennen.

Auch wenn man in Rechnung stellt, daß jeder Beruf gelegentlich mit Überraschungen aufwartet (etwa wenn der Taxifahrer als Geburtshelfer tätig werden muß) – mit dem, was den Richtern des Fünften Strafsenats beim Oberlandesgericht (OLG) Düsseldorf derzeit widerfährt, haben sie nicht rechnen müssen.

Auf Nötigung von Verfassungsorganen, auf Geiselnahme und Verstoß gegen das Sprengstoffgesetz, auf die Themen der Anklage sind sie selbstverständlich eingerichtet. Das ist Richteralltag, jedenfalls für Richter an einem OLG. Doch diese Tatbestände sind nur noch Schemen, die auftauchen und verschwinden, denn der Fünfte Strafsenat verhandelt im Nebel und Pulverqualm der Weltpolitik.



Flugzeugentführer, TWA-Pilot Testrake*: Ein Passagier erschossen



Angeklagter Abbas Hamadi (rechts): Alter des Bruders nicht bekannt



Beschuldigter Mohammed Hamadi
Zur Tatzeit Jugendlicher?

Beirut, Damaskus, Teheran und Washington sind gegenwärtig, als säße man nicht in Düsseldorf. Die im Juni 1985 entführte Boeing 727 haben die fünf Richter vor Augen, die Leiche eines erschossenen Passagiers dieser Maschine – und in jedem Augenblick der Sitzung beschwert sie, daß alles, was in der Hauptverhandlung geschieht, über das

* Auf dem Flughafen Beirut im Juni 1985.

Sterben oder Überleben von Geiseln, von gequälten, verzweifelten Menschen entscheiden kann.

Und zu allem ist auch noch der Orient über den Fünften Strafsenat gekommen, Allah und der Koran, Tausendundeine Nacht und der Basar, eine fremde Welt. Der Vorsitzende Richter Klaus Arend, 54, ist ein Mann von mächtiger Gestalt und entsprechendem Vermögen, sich durchzusetzen. Doch seine Versuche, daran festzuhalten, was hierzulande Sitte ist („Wir sind hier vor einem deutschen Gericht, und da bemüht man sich, präzise zu sein!"), erinnern an den letzten Kampf der Goten am Vesuv (so wie Felix Dahn ihn schildert).

Ein libanesischer Zeuge, eindringlich und ausführlich über seine Pflicht zur wahrheitsgemäßen Aussage belehrt, erkundigt sich dennoch: „Heißt das, daß ich unbedingt die Wahrheit sagen muß?" Schon Pilatus fragte, was Wahrheit ist, und so antwortet der Zeuge auf die Frage, wie oft der Angeklagte von der Bundesrepublik aus in den Libanon geflogen sei: „Zweimal im Monat . . . oder einmal in zwei Monaten."

Der Vorsitzende Richter Klaus Arend, wirklich der letzte Mann der Strafjustiz am Vesuv, setzt dagegen, daß man sich nicht auf dem Markt befinde und nicht um Aussagen handele. Marianne Quoirin im „Kölner Stadt-Anzeiger": „Im Juristen Arend, der deutsche Tugenden im Gerichtssaal preist, scheint sich an diesem Tag eine Wandlung zu vollziehen. Im Eifer des Gefechts duzt er den Zeugen – und beginnt selbst wie ein Südländer zu gestikulieren."

Ein anderer libanesischer Zeuge, immerhin ein Mann, der für das Bundeskriminalamt (BKA) als Dolmetscher beim Verhör von Libanesen tätig war, wird gefragt, ob das Dolmetschen seine Haupterwerbsquelle sei. „Eigentlich nicht", gibt er zur Antwort.

Einer der Verteidiger, der Rechtsanwalt Eckart C. Hild, Frankfurt, möchte von dem Zeugen wissen, ob er einem anderen etwas gesagt hat oder nicht. Antwort: „Nicht unbedingt."

Ob seine, des Richters, Interpretation zutreffe, fragt der Vorsitzende Richter den Zeugen, und schon wieder ist es soweit. „Eigentlich nicht", antwortet der Zeuge.

Perfekter Slapstick findet statt, die Sitzung treibt irgendwo zwischen Düsseldorf und Beirut unter blauem Himmel auf dem Meer. Der eine spricht von Bahnhof, der andere von Markenbutter, und so verständigt man sich eben.



Zeuge Schäuble (M.): Im Rahmen der Aussagegenehmigung

Die Augenblicke, in denen der Vorsitzende Richter Arend im Umgang mit Zeugen aus der fremden Welt des Orients sicher sein darf, begriffen zu werden, sind jene, in denen es um vergleichsweise schlichte Inhalte geht.

„Sie müssen wirklich laut und deutlich sprechen, kräftig ins Mikrophon", mahnt der Vorsitzende und findet damit für die nächsten Sätze des Zeugen Gehör. Doch dann wird der schon wieder leise. Vielleicht versteht mancher, der nicht zu verstehen scheint, nur zu gut.

Gegen Abbas Ali Hamadi, 29, wird in Düsseldorf verhandelt, aber es kann auch sein, daß gegen Abbas Ali Hammadi, gegen Abbas Ali Hamadei oder Abbas Ali Hammadei verhandelt wird. Die Anklageschrift, so ist zu hören, beginnt mit einer Vorbemerkung zur Schreibweise der Namen. Die Bundesanwaltschaft, von der die Anklage vertreten wird, hat sich dazu entschlossen, die Schreibweisen anzunehmen, die sich aus dem Paß ergeben, wobei sie den deutschen Paß berücksichtigt, wenn neben dem libanesischen einer vorliegt, und das ist bei Abbas der Fall, der beide Staatsangehörigkeiten hat.

Wir haben es also mit Abbas Ali Hamadi zu tun, wenn auch nicht ohne Unbehagen, denn in der vergangenen Woche wurde man mit seinem Bruder bekannt. Und der ließ ausdrücklich wissen, die korrekte Schreibweise seines Namens sei Mohammed Ali Hammadi, obwohl er für die Bundesanwaltschaft Mohamad Ali Hamadei ist.

Die Hauptverhandlung gegen Abbas Ali Hamadi beginnt undramatisch. In Handschellen, die auf Anordnung des Richters abgenommen werden, wird der Angeklagte hereingeführt, er macht einen entspannten, aufgeräumten Eindruck. „Ist der Angeklagte entfesselt?" erkundigt sich der Vorsitzende Richter. Er ist es. Und wenn er auch nicht bereit ist, zur Sache auszusagen, zur Person äußert er sich. Zehn Kinder waren sie zu Hause, sechs Jungen und vier Mädchen. „Ich muß überlegen", sagt der Angeklagte lachend auf die Frage, der wievielte er unter den Geschwistern ist. Er hat, nach einigem Nachdenken, Platz fünf in der Geschwisterreihe.

Wie alt sein Bruder Mohammed Ali sei, der Bruder, der sich in Frankfurt in U-Haft befindet. Der Angeklagte weiß nur, daß sein Bruder jünger ist. Ist der Bruder vielleicht Jahrgang 1965? Der Angeklagte weiß es nicht.

Abbas Ali Hamadi hat die Volksschule, dann die weiterbildende Schule besucht, bis 1976. Er wollte Lehrer werden, aber daraus wurde nichts, „als der Krieg bei uns ausbrach". Er hat nicht an der Seite kommunistischer Milizionäre an den Kämpfen teilgenommen. Er ist über West-Berlin in die Bundesrepublik gekommen. Eigentlich hat er nur Urlaub machen wollen. Aber dann verlor er am ersten Tag seinen Paß, und so stellte er einen Asylantrag.

Er hat den Antrag nicht selbst gestellt, ein anderer hat das für ihn getan; was in dem Antrag stand (er sei kommunistischer Student, mit dem Tod bedroht und absoluter Pazifist), habe nicht er verfaßt. Sein Antrag wurde 1979 abgelehnt. Er legte Rechtsmittel ein. Die Abschiebung wurde ausgesetzt. Nachdem er 1980 eine Deutsche geheiratet hatte, erhielt er eine Aufenthaltserlaubnis für drei Jahre und 1984 die deutsche Staatsangehörigkeit, neben der er seine libanesische Staatsangehörigkeit behielt.

Hat er die Frau, mit der er eine Tochter hat und von der er im vergangenen Jahr geschieden wurde, der

Staatsangehörigkeit wegen geheiratet? Nein, da sei eine persönliche, menschliche Bindung gewesen. Abbas Ali Hamadi hat einen Lehrgang als Schweißer gemacht, ist im Stahlbau beschäftigt gewesen. Erst nachdem er bei seiner Frau ausgezogen war, will er Mona kennengelernt haben. Mona, die heute im Libanon lebt, hat einen Sohn von ihm. Ob das Kind sein Kind sei. „Ich hoffe das." Ob er sich zu dem Kind bekenne. „Muß ich." Ob der Angeklagte sich körperlich und geistig gesund fühlt. „Ich glaube schon."

Abbas Ali Hamadi hat das, was er zu seiner Person, zu seinem Lebenslauf sagt, locker vorgetragen, immer ein bißchen auf Lachen aus. Er sei nicht der erste, der sich von seiner Frau getrennt habe, er werde nicht der letzte sein. Er will darauf hinaus, daß er leichtsinnig ist, allenfalls leichtlebig, mehr nicht. Die Anklage sieht in ihm den Bruder und Komplizen eines Mannes, der an der Entführung der TWA-Boeing am 14. Juni 1985 beteiligt war. Die Maschine ist auf dem Flug von Athen nach Rom gekapert worden. Sie blieb zuletzt in Beirut. Dort ist der US-Marinetaucher Robert Stethem, einer der Passagiere der Maschine, erschossen worden.

Die Entführer der TWA-Boeing standen auf der Fahndungsliste der Vereinigten Staaten seither obenan. Am 13. Januar 1987 fiel auf dem Frankfurter Flughafen ein Libanese auf, der nach seinem Paß Youssef Abdul Kusser Rida hieß. Im Gepäck des Mannes fand sich in vier Flaschen der Sprengstoff Methylnitrat. Man hatte Mohammed Ali Hamadi gefaßt, der von der Justizbehörde Washington D. C. wegen Luftpiraterie und Mordes gesucht wurde.

Am 17. Januar 1987 wurde daraufhin in Beirut der Hoechst-Vertreter Rudolf Cordes entführt, am 20. Januar der Siemens-Techniker Alfred Schmidt. Am 24. Januar drohte die „Hisb Allah", die „Partei Gottes", mit dem Tod der beiden Deutschen. Und am 26. Januar zog sich der Knoten um die bundesdeutsche Strafjustiz noch enger zu, als Abbas Ali Hamadi beim Versuch, wieder in die Bundesrepublik einzureisen, in Frankfurt festgenommen wurde.

Nur vorübergehend entspannte sich die Situation, als die Bundesregierung am 24. Juni 1987 bekanntgab, sie werde Mohammed Ali Hamadi wegen Flugzeugentführung, Mordes und anderer Delikte vor Gericht stellen, ihn aber nicht an die Vereinigten Staaten ausliefern. Die Freilassung Alfred Schmidts am 7. September 1987 dürfte darauf zurückzuführen sein. Doch die Gefangenschaft des offenbar kranken Rudolf Cordes dauert an.

Abbas Ali Hamadis Verteidigung, zu der neben Rechtsanwalt Hild auch der Rechtsanwalt Ludwig Hoeller, Saarlouis, gehört, hat nach dem Vortrag des Anklagesatzes im Prozeß gegen ihren Mandanten an die Entführer appelliert, „Herrn Cordes sofort freizulassen". Die-



ser Appell ist wiederholt worden, er wird sozusagen ständig wiederholt von der Verteidigung, doch das hat bislang nichts bewirkt. Und gleichzeitig gerät in Düsseldorf der Angeklagte immer mehr ins Zwielicht.

In der Bundesrepublik lebende Libanesen, die als Zeugen gehört werden, versuchen von dem abzurücken, was sie zu Protokoll gegeben haben, wenn sie nicht überhaupt die Aussage verweigern, weil sich Ermittlungen gegen sie richten. Doch einer sagt immerhin aus, Abbas Ali Hamadi habe ihm gegenüber zugegeben, sein Bruder habe mit der Entführung der TWA-Boeing etwas zu tun gehabt. Und wo nichts gesagt oder versucht wird, zu verwischen, hören die Verfahrensbeteiligten die Aufzeichnungen von Telephongesprächen, die mit richterlicher Genehmigung abgehört worden sind.

Aus einem Telephonat vom 19. Januar 1987, angewählt wird der Apparat der Familie Kassim, der Anruf kommt aus Beirut. Von dort aus spricht Abbas Ali Hamadi zunächst mit Adnan Kassim, 23, der in Düsseldorf die Aussage verweigert, später mit dessen Vater Hamsa Kassim.

Abbas: „Wie geht es deinen Tagen?" Anmerkung des BKA-Dolmetschers in der Niederschrift: „Eine arabische Floskel für das Befinden." Abbas: „Wie sind die Nachrichten bei euch? Sag nur, ob gut oder schlecht." Kassim: „Nicht so sehr. Persönlich gegen dich liegt nichts vor." Auf Rückfrage von Abbas: „Absolut. Die Deutschen haben nichts gesagt . . . Sie werden vor den Wahlen nicht ausliefern." Am 25. Januar 1987 fanden Bundestagswahlen statt. Abbas: „Wir haben sie schon gemolken." Anmerkung des BKA-Dolmetschers: „Heißt: Wir haben ihn in der Hand."

Später, Kassim: „In den Nachrichten sagen sie, daß Mohammed Palästinenser ist, nicht Libanese." Abbas: Wir bearbeiten die Sache." Kassim: „Aber rasiert ihn nicht." Anmerkung des BKA-Dolmetschers: „Vielleicht meint er foltern."

Die Frage, was „rasieren" bedeutet, wird noch eingehend geprüft werden, die Qualität der Übersetzungen ist ein beunruhigendes Thema des Prozesses. Von Haarescheren über Mißhandeln bis Foltern und Töten reicht die Auswahl. Abbas Ali Hamadi hatte in der Nähe seiner Wohnung im Saarland einen Sprengstoffvorrat (Methylnitrat in Flaschen) gelagert. Seine Verteidiger deuten in der Sitzung an, ihr Mandant sei in etwas hineingeraten. Für sie scheint er eher ein Opfer denn ein Aktivist.

In der vergangenen Woche wird Dr. Wolfgang Schäuble, 45, der Kanzleramtsminister, als Zeuge gehört. Mit dem abweisenden Charme des verstorbenen Schauspielers Steve McQueen weist er Versuche der Verteidigung zurück, ihn über seine Aussagegenehmigung hinauszudrängen. Der Zeuge Schäuble bestätigt, daß die Sorge um das Schicksal der Geiseln Cordes und Schmidt die Ent-

scheidung der Bundesregierung beeinflußt hat.

Die Verteidiger möchten von dem Zeugen erfahren, ob er ausschließen kann, daß Raschid Mahroum, der zunächst als Vermittler akzeptiert wurde, an der Entführung der beiden Deutschen beteiligt war. Dem Zeugen und seiner Aussagegenehmigung wird sofort der Schutz des Vorsitzenden Richters zuteil, der nicht einmal die Protokollierung dieser Frage der Verteidigung zuläßt.

Daß sie nicht ohne Bedeutung ist, wird deutlich, als abgehörte Telephonate mit Raschid Mahroum, der in Fürth lebte, der sich heute im Libanon oder auf Zypern befinden soll, verlesen werden. „Ich grüße dich, Boß", heißt es aus Beirut. „Glücklich sei dein Abend", lautet die Antwort, was laut BKA-Dolmetscher für „Guten Abend" steht. „Sag Abbas, er soll niemand mehr in Deutschland anrufen. Er hat alles kaputtgemacht", heißt es aus Fürth. Und es ist vom „schmutzigen Spiel" des Abbas die Rede.

Wer welche Rolle spielte und spielt – das Gericht, dessen Vorsitzender Richter zu Beginn daran erinnert hat, daß es hier allein um die Wahrheitsfindung gehe, ist an eine Aufgabe geraten, für die die Strafjustiz nicht erfunden worden ist. „Wir lassen uns nicht erpressen", lautet das Motto des Prozesses, doch wir werden erpreßt. Goethe lobte im „Faust" das Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei an Sonn- und Feiertagen: „Wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen." Fern in der Türkei ist nichts mehr, Düsseldorf liegt in dieser Strafsache mitten in Beirut.

In der vergangenen Woche wird in Düsseldorf, einen Tag nach dem Auftritt des Kanzleramtsministers, Mohammed Ali Hamadi vorgeführt. Er lehnt jede Aussage ab. Er verbeugt sich vor seinem Bruder, als dieser hereingeführt wird. Er winkt ihm mit gefesselten Händen zu, als man ihn abführt. Die Verteidigung ist auf ihn eingedrungen, er solle ihren Versuch, zu einem Gespräch mit den Entführern zu kommen, unterstützen. Kein Wort von Mohammed Ali Hamadi dazu. Daß die Düsseldorfer mit seinem Bruder Abbas ein wenig besser dran sind als mit ihm, macht er allerdings deutlich. Er sagt, er sei 1968 geboren, Ende Juli. Was war er danach zur Zeit der Taten, die man ihm vorzuwerfen gedenkt, ein Jugendlicher?

Mohammed Ali Hamadi entschwindet, der Hubschrauber knattert mit ihm davon – und es wird bekannt, daß in Beirut eine neue Entführung stattgefunden hat. Ralph Schray, ein Mann mit deutscher und libanesischer Staatsangehörigkeit, ist in die Hände von Geiselnehmern gefallen. Der Fünfte Strafsenat reagiert sofort. Sollte die Geiselnahme in Zusammenhang mit dem Prozeß gegen Abbas Ali Hamadi stehen, so würden „sich die Dinge wahrscheinlich verhärten". Doch was kann noch schlimmer werden?

TELEPHON

Unter Verschluß halten

Ferngespräche werden billiger, die Post rutscht noch schneller in rote Zahlen.

Als Meister der Eigenwerbung ist Christian Schwarz-Schilling bislang noch nicht aufgefallen: Stets, wenn der Bonner Postminister Gutes wollte, wurde hinterher schlecht über ihn geredet.

Vor vier Jahren verzichtete sein staatlicher Kommunikationsbetrieb auf 175 Millionen Mark an Telephongebühren. Über die Gebührensenkung wurde in der Öffentlichkeit kaum geredet; nur über den schließlich gescheiterten Plan, die Münztelephone teurer zu machen.



Postminister Schwarz-Schilling*
Rundum Zorn und Empörung

Vor zwei Jahren verkaufte der Postminister eine weitere Verbilligung beim Telephonieren so ungelenk, daß der Eindruck aufkam, nur Ferngespräche in exotische Weltgegenden würden nun preiswerter zu führen sein. Dank Schwarz-Schilling, hieß es sogar bei den Parteifreunden des Ministers, könne man „endlich billiger mit Papua-Neuguinea telephonieren".

Nun holte Christian Schwarz-Schilling zur deftigsten Gebührensenkung aller Zeiten aus: 1,5 Milliarden Mark weniger sollen die Telephonkunden künftig zahlen. Und noch ehe die Sache überhaupt offiziell verkündet war, gab es rundum Zorn und Empörung.

Die geplanten Tarife seien eine „bodenlose Schweinerei", wetterte die Alten-Organisation „Graue Panther". In der Boulevard-Presse beklagten vorige Woche Omas, daß sie nun – dank Schwarz-Schillings Gebührenpolitik – „noch einsamer" würden.

Die Postgewerkschaft schilt Schwarz-Schilling einer „unsozialen Umverteilung der Telephongebühren". Das geplante Gebührenpaket begünstige „einseitig die Wirtschaft zu Lasten der großen Mehrheit der Telephonteilnehmer".

Dabei hat Christian Schwarz-Schilling durchaus Richtiges gewollt: Die Telephongebühren sollen an die tatsächlichen Kosten angepaßt werden. Und das heißt: Ferngespräche, gegenwärtig grotesk überteuert, sollen deutlich billiger werden; Ortsgespräche, gegenwärtig keineswegs kostendeckend berechnet, werden erheblich teurer.

Christian Schwarz-Schilling hatte den Coup lange und gründlich vorbereitet. Im Sommer 1986 gab der Postverwaltungsrat – Kontrollorgan des Staatsmonopols – einmütig eine Gebührenreform in Auftrag. Sie sollte das Tarifgefälle zwischen den verschiedenen Entfernungszonen abbauen und insbesondere die Ferngespräche verbilligen.

Vor allem Manager und Freiberufler klagen schon lange über die Telephontarife. Nicht nur, daß die Post bislang bei Ferngesprächen übermäßig zulangt; überteuert sind auch, im Vergleich zu den abendlichen Tarifen, Gespräche zu den üblichen Bürozeiten.

Von vornherein war klar: Wenn die heute geldbringenden Ferngespräche billiger werden, fehlen der Post Einnahmen.

Einen Teil des rechnerischen Ausfalls kann das Telephonunternehmen vielleicht dadurch ausgleichen, daß die Bürger künftig, wenn es billiger ist, häufiger als jetzt quer durch die Republik oder gar rund um den Globus sprechen

---
* Bei einer Diskussion über eine geplante Briefmarkenserie mit Frauenporträts.

wollen. Diesen Ansturm verkraftet das Telephonnetz aber nur, wenn die Post es dafür fit macht: Investitionen von rund 4,5 Milliarden Mark werden postintern dafür veranschlagt.

Wenn Einnahmeausfälle beim Fernsprechverkehr und zusätzliche Ausgaben das gelbe Monopol nicht ausbluten sollen, müssen andere Einnahmen her. „Eine Gebührensenkung im Fernbereich“, schrieb der Postminister den Wirtschaftsministern der Länder, erfordere „eine entsprechende Gebührenerhöhung im Nah- und Ortsbereich“.

Würde die Post, wie von der Unternehmenslobby gefordert, entfernungsunabhängige Gebühren einführen, so rechnete Schwarz-Schilling vor, „dann würden Orts-/Nahgespräche etwa zehnfach teurer und Weitverkehrsgespräche etwa vierfach billiger“.

Einen derart „spektakulären Eingriff“ mochte Schwarz-Schilling weder seinem Telephonnetz noch seiner politischen Karriere zumuten. Doch immerhin: Sein jetzt vorgelegter „Tarif 90“ sorgt dafür, daß der Abstand zwischen Einnahmen und Ausgaben deutlich verringert wird. Bislang deckten die Gebühreneinkünfte 138 Prozent der Telephonkosten, zukünftig sollen es 120 Prozent sein.

Billiger werden nach den Plänen der Postler

▷ Gespräche in der Regionalzone (20 bis 50 km): Statt 2,45 Mark werden acht Minuten (zwischen 8 Uhr und 18 Uhr) 1,84 Mark kosten;

▷ Ferngespräche (über 100 km): Drei Minuten im Tag-Tarif werden von 3,45 auf 1,15 Mark verbilligt;

▷ Gespräche zum „Mondscheintarif“ (18 Uhr bis 8 Uhr): Das Acht-Minuten-Gespräch im Regionalbereich wird von 1,64 Mark auf 0,92 Mark ermäßigt, das Drei-Minuten-Ferngespräch von 1,07 auf 0,58 Mark.

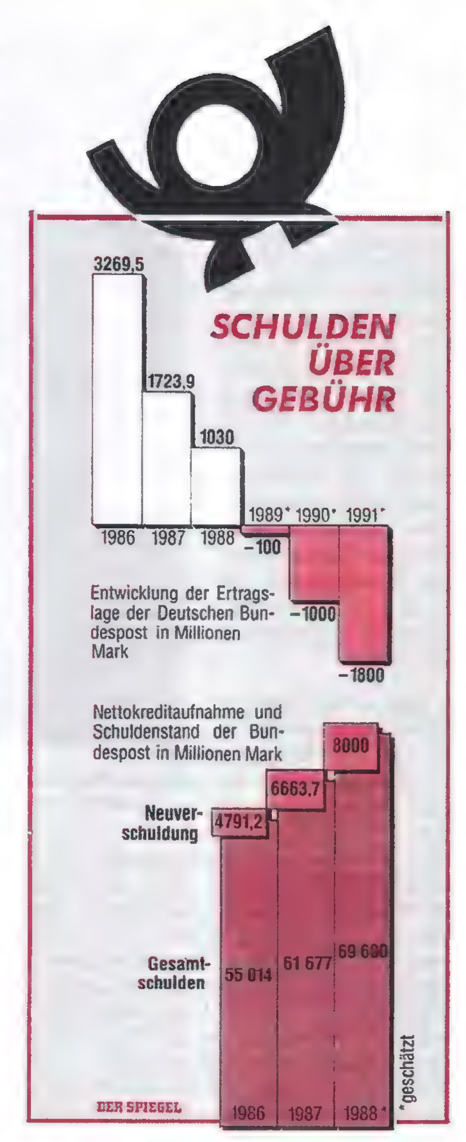
Diese „großen Vergünstigungen für die verschiedensten Gruppen unserer Bevölkerung“ (Schwarz-Schilling) kosten laut Postkalkulation rund 3,5 Milliarden Mark. Wenigstens zwei Milliarden Mark sollen darum durch Preisanhebungen an anderen Stellen wieder hereinkommen.

▷ Teurer werden Orts- und Nahgespräche: Acht Minuten (zwischen 8 und 18 Uhr) kosten heute 23 Pfennig, nach der Erhöhung 46 Pfennig; 16 Minuten werden statt jetzt 46 Pfennig dann 69 Pfennig kosten;

▷ die 20 gebührenfreien Einheiten, die es heute für jeden Anschluß gibt, sollen entfallen (Ausnahme: Sozialtelephone); Kosten im Jahr: 55,20 Mark;

▷ in Telephonzellen soll die erste Einheit drei statt zwei Groschen kosten;

▷ für Anfragen bei der Auskunft wird ein Zeittakt eingeführt; statt 23 Pfennig kostet eine Minute bei dem Fräulein vom Amt dann 92 Pfennig.



Weitere Preiserhöhungen in anderen Bereichen des Schwarz-Schilling-Betriebs werden hinzukommen. Denn bislang subventionierte das Telephon andere Dienste des Unternehmens. Porto-Erhöhungen bei Briefen, Päckchen und Paketen scheinen unausweichlich. Im Postministerium, so Emil Bock, Vorstandsvize der Postgewerkschaft und Verwaltungsratsmitglied beim Monopolbetrieb, würden bereits „deutliche Porto-Erhöhungen ausgearbeitet“, und zwar „noch für 1988“. Die Zeiten, da die Post dank überhöhter Telephongebühren das gewinnträchtigste Unternehmen der Bundesrepublik war, sind ohnedies bald vorüber. Die Gebührenreform beim Telephon, so überfällig sie ist, wird die Fahrt ins Defizit noch beschleunigen.

Schon vor gut einem Jahr mahnte der Finanzsachverständige des Postverwaltungsrats, Deutsche-Bank-Vorstand Friedrich Wilhelm Christians: Die Finanzstruktur des Unternehmens werde „sich weiter verschlechtern“.

Sein Ratskollege Rudi Walther, SPD-Haushaltsexperte im Bundestag, fragte den Postminister, wie er denn „die nach eigener Vorausschau sich ab 1988 abzeichnende Entwicklung in eine höhere Verschuldung der Bundespost aufhalten“ wolle. Christian Schwarz-Schilling wußte es nicht.

Aus Überschüssen von mehr als drei Milliarden Mark im Jahr 1986 werden schon bald turmhohe Verluste. Eine Milliarde Mark Fehlbedarf erwartet die Post schon im übernächsten Jahr. Tendenz: zunehmend (siehe Graphik).

Gleichzeitig wächst der Schuldenberg des Staatsbetriebs. 1986 reichten noch 4,8 Milliarden Mark an neuen Krediten aus, um den Postetat auszugleichen. Für dieses Jahr stehen schon rund acht Milliarden Mark im Plan.

Verständlich, daß Schwarz-Schilling seine Finanzplanungen mit dem Bürokraten-Kürzel „Nur zum Dienstgebrauch (unter Verschluß halten)“ abstempeln läßt. Es kommt schließlich, als Folge der jetzt angekündigten Reform, noch schlimmer: Die Gebührenausfälle von 1,5 Milliarden Mark, die nicht durch Zuschläge an anderer Stelle ausgeglichen werden sollen, sind in der Defizitplanung nicht enthalten.

Noch, allerdings, ist auch keineswegs abgemacht, ob beim Telephon alles so kommt, wie Schwarz-Schilling es gern hätte. Selbst manche seiner Parteifreunde treibt die Sorge um, der Minister entlaste die telephonierende Wirtschaft bei weitem zu üppig. Der Postsprecher der Unionsfraktion, Gerhard Pfeffermann, kommentiert zurückhaltend: „Wir müssen über die Pläne im Verwaltungsrat noch ernsthaft diskutieren.“

Zu reden gibt es in der Tat eine Menge – darüber vor allem, welche Gruppierungen von Schwarz-Schillings neuen Telephontarifen begünstigt, welche benachteiligt werden.

Für eine solche Debatte müßte die Post allerdings ihre Erkenntnisse rausrücken: Wer telephoniert abends oder tagsüber, wer überwiegend nah oder fern? Wie wird der Rentnerhaushalt betroffen, wie die Arztpraxis, wie das Bankhaus?

Bislang weigerte sich das Telephonunternehmen, Untersuchungen über seine Kundschaft und über deren Telephonier-Gewohnheiten publik zu machen. Die Zurückhaltung nährt den Verdacht, daß die Reform-Gewinnler vor allem die Unternehmen sind, die bislang mit tagsüber geführten Ferngesprächen für die Milliarden-Gewinne der Post sorgen. Postgewerkschaftschef Kurt van Haaren: „Der Normalkunde, der Arbeitnehmer, zahlt natürlich die Zeche für die Wirtschaft.“

Die Gewerkschafter haben ausgerechnet: je geringer die Zahl der monatlichen Gebühreneinheiten eines Teilnehmers, um so höher die Belastung durch Schwarz-Schillings Tarif 90.

Gut die Hälfte aller Telephonkunden zahlt monatlich weniger als 50 Mark an die Post. „Die“, so van Haaren, „zahlen alle drauf.“ ◆

BAYERN

Hu is Hu

Ludwig Huber, Präsident der Bayerischen Landesbank, hat sich im „Wienerwald“ verirrt – Ende der Ära eines politischen Multitalents im Freistaat.

Ein Kundiger ließ die Öffentlichkeit immer wieder mal wissen, wie es hinter der abweisend blaugrauen Fassade der Bayerischen Landesbank wirklich zugeht.

„Wildgewordene Beamte“ genehmigten Millionenkredite für „dubiose Immobilienprojekte“ auf „indiskutablen Standorten“, „scheffeln munter Millionenkredite in Länder wie Brasilien und Venezuela“, erzeugten „gigantische Verluste“ und „riesige Schäden“ – und das alles „ohne personelle Konsequenzen“, ja sogar „auf persönliche Anweisung von Präsident Dr. Huber“.

Hinterher gebe es „besten russischen Kaviar“ und „Roederer-Cristal Champagner“. Der edle Saft, ein französisches Produkt, mit dem einst die russische Zarenfamilie beliefert wurde, ist Hubers Hausmarke – unter anderem, weil die Flaschen aus durchsichtigem Weißglas stets den Inhalt erkennen lassen.

Undurchsichtiger las sich ein Kurzprotokoll über fünf April-Tage im Jahre 1986. Die Notizen, beginnend mit einer „Verhandlung K. bei Frau T.“, enthalten eine geheimnisvolle Erklärung: „Hu hat Weisung erteilt, den Kreditantrag T. in die VS nach Vorgespräch Le, M. und K. zu bringen.“ Am vierten Tag ein Intermezzo: „G, Li, Tr bei Hu: Wir nicht! (Hartes Gespräch)“.

Bei den Sitzungen ging es um ein Millionengeschäft: die Verwertung der Überbleibsel des 1982 in Vergleich gegangenen Brathendl-Konzerns „Wienerwald“. Bankchef Huber wird nachgesagt, bei den Verhandlungen private und geschäftliche Interessen vermischt zu haben: Er soll der Münchner Unternehmerin Renate Thyssen, mit der er liiert war, 1986 dazu verholfen haben, den maroden Konzern zu äußerst günstigen Konditionen zu erwerben. Zum Dank, so ein weiterer Vorwurf, habe ihm die Unternehmerin Beteiligungen an zwei „Wienerwald“-Tochtergesellschaften verschafft.



Bankchef Huber, Ehefrau Waltraut
„Häusliche Nestwärme“

Die Enthüllung der Sitzungsprotokolle löste bald einen regen Briefwechsel aus, der das Buchstabenrätsel des Dossiers lösen half. Zum Beispiel ging Landesbankpräsident Ludwig Huber (Hu) in einem Brief an das Finanzministerium ins Detail: Renate Thyssen (Frau T) habe mit dem „sachkundigen Bankenvertreter“ Dieter Krautzig (K) und dessen „zuständigen Bereichsleiter“ Lutz Müller (M) lediglich Vorgespräche geführt. Über den „zuständigen Dezernenten“, das Vorstandsmitglied Alfred Lehner (Le), sei der Kreditvorgang dann in die Vorstandssitzung (VS) gelangt.

Besonders intensiv widmete sich Huber in seinem Drei-Seiten-Brief dem Vorstandskollegen Professor Dr. Gerhard Tremer (Tr), der zusammen mit dem Kollegen Fritz Grasmeier (G) und dem für Auslandsgeschäfte zuständigen Mitvorstand Hans Peter Linss (Li) so heftig bei Huber vorstellig geworden war. Tremer, nebenher auch im Mercedes-Aufsichtsrat, habe „nach eigener Bekundung“ an das Finanzministerium „Informationen gegeben, deren Inhalt und Auswertung ich selbst nicht kenne“.



Ex-„Wienerwald“-Chef Jahn, Käuferin Renate Thyssen
„I brauchat fuchzehn Millionen“

Das von Frau Thyssen wegen Verletzung des Bankgeheimnisses angerufene Bundesaufsichtsamt für das Kreditwesen konnte keine Indiskretionen finden, wohl aber „tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten“ darüber, ob sich Huber in einer Kreditangelegenheit „von sachfremden Motiven“ habe leiten lassen.

Stellungnahme der Landesbank: An Frau Thyssen sei letztlich von der Bayerischen Landesbank ein Kredit „nicht gegeben worden“ und damit das Gerücht über einen Widerstand im Vorstand „eindeutig falsch“; die angebliche Begünstigung von Frau Thyssen sogar „absolut falsch“.

Das Zwei-Seiten-Schreiben genügte offenbar, den Präsidenten voll zu rehabilitieren. Jedenfalls verlängerten die 38 Verwaltungsratsmitglieder einen Monat später, Anfang Dezember 1986, seinen Vertrag einstimmig um fünf Jahre.

Vor dem beginnenden Bundestagswahlkampf im Januar 1987 war die nötige Ruhe wiederhergestellt. Doch allmählich wurden die toten Buchstaben vom April mit Leben erfüllt. Und wie so oft war das wirkliche Leben sehr viel üppiger, verzwickter und schlimmer als die Phantasie von Dossier-Verfassern.

Hinter den „Wienerwald“-Transaktionen steckte nach Erinnerung Hubers der aus Linz in Österreich stammende Friedrich Jahn, der schon unter Finanzminister Ludwig Huber ein Günstling der Freistaats-Regierung gewesen war, aber dennoch mit seinem Brathendl-Weltreich Pleite gemacht hatte.

Die Gläubiger, darunter 25 Banken, hatten die schweizerische Verwertungsgesellschaft Svido mit der Liquidierung des Restvermögens beauftragt. Dazu gehörten außer Immobilien, Hotels und amerikanischen Fast-Food-Stationen die verbliebenen „Wienerwälder“ von Österreich und Deutschland.

Doch nur ein paar verwegene Engländer interessierten sich zeitweilig für das fettige Fiesel-Geschäft. Nur einer war nach wie vor unverdrossen Feuer und Flamme für sein gegrilltes Geflügel und wollte sein ehemaliges Imperium zurückkaufen: Friedrich Jahn. Doch der Pleitier hatte naturgemäß kein Geld, jedenfalls nicht die 40 Millionen Mark, die Svido für den Rückkauf des deutsch-österreichischen Wienerwalds verlangte.

Da entsann sich Jahn seiner früheren Geschäftspartnerin Renate Thyssen, die sich ehedem beim Servieren von Kalbshaxen in Frankfurter Restaurants Fachkenntnisse erworben hatte und wegen ihres privaten Techtelmechtels mit Landesbankchef Huber vielleicht auch Kredit hatte – einen höheren jedenfalls als der disqualifizierte Huhn-Vater Jahn.

Die blonde Kauffrau sollte den „Wienerwald“ als Strohfrau kaufen; eine Option sah eine spätere Übernahme durch Jahn vor. Wie Maßarbeit paßte zu dem Plan, daß die Bayerische Landesbank sowohl auf der Verkäufer- wie auf der Käuferseite tätig werden konnte. Landesbank-Vertreter Krautzig vertrat nämlich in der Svido die Interessen seines Hauses, des zweitgrößten Gläubigers unter den 25 Banken, und hatte so Einfluß auf den Verkaufspreis – sicher kaum ohne Rücksprache mit Landesbankchef Huber. Zu Hause in München betreute Krautzig dann als Finanz- und Kreditberater die Käuferin Renate Thyssen.



„Wienerwald“-Werbung*
„Da lachen ja die Hühner“

Jahns Kalkül ging zunächst auf: Der Preis für die Wienerwald-Holding sank bei der neuen Konstellation von 40 Millionen Mark auf ein Drittel. Danach aber guckte der ehemalige Hendl-Boß in die Backröhre: Er konnte die mit Frau Thyssen vereinbarte Option auf Übernahme des Hendl-Imperiums nicht ausüben – entweder weil die Unternehmerin selber Geschmack an dem Haxl- und Hendlgeschäft gefunden hatte und die Vertragserfüllung geschickt vereitelte oder weil Jahn selbst die stark reduzierte Summe nicht aufbringen konnte.

Reiche Münchner erinnern sich noch heute, wie der Hendl-Händler und Strauß-Freund wenige Tage vor Optionsablauf am 31. August 1987 über bayrische Golfplätze tingelte und jeden wissen ließ: „I brauchat fuchzehn Millionen.“

Er kriegte sie nicht. Dafür waren sich inzwischen Präsident Huber und Frau Thyssen, deren Romanze die Münchner Gesellschaft bewegte, auch geschäftlich noch näher gekommen: Huber wurde Partner bei einer „Wienerwald“-Tochtergesellschaft, nach seinen Angaben allerdings nur mit 7000 Schilling, nur unter Vorbehalt der Genehmigung durch die Landesbank, nur ganz kurz und also eigentlich überhaupt nicht. Nach Recherchen des Finanzministeriums war Huber aber nicht nur mit 7000, sondern mit 56 000 österreichischen Schilling (etwa 8000 Mark) engagiert, und nicht nur bei einer „Wienerwald“-Gesellschaft, sondern bei zweien.

Dies alles mobilisierte nicht nur den Landtag, wo sich inzwischen die Anfragen und Eingaben zum Fall Huber und zur Landesbank-Affäre häufen, sondern auch Finanzminister und Huber-Nachfolger Max Streibl, der seinerzeit alle Hände voll zu tun hatte, um die auch in parlamentarischen Untersuchungsausschüssen nicht völlig geklärte Hinterlassenschaft Hubers ins Lot zu bringen.

Auf einer für Freitag nachmittag letzter Woche anberaumten Verwaltungsratssitzung mit den eher unauffälligen Tagesordnungspunkten „Aktuelle Lage“ und „Verschiedenes“ versuchte der Minister seiner Aufsichtspflicht über die halbstaatliche Bank gerecht zu werden. Daß die Initiative für die Sondersitzung von Huber ausgegangen sei, wie dieser lancieren ließ, beantwortete man in der Umgebung Streibls mit einer zum Thema Wienerwald passenden Floskel: „Da lachen ja die Hühner.“

Huber wies vor dem Verwaltungsrat alle Vorwürfe zurück – und stellte sein Amt zu Ende Februar zur Verfügung. Er wolle, so seine Darstellung, „eine weitere, das Ansehen der Bank beeinträchtigende öffentliche Diskussion vermeiden“. Huber-Vize Alfred Lehner, der die Amtsgeschäfte vorläufig kommissarisch weiterführt, über die Notwendigkeit dieses Schritts: „Die Optik war einfach nicht mehr die schönste.“

Mit dem Rücktritt geht die Ära Ludwig Huber ihrem Ende entgegen. Ein politisches Multitalent des Freistaats hat ausgedient. Ludwig Huber, 59, galt in seinen frühen Karriere-Jahren als „der stärkste Mann nach Strauß“ („FAZ“), der eigentlich nur 40 Jahre alt werden müßte – das gesetzliche Mindestalter, um Ministerpräsident in Bayern zu wer-

* Zeichnung von Franz Josef Strauß.

den. Doch das politische Leben Hubers war von stetem Wandel geprägt. Der Präsident mit seinem g'schlamperten Verhältnis zu einer mehrmals geschiedenen Frau hatte sich einst als Jungpolitiker „im Dienst am Wahren, Guten, Schönen und Heiligen" verzehrt.

Als er 1964, „am 7. Oktober nachmittags" (Huber), den wegen dubioser Rechtskommentare in der Nazi-Zeit ins Zwielicht geratenen Kultusminister Theodor Maunz ablöste, war Huber der jüngste Minister der Republik – und wohl auch der rückständigste. Nur schweren Herzens und unter Seelenqualen mochte er sich von der „häuslichen Nestwärme" trennen, die ihm seine Dorf- und Zwergschulen zu garantieren schienen.

Doch die Verbindung mit dem konservativen Klüngel der Partei verlieh Huber den Mut und die Kraft, auch schon mal gegen den immer übermächtigen Parteivorsitzenden Franz Josef Strauß aufzubegehren. Als dieser Anfang der sechziger Jahre, von Affären gebeutelt, Ministerpräsident in Bayern werden wollte, muckte Huber auf – nach Landesart doppelsinnig und hinterfotzig. „Ich erwarte, daß Strauß in der Fibag-Affäre völlig rehabilitiert wird", postulierte der gelernte Staatsanwalt Huber (zuständig für Bestechungen und Amtsdelikte), und fügte dann schnell hinzu: „Dann besteht kein Grund, ihn von Bonn wegzuholen."

Strauß kam nach Bayern, und der freche Huber wurde nicht Ministerpräsident, sondern nur Bankpräsident, als der er allerdings dreimal soviel verdient. Für den Fall seines Falles hat er den Mächtigen und Geschäftstüchtigen im Lande schon Ungemach angekündigt: „Ich gehöre nicht zu jenen, die Provisionen genommen haben." In der Umgebung von Strauß und Streibl, seinen Hauptwidersachern, werden die Andeutungen erst mal nicht ernst genommen: „Der hat nix, der pokert nur."

Das wird sich erweisen. Vielleicht kursieren demnächst Dossiers mit ganz neuen Buchstabenkombinationen, die genaueren Aufschluß geben über die Engagements in Luxemburg, Österreich und der Schweiz.

Vielleicht kommen aber endlich auch jene Geheimpapiere zum Vorschein, die bisher nicht einmal in mehreren parlamentarischen Untersuchungsausschüssen geknackt werden konnten: das von Huber-Freund und Ex-Staatsschutzchef Hans Langemann mit rotem Kugelschreiber abgefaßte Tagebuch, in dem es sogar um Schürfrechte für Uran gehen soll, dem Stoff, aus dem die Bombe ist, die Subventionen für das Strauß-Lieblingsprojekt Airbus oder der Hinweis auf Schmiergeld von Lockheed.

Unter Verschluß liegt auch noch ein etwa 50 Seiten starkes „Huber-Dossier" aus dem Hause Streibls, das sich nach dem Eindruck der ganz wenigen Kenner lesen soll „wie Science-fiction".

WACKERSDORF

Bruch im Keller

Auch nach dem Urteil des Münchner Verwaltungsgerichtshofs halten Bonn und Bayern am Konzept der Wiederaufarbeitung fest. Die Gegner hoffen auf Baustopp.

In der ZDF-Talkshow „live" hatte Bundesumweltminister Klaus Töpfer (CDU) am letzten Donnerstag allerhand zu erdulden. Bis kurz vor Mitternacht suchte ihn der streitbare Atomwissenschaftler Klaus Traube zu nageln: Der Minister solle doch endlich das Projekt Wackersdorf aufgeben. „Diesen Unsinn mit der Wiederaufarbeitung", schlug Traube vor, „den begraben wir jetzt mal."



WAA-Gegner Schuierer
„Vertrauen erschüttert"

Tags darauf wird sich der Minister des nächtlichen Ratschlags erinnert haben. Aus München kam überraschend die Kunde, daß nun auch der Bebauungsplan für die Wiederaufarbeitungsanlage (WAA) in Wackersdorf vom Bayerischen Verwaltungsgerichtshof (VGH) für null und nichtig erklärt worden war.

„Unter Verstoß gegen das bauleitplanerische Abwägungsgebot", so die Begründung von Richter Richard Metzner, Vorsitzender des 22. VGH-Senats, habe das zuständige Landratsamt die „gebotene Abwägung der mit dem Vorhaben unvermeidbar verbundenen Risiken aus ionisierender Strahlung" verabsäumt. Der Kläger, Landwirt Michael Meier aus dem Dörfchen Altenschwand, verließ den Gerichtssaal mit Beifall und Blumen.

WAA-Gegner frohlockten bundesweit. Bonner Grüne verkündeten postwendend „das Ende für Wackersdorf", SPD-Chef Hans-Jochen Vogel empfand „Befriedigung und Genugtuung". Hubert Weinzierl, Chef des Bundes für Umwelt und Naturschutz, appellierte an Kanzler Helmut Kohl, nun endlich per WAA-Verzicht zu bekennen, „daß Sie niemals Atomwaffen herstellen wollen".

Im Töpfer-Ministerium, durch die „überraschende Entscheidung" überrumpelt, suchten Beamte die Folgen des Urteils für das Bonner Atomprogramm herunterzuspielen: Die Baugenehmigungen für die WAA hätten weiterhin Bestand, das Verfahren sei nur ein baurechtliches Geplänkel. Tatsächlich jedoch ist der Bau der Atomfabrik im Taxölderner Forst gefährdeter denn je.

Schon beim atomrechtlichen Genehmigungsverfahren mußten die Betreiber des Projekts, die Deutsche Gesellschaft für Wiederaufarbeitung von Kernbrennstoffen (DWK) und die bayrische Staatsregierung, schwere Niederlagen hinnehmen. Die erste Teilgenehmigung und das mit ihr verknüpfte „vorläufige positive Gesamturteil" des Umweltministeriums waren im letzten April vom Münchner VGH kassiert worden. Trotzig hatte die DWK daraufhin verkündet: „Wir bauen mit Baurecht."

Die bayrischen Ministerien teilten die Rechtsauffassung der WAA-Bauer aus Hannover. „Die rechtliche Grundlage", verlautbarte Josef Vogl, WAA-Genehmiger des Münchner Umweltministers Alfred Dick, noch im Herbst, „ist der Bebauungsplan und die Baugenehmigungen auf der Grundlage des Bebauungsplans." Den könne die Gemeinde nur noch umstoßen, „wenn die DWK da jetzt eine Keksfabrik errichten wollte".

Die Regierenden in München hatten nicht ernsthaft damit gerechnet, bei Gericht erneut einzubrechen, zumal der VGH in einer Eilentscheidung Ende 1985 prognostiziert hatte, daß der Bebauungsplan für Wackersdorf wohl „nicht für nichtig zu erklären sein wird".

Entsprechend konsterniert reagierte das Bayerische Innenministerium denn auch auf die VGH-„Überraschung" und schalt das Gericht, weil es zuvor strittige „Rechtsfragen von grundlegender Bedeutung" nicht geklärt habe. Auch WAA-Förderer Vogl zeigte sich „überaus erstaunt". Der Umwelt-Beamte fürchtet vor allem den verheerenden Eindruck in der Öffentlichkeit, wenn nun trotz aller Niederlagen weiter an der WAA gebaut wird: „Verstehen tut das kaum noch jemand."

Aber gebaut wird weiter. Trotz juristischer Schlappen steht der DWK und ihren Genehmigern ein letzter Ausweg offen. Dank eines im Juli letzten Jahres in Kraft getretenen Passus des Baugesetzbuches genießen Bauvorhaben, die der „Entsorgung radioaktiver Abfälle" dienen, spezielle Privilegien. Künftig, triumphiert das Münchner Innenministe-

rium, könnten „Baugenehmigungen für eine Wiederaufarbeitungsanlage auch ohne Bebauungsplan erteilt werden".

Der Würzburger Anwalt des Klägers, Wolfgang Baumann, ist allerdings überzeugt, daß der letzte Joker der Genehmigungsbehörden nichts taugt: „Der Keller des Genehmigungsgebäudes", so der Anwalt, „ist zusammengebrochen." Sehr wohl müsse nun ein neuer Bebauungsplan aufgestellt werden. Baumann: „Sofortiger Baustopp ist angesagt."

Die entsprechende Anordnung könnte vom Schwandorfer Landrat Hans Schuierer (SPD) kommen. Doch Schuierer, aktiver Gegner des WAA-Projekts, zögert noch, den „Unsinn" im nahen Wald zu beenden. Er hat die Erfahrung gemacht, „daß es in Bayern leichter ist, eine Atomanlage zu bauen als eine Garage oder ein Einfamilienhaus". Amtshandlungen Schuierers gegen die WAA wurden stets von übergeordneten Behörden ins Gegenteil verkehrt.

Der Landrat hofft, daß zumindest die Genossen in Wackersdorf nunmehr „mit anderen Gefühlen" handeln – der Wakkersdorfer Gemeinderat hat bis dato, obwohl SPD-majorisiert, immer wieder im Sinne Münchens entschieden. Jetzt, glaubt Schuierer, sei wohl auch „deren grenzenloses Vertrauen erschüttert".

Die Chance ist gegeben. Denn selbst Umweltminister Dick, bekannt durch das demonstrative Vernaschen eines Löffels voll radioaktiver Molke, scheint auf Dauer nicht gewillt, die Dreckarbeit im Atomgeschäft zu machen. Die Bundesregierung, so klagte der Minister erst vorvergangene Woche mit Blick auf den Kollegen Töpfer, solle endlich die Atommüllfrage in den Griff bekommen: „Es ist ein Jammer, wie die in Bonn da seit Jahren herumzipfeln."

PARTEISPENDEN

Wichtiger Wanderzeuge

Anstehende Spenden-Prozesse bedrohen die weitere Karriere des Grafen Lambsdorff.

Der 18. Dezember 1987 war für Otto Graf Lambsdorff ein denkwürdiger Tag. Schon bei der Anfahrt nach Stuttgart gab es Ärger. Nahe Karlsruhe blieb er mit seinem gepanzerten Mercedes in einem Stau stecken. Auch sein Termin verlief wenig erfreulich.

In einem Vier-Augen-Gespräch trug der Liberale einem alten Bekannten, dem Industriellen Hans L. Merkle, eine Bitte vor. Sie betraf einen speziellen Aspekt der Parteispenden-Affäre.

Dem Bosch-Aufsichtsratsvorsitzenden war von der Stuttgarter Staatsanwaltschaft ein Strafbefehl wegen Steuerhinterziehung angedient worden. Doch das Angebot, zu zahlen und den Fall geräuschlos zu erledigen, lehnte der Firmen-Patriarch ab. Er will es auf einen Prozeß ankommen lassen.



Geldeintreiber Graf Lambsdorff
Bittsteller bei Managern

Wortreich insistierte der Graf, Merkle solle doch den Strafbefehl akzeptieren. Ein Prozeß mit großem öffentlichen Echo könne auch nicht in seinem Interesse sein. Außerdem seien die Chancen, vor Gericht besser wegzukommen, nicht besonders gut. Doch Merkle blieb hart. Er denke nicht an Rückzug, wies er das Ansinnen zurück, er werde vor Gericht kämpfen.

Nach der Abfuhr versuchte es Lambsdorff in Düsseldorf beim Waschmittelkonzern Henkel. Gegen den Aufsichtsratsvorsitzenden Konrad Henkel ist ein Strafbefehl beantragt worden: 360 Tagessätze zu je 10 000 Mark. Mit dem Strafantrag hatten sich die Staatsanwälte an die äußerste Grenze der gesetzlich erlaubten Geldstrafe begeben.

Lambsdorff beschwor Henkel, das Verdikt der Justiz still zu akzeptieren, aber der 72jährige lehnte ab. Er empfindet den Strafantrag der Staatsanwälte als „unakzeptabel". Er wolle nicht, erklärte er Vertrauten, in „die Geschichte als der Mann eingehen, der den Strafbefehls-Rekord hält". Er lasse sich nicht „kriminalisieren". Politiker wie Lambsdorff, Kohl, Scheel oder der jetzige Bundespräsident von Weizsäcker hätten ihn in die Bredouille gebracht. Er habe deren Beteuerungen von der Unbedenklichkeit der Spendenwege vertraut.

Seit Wochen ist Lambsdorff auf Überredungstour. Wie Merkle und Henkel suchen rund zwei Dutzend Firmenmanager und Industrielle vor Gericht die Klärung ihres Parteispenden-Falls – vom Kölner Versicherungsunternehmer Hans Gerling bis hin zum Präsidenten des Deutschen Industrie- und Handelstages, Otto Wolff von Amerongen.

Die Fälle bringen Lambsdorff auf Trab, weil der rechtskräftig verurteilte Spendenjongleur der FDP damit rechnen muß, zu fast jedem Prozeß als Zeuge geladen zu werden. Keiner kannte so gut wie der ehemalige Schatzmeister der NRW-FDP die dunklen Wege der Spendenmillionen. „Hunderte von Vorbestraften", erklärte der frühere Flick-Gesellschafter Eberhard von Brauchitsch, säßen „an der Spitze großer deutscher Unternehmen". Sie hätten sich „per Briefkuvert" aburteilen lassen.

Die Auftritte vor Gericht wären nicht gut für die Reputation des Grafen und schädlich für sein politisches Comeback. Denn Lambsdorff möchte, wenn Martin Bangemann nach Brüssel wechselt, so gerne Parteichef der FDP werden, müßte sich aber etliche Tage für Gerichtstermine freihalten. Industrielle spotten bereits, daß der frühere Spendeneintreiber als wichtiger „Wanderzeuge" durch deutsche Gerichtssäle ziehen muß.

Überdies kann der Freidemokrat das Risiko solcher Auftritte nicht kalkulie-





Geldgeber Merkle, Henkel: Abfuhr für den Grafen

„Geldstrafe gerade noch angemessen“

Lambsdorffs Rolle als FDP-Schatzmeister/Auszüge aus dem Urteil des Landgerichts Bonn

Der Angeklagte Dr. Graf Lambsdorff hat sich nach den getroffenen Feststellungen

▷ der tateinheitlich begangenen fortgesetzten gemeinschaftlichen Hinterziehung von Körperschaft- und Vermögensteuer,

▷ der fortgesetzten gemeinschaftlichen Beihilfe zur Hinterziehung von Körperschaft- und Gewerbesteuer sowie

▷ der Beihilfe zur Hinterziehung von Körperschaftsteuer

schuldig gemacht.

Aufgrund seines im Jahre 1968 gefaßten Entschlusses, dem FDP-Landesverband NRW durch Zwischenschaltung steuerbegünstigter Organisationen auf Dauer ein erhöhtes Spendenaufkommen zu sichern, nahm der Angeklagte in der Zeit von 1968-1977 entscheidenden Anteil daran, daß die Vereine GfEW, IWC, IWV und GFFM* den zuständigen Finanzämtern eine satzungsgemäße Geschäftstätigkeit vortäuschten und hierdurch ihre Steuerbefreiung als Berufsverbände bzw. gemeinnützige Vereinigungen erreichten und längere Zeit aufrechterhalten konnten.

Der Angeklagte ist als Mittäter dafür verantwortlich, daß die Vereine den Finanzämtern falsche Angaben machten. Er handelte gemeinschaftlich mit dem Landesgeschäftsführer Rieger und den Vereinsgeschäftsführern Diewerge, von Stojentin und Dr. Patterson. Dabei nahm er als Landesschatzmeister die herausgehobene Stellung ein.

Er lenkte den Finanzierungsapparat hauptsächlich durch enge Abstimmung mit den Geschäftsführern und beteiligte sich auf diese Weise maßgeblich an der zielgerichteten Gestaltung eines Belegsystems, mit dem die Voraussetzungen dafür geschaffen wurden, daß die tatsächlichen Zwecke der Vereine wirkungsvoll verschleiert werden konnten.

Durch die falschen Angaben gegenüber den Finanzämtern sind Steuern verkürzt worden. Im Bereich der Vereine entfalteten Dr. Graf Lambsdorff bzw. seine von ihm geleiteten Mitarbeiter Aktivitäten, die weit über das Maß hinausgingen, das zur Erfüllung des Straftatbestandes der Steuerhinterziehung erforderlich ist.

Im Rahmen einer sorgfältigen Planung, die so wenig wie möglich dem Zufall überließ, wurden Wege zur verschleierten Mittelabführung an den Landesverband eröffnet, die so geschickt angelegt waren, daß sie selbst bei den von den Finanzämtern Bonn und Neuwied durchgeführten Betriebsprüfungen nicht aufgedeckt und insgesamt mehr als zehn Jahre lang genutzt werden konnten.

Dem Angeklagten (ist) das zweifelhafte Verdienst zuzurechnen, für eine noch breitere Streuung der Transferstationen im In- und Ausland gesorgt und damit eine noch bessere Tarnung des Ausgabeverhaltens der Vereine ermöglicht zu haben.

Erschwerend kommt hinzu, daß der Angeklagte zum Zweck der Überwindung der bei der Betriebsprüfung der GfEW im Jahre 1971 aufgetretenen Schwierigkeiten seine politischen Beziehungen nutzte und durch persönliche Intervention bei dem rheinland-pfälzischen Finanzminister Gaddum erreichte, daß die abschließende Behandlung der Angelegenheit um ganze vier Jahre hinausgezögert wurde.

Strafverschärfend muß weiterhin berücksichtigt werden, daß Dr. Graf Lambsdorff die Serie der Irreführungen der Finanzbehörden noch fortsetzte, nachdem die Anfang 1975 beendete Betriebsprüfung zu dem Ergebnis geführt hatte, daß sich die GfEW wegen der hohen Zahlungen an politische Gruppierungen nicht als Berufsverband betätigte.

Zuungunsten des Angeklagten fällt ferner der lange Tatzeitraum ins Gewicht, der sich von Herbst 1968 bis zum Herbst 1977 und damit auf die außerordentlich lange Dauer von neun Jahren erstreckte.

Wenn die Kammer trotz des erheblichen Gewichts der bei beiden fortgesetzten Taten festzustellenden Strafverschärfungsgründe die Verhängung einer hohen Geldstrafe für gerade noch angemessen hält, so beruht dies auf folgenden Erwägungen: Die Strafverfolgung nähert sich dem Zeitpunkt der absoluten Verjährung.

Schon im Hinblick auf diese zeitlichen Aspekte verlieren die mit der Strafe verfolgten Zwecke der Sühne und Abschreckung deutlich an Gewicht. Zudem hat der Angeklagte bereits durch das Strafverfahren selbst erhebliche Nachteile erlitten.

Stern

„Ich fürchte, auch Sie werden mir nicht helfen können, Herr Doktor – es ist Vollmond, und die Staatsanwälte sind wieder da!“

* Gesellschaft für Europäische Wirtschaftspolitik (GfEW), Internationaler Wirtschaftsclub (IWC), Internationale Wirtschaftspolitische Vereinigung (IWV), Gesellschaft zur Förderung der Freien Marktwirtschaft in Europa (GFFM).



Geldeintreiber Kiep
Nach Richterspruch genügsamer

ren, möglicherweise kommen im Gerichtssaal weitere Details über die illegale Parteienfinanzierung ans Licht.

Nach den ersten Parteispenden-Prozessen ist die Stimmung zum Nachteil des Grafen umgeschlagen. Im Unternehmer-Lager wächst der Unmut darüber, daß die Politiker, die Erfinder der Geldwaschanlagen, bislang nahezu ungeschoren davongekommen sind. Er sei von den Politikern „im Regen stehengelassen worden“, klagt der Kölner Industrielle John-Werner Madaus (112 500 Mark Strafe). Der Düsseldorfer Fabrikant Viktor Langen setzte sich nach einem Steuerurteil (150 000 Mark) enttäuscht in die Schweiz ab.

Der Karstadt-Manager Theodor Althoff hat bis heute nicht verwunden, daß eine ihm zugedachte Verleihung des Bundesverdienstkreuzes abgesagt wurde, weil tags zuvor sein Strafbefehl bekanntgeworden war. Er mußte abends die Gäste für die geplante Feier telephonisch wieder ausladen.

Die Politiker ließen ihre einstigen Geldgeber im Stich. Bei Zeugenauftritten vor Gericht oder vor Untersuchungsausschüssen verweigerten sie entweder wegen eigener noch ausstehender Verfahren die Aussagen, oder es fehlte ihnen die Erinnerung – allen voran Bundeskanzler Kohl, dessen schwammige Äußerungen vor einem Mainzer Parteispenden-Ausschuß sogar zu einem Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der uneidlichen Falschaussage führten.

Auch Lambsdorff hat diese Verteidigungslinie gewählt, aber bei ihm zieht es nicht mehr. Der Freidemokrat hat als einziger Politiker seinen Prozeß hinter sich und die Revision zurückgezogen; das Urteil wurde rechtskräftig, der Liberale muß jetzt als Zeuge aussagen.

Das Bonner Landgericht hat den Grafen wegen seiner Spendenmanipulation zu 500 Tagessätzen à 360 Mark verurteilt. Der Strafkammer-Vorsitzende Hans-Henning Buchholz erklärte, der Graf habe eine „besondere Beharrlichkeit“ bei seinen Straftaten an den Tag gelegt (siehe Kasten Seite 108).

Vom Vorwurf der Bestechlichkeit ist Lambsdorff zwar freigesprochen worden, aber es war kein Freispruch erster Klasse. Das Gericht behielt, so steht es im Urteil, den „erheblichen Verdacht“, daß hohe „Barzahlungen tatsächlich“ geflossen sind (SPIEGEL 44/1987).

Die Wirtschaftsbosse, die der FDP mit Millionen-Zuwendungen geholfen haben, wollen nicht mal den Makel des Steuerstraftäters auf sich sitzen lassen. Deshalb sei es „wenig schön“, sagt ein Bankier aus Frankfurt, daß Lambsdorff „jetzt die bedrängt, die ihm mal geholfen haben“.

Ausgerechnet Henkel und Merkle waren es, die Lambsdorff in seiner schlimmsten Krise zur Seite standen. Demonstrativ holte ihn Merkle kurz vor dem Bonner Prozeß in ein Zürcher Bosch-Komitee, wo auch Henry Kissinger ein Zubrot verdient. Lambsdorff damals: „Das hat sehr gut getan.“ Und Henkel ließ ihm noch 1983, als die Staatsanwälte schon zwei Jahre ermittelten, 25 000 Mark auf ein Wahlkampfkonto überweisen.

Verblüfft registrieren auch ehemalige Schatzmeister-Kollegen, wie glatt der Graf beim Kampf um den Parteivorsitz seine Vergangenheit bewältigt. „Ich habe den Eindruck“, erklärte Lambsdorff, „daß diese Verurteilung, die ja eines Tatbestands wegen erfolgte, der ausschließlich im Interesse der Finanzierung der Partei lag, kein Hindernis darstellt.“

CDU-Schatzmeister Walther Leisler Kiep weist gelegentlich süffisant darauf hin, daß Lambsdorffs FDP auch noch nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1979 weiter kassiert habe. Die Richter hatten das Geldwaschen über gemeinnützige Vereine zum wiederholten Male ausdrücklich untersagt. Kiep stellte damals seine gesetzeswidrigen Aktivitäten ein.

Auch der rasche Verzicht Lambsdorffs auf Revision kam für die Spendeneintreiber überraschend. Als während des Flick-Prozesses in Bonn das Gerücht umging, die Staatsanwälte wollten sich in den Verfahren gegen Kiep und dessen Generalbevollmächtigten Uwe Lüthje mit Strafbefehlen begnügen, hatte sich Lambsdorff bei Lüthje gemeldet. Der Graf, der damals auf der Anklagebank saß, forderte energisch, den Kampf nicht aufzugeben. Lüthje dürfe nicht einlenken, notfalls müsse man „vor den Europäischen Gerichtshof ziehen“.

Bald wird feststehen, wer von den Spendenmanipulateuren vor Gericht

muß. Engste Vertraute Lambsdorffs wie die Geldbeschaffer Joachim-Friedrich von Stojentin, Friedrich Karl Patterson sowie der jetzige NRW-Schatzmeister und Bundestagsabgeordnete Hans Gattermann müssen ebenso mit einer Anklage wegen Steuerhinterziehung rechnen wie Kiep und Lüthje.

Bei den anstehenden Prozessen, vermuten Kassenverwalter der Parteien, werde die bedeutende Rolle Lambsdorffs im Spendengeschäft noch einmal deutlich. Alte Loyalitäten gelten dann womöglich nicht mehr. Er werde vor Gericht, droht ein Ex-Geldwäscher, offen darüber reden, wie die FDP in den siebziger Jahren plötzlich zu Millionen gekommen sei. Der Fall sei bislang unbekannt, das Code-Wort heiße „Clara“.

SOZIALDEMOKRATEN

77 senkrecht

Das Lösungswort „Frahm“ im Kreuzworträtsel der vorletzten Ausgabe des sozialdemokratischen „Vorwärts“ nahmen rechte Sozis zum Anlaß für scheinheilige Empörung.

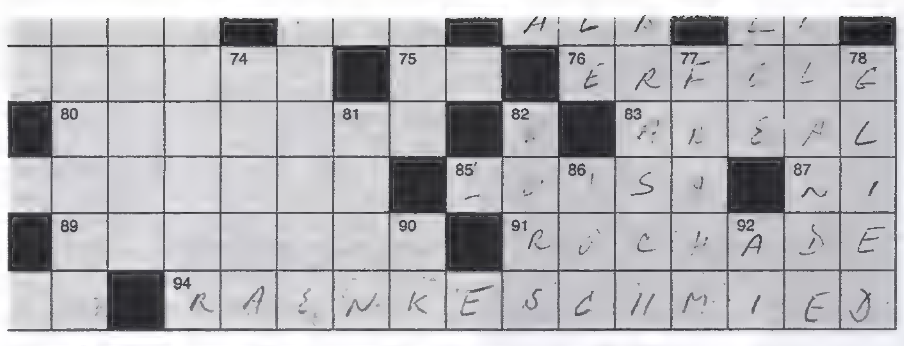
Zerknirscht meldete sich Günter Verheugen, seit vier Monaten Chefredakteur des sozialdemokratischen „Vorwärts“, vergangene Woche bei seinen „lieben Leserinnen und Lesern“. Er habe „Anlaß, mich bei Ihnen allen zu entschuldigen“. Der Wochenzeitung sei eine „böse Entgleisung“ unterlaufen. Verheugen: „Der Teufel steckte, wo auch ich ihn nicht gesucht hatte: Im Kreuzworträtsel in Frage 77 senkrecht.“

Da waren nämlich fünf freie Felder, die mit dem Geburtsnamen des Ehrenvorsitzenden Willy Brandt gefüllt werden sollten. Und obwohl die Lösung, vom Alten persönlich autorisiert, seit Jahren im deutschen „Who's Who“ zu finden ist („Brandt, Willy eigtl. Herbert Frahm“), verursachten die fünf Buchstaben FRAHM auf der Rätselseite der sozialdemokratischen Traditionszeitung groteske Reaktionen. Verheugen mußte das Büßerhemd anziehen, um den „Teufel“ wieder auszutreiben.

Denn die „Panne zum ungünstigsten Zeitpunkt“ (Verheugen) bot SPD-Rechtsauslegern wie IG-Chemie-Chef Hermann Rappe und Bundestagsvizepräsidentin Annemarie Renger einen willkommenen Anlaß zu wohlfeiler Entrüstung: Einerseits konnten sie sich über den ungeliebten „Vorwärts“ aufregen und zugleich den ungeliebten Ehrenvorsitzenden scheinheilig in Schutz nehmen.

„Der ‚Vorwärts‘“, ereiferte sich die alte Brandt-Widersacherin Renger, habe „die Mehrheit der SPD beleidigt“.

Es muß wohl wieder mal die schweigende Mehrheit gewesen sein. Außer Renger und Rappe („Eine Ferkelei erster Güte“) nahmen nur drei „Vorwärts“-Leser schriftlich Anstoß. Brandt, unterwegs in Europa, erfuhr erst vier Tage nach Erscheinen des Wochenblatts von seiner Frau Brigitte, daß er beleidigt zu sein habe – und war es dann auch.



„Vorwärts“-Kreuzworträtsel (Ausriß): „Ferkelei erster Güte“?

Denn „Brandt alias Frahm“ (Konrad Adenauer) war in den frühen sechziger Jahren die Kampfparole der Rechten – eine Anspielung auf den unehelich geborenen Emigranten, der gegen die Hitlerei, noch dazu in norwegischer Uniform, Widerstand geleistet hatte.

Die schmierigen Diffamierungen von einst hatte kürzlich sogar CDU-Weißwäscher Heiner Geißler bedauert, als er versuchte, die Partei vom Schmutz der Barschel-Affäre zu säubern. Daß ausgerechnet das SPD-Blatt die Parole von rechts ins linke Rätsel rückte, verdroß den 73jährigen Brandt sehr.

Verheugen hatte Mühe, seinem Gönner klarzumachen, daß hinter den fünf Buchstaben keine politische Kampagne steckte, sondern nur die pure Unwissenheit einer Generation, der die jüngste Geschichte nicht präsent sei.



Jugendlicher Herbert Frahm (1932)
Schmierige Diffamierungen

...2.. Insel **63** Rosettenpflanze **66** Spielkarte **67** Insel im Pazifik **68** Wilhelm-Busch-Figur **70** dt. Schriftsteller **74** dt. Schriftsteller des 18. Jhds. **74** Schwanenblumengewächs **77** Ehrenvorsitzender der SPD **78** Körperteil **81** Meerrettich **82** Richtung **84** Erwiderung auf ein Kontra **86** Sportverein **90** Segerkegel (Abk.) **92** Faultier

„Frahm“ habe die 28jährige Rätsel-Autorin, eine „glühende Anhängerin Brandts“, deshalb als Lösungswort gewählt, um das Rätsel „etwas schwieriger zu machen“. Auch der fast gleichaltrige Redakteur, der die Rätselecke verantwortet, habe die Historie der Frahm-Diffamierung nicht gekannt.

Tatsächlich war es weniger die fast vergessene „Frahm“-Kampagne, die Renger und Co. auf die Barrikaden trieb und den „Vorwärts“ ins Gerede brachte. Die zwei Rechten, die sich als Verteidiger des Ehrenvorsitzenden aufspielten, haben ganz andere Motive: Beide nutzten die „Vorwärts“-Pannen, um von ihrer tätigen Mitwirkung an der Demontage des einstigen SPD-Chefs abzulenken.

Rappe revanchierte sich außerdem für eine Schmach, die ihm der „Vorwärts“ – ebenfalls in der Rätsel-Ecke – zugefügt hatte. Damals war nach einem „schwarzen Gewerkschafter“ gefahndet worden – eine ironische Anspielung auf den Namen Rappe, die er als Attacke auf seine Gesinnung deutete.

Andere Genossen, wie der Ex-Schatzmeister Friedrich Halstenberg, stänkerten hintenherum: „Kann sich die Partei ein Defizit-Unternehmen leisten?“

Chefredakteur Verheugen hielt dagegen, sein „Vorwärts“ sei im Aufwärtstrend. Die Auflage von rund 44 000 sei um fünf Prozent gestiegen. Ende 1988 könne das Blatt „in der Gewinnzone“ sein.

Eine prominente Abonnentin hat das Blatt im letzten Bundestagswahlkampf verloren: Brandts Ehefrau Brigitte. Die hatte sich über den „Vorwärts“ erregt, weil der ihrem Mann Willy eine öffentlich geäußerte Korrektur des unrealistischen Wahlziels einer absoluten Mehrheit vorgehalten hatte.

Deshalb gibt es jetzt ein neues „Vorwärts“-Rätsel: Wie konnte Frau Brandt sich über die Frage 77 senkrecht aufregen, wo sie doch den „Vorwärts“ gar nicht mehr liest? ◆

11 527 204 KINDER WOLLEN KEIN TENNIS-CHAMPION WERDEN!



WAS SOLL NUR AUS DIES



VIELLEICHT EIN SUPER-STRAXER!

Carrera ist die ernstzunehmende Alternative für die Talente zwischen drei und jedem Alter.
Carrera ist kein Kinderspiel – keine Fertig-Fiction, kein Instant-Erlebnis, kein Spaß von der Stange.

EIN STRUXI-VERKEHRS-EXPERTE!

Carrera fördert die Fähigkeiten!
Denn Carrera produziert nicht das Zeug zum Spielen, sondern die Trainingsgeräte für die Kreativen, Geschickten, Sportlichen und Intelligenten.

SEN KINDERN WERDEN?





EIN AEROBIE-CHAMPION!

ODER EIN CARRERA PROFI!

Und wer jetzt trainiert, bringt sich selbst nach vorn.



KOMM ZUM CARRERA-TRAINING



Deutschlands Nachwuchs baut den Superstrax!



Strax ist das Spiel der unendlichen Möglichkeiten. Voller Action und Spannung, zum Stecken, Starten und Staunen.
Ein Heidenspaß für aufgeweckte Mädchen und Jungs, die ihre Phantasie voll ins Spiel bringen, die lieber selbst bauen als zuschauen und bei denen es gern mal drunter und drüber geht.
Mit Strax kann jeder seine Fähigkeiten voll entfalten.
Mit Strax ist einfach alles möglich.
Deshalb kommt jetzt auf Deutschlands Nachwuchs ein riesiges Vergnügen zu: der Bau des Super-Strax!
Wenn Sie mehr darüber wissen wollen, schicken Sie uns einfach Ihren Coupon.

Name: Alter:

Straße: PLZ/Ort:

(Bitte ausfüllen, ausschneiden und an Carrera senden)



Der erste Struxi-Verkehrs-lehrgang für 3-jährige ist da!



Mit Struxi wird der tägliche Verkehr spielend gemeistert. Bei Struxi werden die Fußgängerüberwege benutzt, wird bei Rot gehalten und auf Zeichen des Polizisten geachtet. Ein pädagogisch wertvolles Spiel mit vielen Aus- und Aufbaumöglichkeiten, bei dem schon die 3- bis 5-jährigen schnell lernen, worauf's später auf dem Schulweg ankommt.
Und damit spielend und mit großem Engagement beim Bauen gelernt werden kann, veranstalten wir jetzt den ersten Verkehrslehrgang unter der Leitung eines Verkehrs-Psychologen für 3-jährige.
Wen dieser Lehrgang interessiert, der schickt uns bitte einfach diesen Coupon.

Name: Alter:

Straße: PLZ/Ort:

(Bitte ausfüllen, ausschneiden und an Carrera senden)

Carrera AEROBIE®

Alle fiebern der Aerobieade '88 entgegen!



Aerobie ist der Superring, auf den jetzt alle fliegen. Der Wahnsinns-Weitwurf-Ring, bei dem der Weltrekord auf sage und fliege 339 m steht! Aufgestellt von Tom McRann im Stanford Stadion in Palo Alto, Kalifornien.
Und im Guiness Book of Records genannt.
Ein aerodynamisches Wunder, bei dem Spiel, Spaß und Sport zu einer runden Sache werden. Mit Aerobie läßt man einfach alles hinter sich.
Damit jetzt jeder zeigen kann, was in ihm steckt, starten wir das heißeste Wettkampfspiel des Jahres: die Aerobieade '88!
Trainieren Sie und holen Sie den Aerobie-Weltrekord nach Deutschland.
Wollen Sie mehr darüber wissen? Dann senden Sie uns bitte einfach diesen Coupon.

Name: Alter:

Straße: PLZ/Ort:

(Bitte ausfüllen, ausschneiden und an Carrera senden)



Jetzt wird in allen Städten für den Großen Preis von Deutschland '88 gerüstet!



Jetzt bekommt jeder, der schnell reagiert, die Chance, mit Carrera am Drücker zu sein. Bei Carrera »Profi«, wo's um Tempo und Power geht, bei Carrera »Servo«, wo man spielend lenken, spurwechseln und überholen kann.
Damit Profis jetzt noch professioneller werden und die Renn- und Rallye-Atmosphäre hautnah erleben, startet Carrera den großen Preis von Deutschland, mit Austragungsorten auch in Ihrer Nähe.
Interessiert an ausführlicher Information? Dann senden Sie uns einfach diesen Coupon.

Name: Alter:

Straße: PLZ/Ort:

(Bitte ausfüllen, ausschneiden und an Carrera senden)

KOMM ZUM CARRERA-TRAINING

Carrera Century Toys GmbH, Waldstr. 36, 8510 Fürth, Tel. 0911/7099-0

Mehrheit gegen Ladenschluß

Vor allem kaufkräftige Kunden sind mit dem Ladenschlußgesetz unzufrieden. Jüngere und berufstätige Frauen sowie Kundinnen mit überdurchschnittlich hohem Haushaltseinkommen lehnen die Ladenöffnungszeiten mit großer Mehrheit ab. Das ergab eine Umfrage, bei der das Hamburger Marktforschungsinstitut GFM im Oktober vergangenen Jahres 5000 repräsentativ ausgewählte Hausfrauen zum Ladenschluß befragte. Danach meinen in der Altersklasse bis 35 Jahre nur 28 Prozent der Hausfrauen, es solle alles so „bleiben wie bisher", bei den über 60jährigen Hausfrauen verteidigen 57 Prozent die geltende Regelung. Für eine Änderung votieren insgesamt 55 Prozent aller Befragten. Überraschend viele Ladenschlußgegner befürworten eine völlige Streichung des Gesetzes. 24 Prozent der jüngeren Hausfrauen meinen, jeder Ladenbesitzer solle selber bestimmen, wie lange sein Geschäft offenbleibt. Neben dem Alter bestimmen regionale Unterschiede – der Anteil der Ladenschlußgegnerinnen ist in Berlin mit 72 Prozent besonders hoch – sowie das Einkommen die Einstellung. In Familien mit einem Nettoeinkommen von weniger als 1500 Mark halten sich Gegnerinnen und Befürworterinnen der starren Regelung noch die Waage – mit zunehmendem Einkommen steigt der Anteil der Kritiker bis auf 67 Prozent. Fast drei Viertel der berufstätigen Hausfrauen plädieren für eine Änderung der Ladenschlußgesetze, und knapp ein Viertel wünscht eine völlige Freigabe.



Verkäufer-Demonstration für Ladenschluß



Edsel B. Ford II, William Clay Ford jr.

Henry Fords Urenkel kommen

Bei dem amerikanischen Automobilkonzern Ford rückt die vierte Generation in das Top-Management auf: Vorletzte Woche wurden Edsel B. Ford II, 39, und sein Vetter William Clay Ford jr., 30, in den Vorstand berufen. Edsel ist Verkaufschef für die Marken Lincoln und Mercury, William Clay Chef der schweizerischen Ford-Zentrale. Ob einer der beiden eines Tages den Multi leiten wird, ist ungewiß. Das letzte Familienmitglied an der Konzernspitze, der 1980 zurückgetretene und im vergangenen September verstorbene Henry Ford II, hatte die Parole ausgegeben, in dem Unternehmen werde es „keine Kronprinzen" geben.

Kurs-Pflege bei US-Aktien

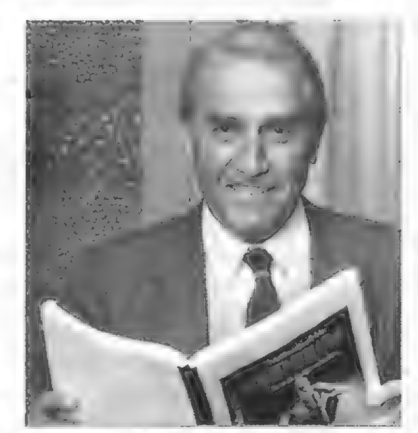
Nach dem Börsenkrach vom 19. Oktober wären die Kurse der amerikanischen Aktiengesellschaften wohl noch sehr viel tiefer gefallen, hätten nicht bald darauf viele US-Unternehmen ihre eigenen Aktien aufgekauft. Im Gegensatz zu deutschen Firmen, denen der Kauf eigener Aktien nur in Ausnahmefällen gestattet ist, dürfen amerikanische Firmen die von ihnen ausgegebenen Anteilscheine zurückerwerben und so den Preis ihrer Papiere stabilisieren. Der Automobilkonzern Ford beispielsweise kaufte in der Woche des Börsenkrachs täglich etwa 460 000 Aktien auf. Er will insgesamt zehn Prozent seiner Papiere erwerben. Nach Angaben der New Yorker Investmentbank Drexel Burnham Lambert haben seit dem Börsenkrach fast 1000 Unternehmen bekanntgegeben, daß sie ihre Aktien aufkaufen wollen – darunter Weltfirmen wie IBM, Procter & Gamble, Boeing und Pepsico. Nicht alle Firmen haben allerdings ihre Ankündigung wahrgemacht: Manche Kauf-Pläne wurden nur bekanntgegeben, um das Vertrauen der Anleger in die eigene Aktie zu stärken.

Strauß rügt Salzgitter

In einem vierseitigen Brief an Kanzler Helmut Kohl und Finanzminister Gerhard Stoltenberg hat sich Franz Josef Strauß über das Management des bundeseigenen Stahlunternehmens Peine-Salzgitter beschwert: Dessen Vorstand wie auch Aufsichtsratschef Ernst Pieper hatten den Wunsch des bayrischen Ministerpräsidenten abgelehnt, sich an einer Auffanggesellschaft für die in Konkurs geratene bayrische Maxhütte zu beteiligen. Vor seiner Abreise nach Südafrika forderte der CSU-Chef Kohl und Stoltenberg auf, Bonn solle endlich die Manager des Stahlkonzerns zum Nachgeben bringen, andernfalls personelle Konsequenzen ziehen. Er habe, rügte Strauß, schon zuvor Stoltenberg zwei Briefe zu diesem Thema geschrieben, aber keine Antwort erhalten – so könne man nicht mit ihm umgehen. Offenbar doch. Der Finanzminister respektiert die Entscheidung des Salzgitter-Vorstands. Am Montag dieser Woche will Strauß mit den CSU-Bundesministern beraten, ob und wie die Bayern im Kabinett den Wunsch des CSU-Chefs durchdrücken können.

Harte Kritik am BASF-Chef

Erbarmungslos wie selten putzte die „FAZ" einen Unternehmer herunter: Matthias Seefelder, den früheren Vorstandschef und jetzigen Aufsichtsratsvorsitzenden der BASF. Die Schelte setzte es allerdings im Kulturteil. Der Chemiker Seefelder hat ein Sachbuch über Opium verfaßt, das, so die „FAZ", „völlig danebenging", ein Werk von „durchgängiger Mangelhaftigkeit". Um wen es sich bei dem Autor handelt, wurde in der Rezension verschwiegen.



Seefelder



Ustascha-Führer Pavelić, Leutnant Waldheim (Pfeil), Generalmajor Stahl 1942: „Nie einen Partisanen gesehen"

Waldheim – „Gongschlag zur letzten Runde"

Erstmals weist ein Dokument den österreichischen Bundespräsidenten Kurt Waldheim als Mittäter bei Kriegsverbrechen aus. Danach gab er im Jahre 1942 bei einer berüchtigten Aktion im bosnischen Kozara-Gebirge den Befehl zur Deportation von über 4000 Zivilgefangenen, die später zum Teil in der Haft umkamen.

Niemand hatte noch mit einem Beweis gerechnet. Seit nunmehr zwei Jahren durchwühlen Dutzende Historiker, Journalisten und Hobbyforscher die Kriegsarchive in Europa und den USA.

In den National Archives von Washington stritten die Rechercheure bisweilen lautstark um Mikrofilme, auf denen sie Brisantes vermuteten. Verstaubte Kisten mit ungeordneten Papieren, die jahrzehntelang vor sich hinmoderten, wurden plötzlich heiße Ware. Scheue Archivare sahen sich ins Scheinwerferlicht unzähliger TV-Teams gezerrt.

Alle Welt suchte fieberhaft Dokumente über den Präsidenten eines mitteleuropäischen Kleinstaats, um ihn womöglich eines Kriegsverbrechens, der Mitwisserschaft oder wenigstens einer weiteren Lüge zu überführen. Nie zuvor in der Geschichte wurde mit solchem Aufwand im Soldatenleben eines einfachen Oberleutnants gefahndet.

Den Wirbel, so unverhältnismäßig er auch mitunter schien, hatte sich der österreichische Bundespräsident und frühere Uno-Generalsekretär Kurt Waldheim, 69, durch das trotzige Wegleugnen seiner Kriegsvergangenheit auf dem Balkan selbst zuzuschreiben. Er behauptete unverdrossen, von Juden-Deportationen nichts gewußt und „nie einen Partisanen gesehen" zu haben. Vergangene Woche meinte er gar, er sei nicht der einzige Politiker seines Landes, „der ungenaue Angaben zu seiner Rolle in der Wehrmacht gemacht habe" – eine schreckliche Ausrede.

Inzwischen konnte zwar vielfach belegt werden, daß Waldheim über Kriegsgreuel genauestens informiert war, doch ein ihn persönlich belastendes Dokument tauchte nicht auf.

Auch die internationale Historiker-Kommission, die im Auftrag der österreichischen Bundesregierung Waldheims Kriegsjahre untersucht, wurde nicht fündig. „Was wir ihm nicht nachweisen können", so das bundesdeutsche Kommissionsmitglied Manfred Messerschmidt, „ist seine individuelle Verwicklung in Kriegsverbrechen."

Kommenden Montag wollen die Militärhistoriker ihren Abschlußbericht dem sozialistischen Bundeskanzler Franz Vranitzky übergeben. Messerschmidt hatte bis zuletzt auf eine „Goldader" oder wenigstens auf „Goldkörner" gehofft, irgendwo versteckt in einem unscheinbaren Karton.

Was den Scharen von Rechercheuren und auch der internationalen Kommission nicht gelang, schaffte der jugoslawische Historiker Dušan Plenca. Bei privaten Nachforschungen in Zagreb entdeck-

BRZOJAVKA

Broj	Vrsta	Rieči	Vrieme	Primljen od ... putem	Predat ... putem	Podpis brzojavnika
			09 22.VII.42	Vrieme ... u ... s ... m	Vrieme ... u ... s ... m	

Službeni podatci: Adresa: ZAPOVJEDNISTVO 1 GR. ZDRUGA

1100-VRLO ŽURNO. Poručnik Kurt Waldheim iz štaba generala Stala traži da 4.224 zarobljenika sa Kozare nastojeći se uglavnom od žena i djece, te oko 15% starih muškaraca, uputi 3.514 u Grubišino polje, a 730 u Zemun.

Deportations-Telegramm: „4224 Gefangene . . . auf den Weg geschickt“



Historiker Plenca
Fund in Zagreb

te der frühere Leiter des Kriegshistorischen Instituts Belgrad ein hochbrisantes Dokument, das Waldheim erstmals zum Mittäter stempelt. Schlagartig wird dadurch verständlich, warum sich Österreichs Bundespräsident an eine bestimmte Kriegsepoche, den Sommer 1942 im bosnischen Kozara-Gebirge, bisher immer nur besonders schwer erinnern konnte.

Innerhalb weniger Wochen töteten damals deutsche und kroatische Truppen mehr als 4000 Aufständische. Nach dem Massaker, einem der brutalsten im Balkan-Krieg, landeten 68 000 Menschen in Lagern, darunter 23 000 Kinder.

Ende März 1986 bestätigte Waldheim, 1942 im Kozara gewesen zu sein. Wenige Tage später widerrief er. Im August 1986 schließlich gab er gegenüber dem US-Justizministerium zu, daß er doch da war: Im Hauptquartier der Kampfgruppe Westbosnien in Banja Luka habe er beim Stab des Quartiermeisters Hauptmann Plume seine Soldatenpflicht erfüllt – als einziger weiterer Offizier. Ab Ende Mai 1942 teilten sich Plume und Waldheim ein Zimmer.

Am 4. Juni stellte der Kommandeur der Kampfgruppe Westbosnien, Generalmajor Friedrich Stahl, den Quartiermeister Plume durch spezielle „Richtlinien“ „den kroatischen Dienststellen beratend zur Seite“.

Ein enger Kontakt zwischen der Wehrmacht und den Kroaten schien dringend erforderlich, da Stahl nicht nur vier deutsche Bataillone, eine Panzerabteilung, eine Artillerieabteilung und verschiedene Unterstützungstruppen unterstanden, sondern auch drei kroatische Gebirgsbrigaden sowie einige Heereseinheiten und Sicherheitstruppen der kroatischen Faschisten-Bewegung Ustascha – insgesamt etwa 73 000 Soldaten.

Das US-Justizministerium ermittelte im Dezember 1986, daß Plumes Abteilung nicht nur für Beratung und Nachschub zu sorgen hatte, sondern auch für „Gefangenenabschub“ verantwortlich war. Die Amerikaner hielten dies für entscheidend – sie belegten Waldheim mit einem demütigenden Einreiseverbot, obwohl er weiterhin beteuerte, „über keinerlei Befehlsgewalt verfügt“ zu haben.

Das neue Dokument, das dem SPIEGEL vorige Woche zugänglich gemacht wurde, bestätigt, daß Waldheim inzwischen weltweit zu Recht völlig isoliert dasteht. Denn am 22. Juli 1942, kurz nach dem Ende der deutsch-kroatischen Kozara-Operation, meldete Oberst Fedor Dragojlov, später General und Chef des kroatischen Generalstabs, an die „Kommandantur der ersten Gruppeneinheit“ in einem „dringenden Telegramm“:

> SEHR EILIG. Leutnant Kurt Waldheim aus dem Stab General Stahls verlangt, daß 4224 Gefangene aus Kozara, bestehend hauptsächlich aus Frauen und Kindern und ungefähr 15 Prozent alten Männern, auf den Weg geschickt werden: 3514 nach Grubišino Polje und 730 nach Zemun.

Der Belgrader Journalist Danko Vasović kann mit Namenslisten belegen, daß sich unter den Deportierten auch Juden befanden. Grubišino Polje war nur ein Durchgangslager. „Die Gefangenen blieben meist nur ein paar Tage, höchstens einen Monat“, so Historiker Plenca.

Ungeklärt ist noch, wie viele der Deportierten bald freigelassen wurden. Viele Inhaftierte wurden später jedoch ins berüchtigte Ustascha-Konzentrationslager Jasenovac überstellt.

Dort mordeten die Ustaschen mit Lust. „Beliebt war das sogar wettbewerbsmäßig organisierte Kehledurchschneiden mit einem speziellen Krumm-Messer Marke Graviso“, schreibt der Schweizer Autor Hanspeter Born. Hunderttausende starben qualvoll. Drago Sormaz, 1942 elf Jahre alt, erinnert sich:

> Um 10 Uhr kamen sie und warfen alle, die liegengeblieben waren, auf Wagen, und warfen alle miteinander, tot oder lebendig, in die Gruben. Das Mädchen Sarka war schwächlich, und als sie begriff, daß alles davon abhing, ob man am Morgen aufstehen konnte oder nicht, hielt sie sich ständig an meinem Arm fest. Eines Morgens lockerte sich ihr Griff plötzlich, sie rutschte an meinem Körper zu Boden. Sie war im Stehen gestorben, weil sie Angst hatte, lebendig liegenzubleiben.

Auch in Zemun (Semlin) erwartete die meisten Kozara-Gefangenen ein fürchterliches Schicksal. In dieser Vorstadt von Belgrad, verewigt im Soldatenlied „Prinz Eugen, der edle Ritter“ („Bei Semlin schlug man das Lager, alle Türken zu verjagen“), war das „Anhaltelager“ dem SD (Sicherheitsdienst) der SS unterstellt. Über die Zustände dort notierte der deutsche Gesandte in Belgrad am 30. August 1942:

> Hier sind, soweit ich unterrichtet bin, etwa 9000 Gefangene aus dem Unternehmen Stahl untergebracht, von denen über die Hälfte Kinder oder alte Leute (bis zu 104 Jahren!) sind. Hiervon sterben täglich 100 bis 200 teils an Krankheiten, teils an Hunger . . . Bisher sind schon 2 bis 3000 gestorben.

Insgesamt 7000 Gefangene wurden von der SS aus Semlin zum Arbeitseinsatz nach Norwegen abgeschoben.

Als der SPIEGEL am vorigen Freitag die österreichische Präsidentschaftskanzlei mit den Vorwürfen konfrontierte, erklärte Waldheims persönlicher Referent Ralph Scheide nach Rücksprache mit dem Bundespräsidenten: „Uns ist über einen solchen Vorgang nichts bekannt. Es handelt sich offenbar um eine Fälschung.“

Vor dem Hintergrund des Dragojlov-Dokuments erscheint nun sogar die Verleihung der silbernen Zvonimir-Medaille

mit Eichenlaub an Kurt Waldheim in einem anderen Licht. Leutnant Waldheim erhielt diese Auszeichnung am 22. Juli 1942 vom Nazi-Marionettenstaat Kroatien „für tapferes Verhalten in den Kämpfen gegen die Aufständischen in Westbosnien“.

Der Dekorierte betonte stets, die Orden seien wie „Schokoladebonbons“ verteilt worden. Sein Vorgesetzter, Hauptmann Plume, ging allerdings leer aus. Hatte Plume etwa nicht so klaglos funktioniert wie Zimmerkollege Waldheim? War es vielleicht sogar möglich, die Weitergabe von Deportationsbefehlen, so wie in anderen deutschen Wehrmachtseinheiten, zu verweigern oder das Papier schlicht liegenzulassen?

Kurz nach der Übergabe der Medaillen an verschiedene Mitglieder des Führungsstabs der Kampfgruppe Westbosnien kam Kroatiens „Poglavnik“ (Führer) Ante Pavelić persönlich zu Besuch.

Als Marionette der Achsenmächte Deutschland und Italien hatte Ustascha-Chef Pavelić 1941 einen „Unabhängigen Staat Kroatien“ nach faschistischem Muster eingerichtet. Seinem Schreckensregiment fielen nach jugoslawischer Schätzung etwa 800 000 Menschen, vor allem Serben und Juden, zum Opfer.

Bisher unveröffentlichte Bilder zeigen Kurt Waldheim zwischen dem Poglavnik Pavelić, dem Verantwortlichen für diese Massenmorde, und dem Kommandeur der Kozara-Massaker, Generalmajor Stahl.

Wohl in jeder anderen Demokratie der Welt müßte das Staatsoberhaupt nach solchen Enthüllungen zurücktreten. Auf Österreich ist da kein Verlaß.

Ein sozialistisches Mitglied der Koalitionsregierung in Wien hofft aber wenigstens: „Dies ist der Gongschlag zur letzten Runde.“

AFFÄREN

Filiale der Mafia

Österreichs Skandal der Skandale, der „Fall Lucona“, kommt in seinem zwölften Jahr vielleicht doch noch vor Gericht – durch ein Buch.

Wer erinnert sich noch an die Entrüstung über einen Artikel eines deutschen Magazins, wo Österreich als Skandal-Republik dargestellt wurde“, trauerten die „Oberösterreichischen Nachrichten“ der guten alten Zeit nach.

Damals, im Sommer 1985, war die Affäre um den Glykolwein bald zur Heurigen-Gaudi geschrumpft, schließlich war ja keiner daran gestorben, war Österreich noch nicht wegen Waldheim im Weltverschiß, und all die Skandale um korrupte Minister und Funktionäre – welches Land hat die denn nicht?

Den vergangenen Mittwoch aber erklärte sogar die „Neue Kronen-Zeitung“, die das Land sonst nicht verkommen läßt, zum „Tag der Skandale“ für Österreich:

▷ Der einstige Geschäftsführer einer Tochterfirma des verstaatlichten Voest-Konzerns gestand erstmals öffentlich ein, daß der Staatsbetrieb tatsächlich illegal Kanonen im Wert von vier Miliarden Schilling an den kriegführenden Iran verkauft hat (SPIEGEL 39/1987).

▷ Der Wiener SPÖ-Stadtrat für Umweltfragen trat wegen einer Millionen-Korruptionsaffäre zurück.

▷ Der Geschäftsführer einer Firma, die mit den hochsubventionierten Bundestheatern zusammenarbeitet, wurde wegen verschwundener Millionen verhaftet.



Demel-Chef Proksch, Angestellte*: Phantastischer Krimi

Doch das waren nur die schlechten Nachrichten eines einzigen Tages. Noch schwelt die Affäre des eine Woche vorher wegen Falschaussage verurteilten sozialistischen Ex-Finanzministers Hannes Androsch, der beschuldigt wird, im Amt Millionen an Steuern hinterzogen zu haben, und der mühsam als Generaldirektor der staatlichen Creditanstalt-Bankverein, Österreichs größter Bank, abgefunden werden mußte.

In Prozessen um die Skandale verweigern Täter und Zeugen, wie etwa der Kanonen-Verkäufer, die Aussage – aus Angst um ihr Leben. Da fragte sich gar der konservative „Kurier“: „Hat die Mafia bei uns eine Filiale errichtet?“

Diese Frage hat ein anderer Berichterstatter über den politischen Alltag im Alpenland längst mit einem klaren Ja beantwortet – und weist es in einer atemraubenden Dokumentation über 672 Seiten lückenlos nach.

Mit dem seit elf Jahren unerledigt schwelenden Skandal der Skandale beschäftigt sich ein Buch, das in Österreich seit seiner Auslieferung vor Weihnachten zum Renner wurde – 35 000 verkaufte Exemplare in sechs Wochen, dritte Auflage im Druck:

„Der Fall Lucona“ von Hans Pretterebner ist ein nüchternes Sachbuch, es liest sich wie ein phantastischer Krimi**. Es befaßt sich mit dem Verschwinden eines Frachters im Indischen Ozean am 23. Januar 1977 und dem dahinterstehenden versuchten Versicherungsbetrug.

Hauptfigur des Tatsachen-Krimis ist Udo Proksch, 53, Inhaber der berühmten ehemaligen k.u.k. Hofbäckerei Demel, „das von Herzen und mit Schmerzen geliebte Enfant terrible der Wiener Gesellschaft“, wie ihn die „Männer-Vogue“ einst beschrieb.

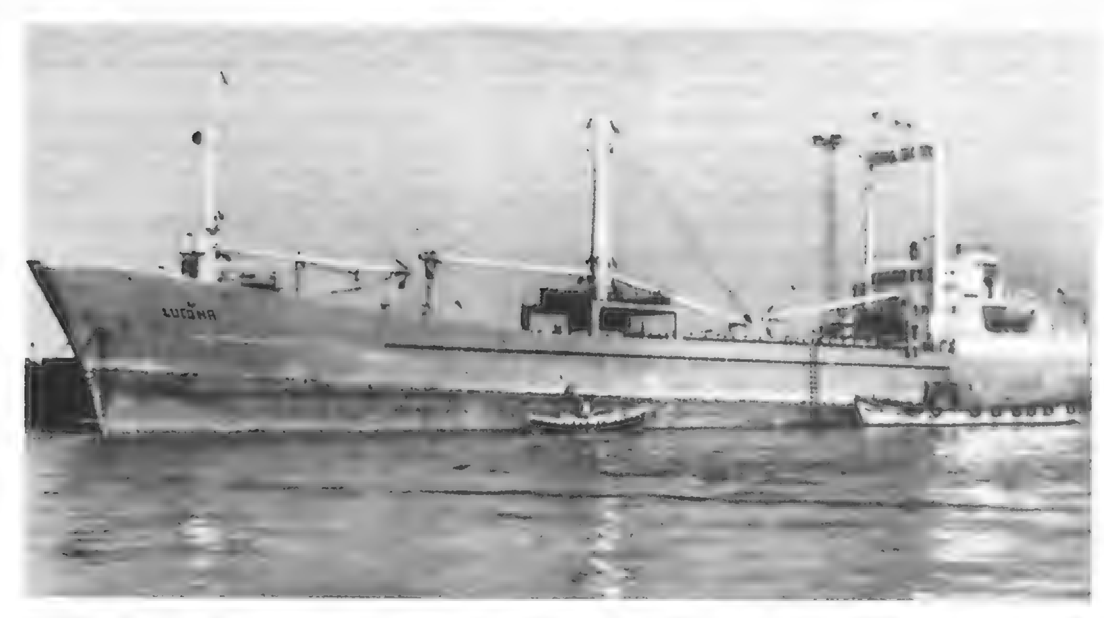
Udo Prokschs alias Serge Kirchhofers Lebenslauf ist in der Tat so bunt, daß es fast nicht mehr wahr sein kann:

Kein Schulabschluß, aber Freundschaften etwa mit Otto Wolff von Amerongen, Geschäftspartner von Idi Amin, Ex-Ehemann von Daphne Wagner und Erika Pluhar, intim, wie er gern erzählt, mit Imelda Marcos.

Wahlspendenbeschaffer für Bruno Kreisky, dem er unter anderem auch einen Verteidigungsminister besorgte, High-tech-Osthändler und -agent, der persönlichen Zugang zu Chruschtschow hatte, aber auch Waffenlieferant für Libyens Gaddafi – es gibt wenig auf der Welt, wo der gewesene Schweinehirt, Zuckerbäcker von Hauptberuf, „Industrie-Designer“ aus Hobby und hundertfache Firmengründer mit meist ruinösem Ende nicht dabei war oder dabei sein wollte.

* Vor einem Porträt des jungen Kaisers Franz Joseph I. in einem Demel-Salon.

** Hans Pretterebner: „Der Fall Lucona“. Hans Pretterebner Verlagsgesellschaft, Wien; 672 Seiten; 398 Schilling.



Frachter „Lucona": Ladung im Wert von einer Million für 212 Millionen versichert

um „das Riesenrad der Korruption, der Gaunerei und der Freunderlwirtschaft" (FPÖ-Chef Haider) anzuhalten.

Der bedrängte Justizminister Egmont Foregger stellte in Aussicht, daß die Entscheidung über eine Anklageerhebung im Fall Proksch Anfang April fallen werde – bis dahin müßten der Oberstaatsanwalt und das Ministerium die über 20 000 Seiten starke Akte noch prüfen.

Kommt's im zwölften Jahr demnach nicht zu einem „Lucona"-Prozeß, gerät die österreichische Demokratie, vom „Kurier" schon als „Republik der Gauner" bezeichnet, in eine Endzeitstimmung – wie Udo Proksch: Der fühlt sich verfolgt „wie der Waldheim" und hat schon düster angekündigt, Selbstmord zu begehen.

Bis er den einen Coup zuviel organisierte: Mitte der siebziger Jahre beschloß Udo Proksch zusammen mit einigen „Haberern" der Wiener Szene, eine „Uranfabrik" nach Fernost zu verkaufen, die dann auf dem Frachter „Lucona" samt sechs Besatzungsmitgliedern im Indischen Ozean versank.

Um die Versicherungssumme von damals 212 Millionen Schilling, bis heute auf mehr als das Doppelte angewachsen, streiten sich Proksch & Co. noch immer mit der Wiener Bundesländer-Versicherung, ohne daß außer Spesen etwas gewesen wäre – nur, daß unterdessen Österreichs halbe Polit-Prominenz mit im Boot sitzt.

Denn Tausendsassa Udo Proksch ist zugleich Gründer eines in seinem Demel residierenden „Club 45", der als „Rote Loge" in Österreichs Innenpolitik einging, weil ihm zeitweise die Hälfte der sozialistischen Wiener Minister als Mitglieder angehörten – und etliche intervenierten irgendwann einmal massiv in der Sache „Lucona", um Freund Udo aus der Patsche zu helfen – am ausdauerndsten der beste Proksch-Freund, der frühere Wiener Bürgermeister und Außenminister Leopold Gratz, heute als Nationalratspräsident zweithöchster Repräsentant der Alpenrepublik.

Der konservative Journalist Pretterebner, politischer Intimfeind der „Roten Loge", hat in dreijährigen Recherchen eine Unzahl von Beweisen zusammengetragen, die belegen, daß Proksch und Kumpane die „Lucona" mit frischbemaltem Schrott, darunter viel ausgemustertem Bundesheer-Gerät im Gesamtwert von etwa einer Million Schilling, beladen ließen, sie als fingierte „Uranerz-Aufbereitungsanlage", die an eine von ihnen selbst gegründete Briefkastenfirma in Hongkong verkauft wurde, für 212 Millionen Schilling versichern und dann untergehen ließen.

Pretterebner ließ sich von seinem weltweiten Schnüffeln auch durch Interventionen aus dem eigenen politischen Umfeld, selbst der betroffenen Versicherung, nicht abhalten. Nun bringt er mit seinem Buch nachhaltig den Koalitionspakt zwischen den Wiener Roten und Schwarzen durcheinander, die in ihrem „Gleichgewicht des Schreckens" (so der rechte Oppositionsführer Jörg Haider im Parlament) gestört werden.

Denn als sich die beiden österreichischen Großparteien SPÖ und ÖVP nach der Waldheim-Wahl gegen Ende 1986 wieder zu einer bequemen Großen Koalition zusammenschlossen, taten sie dies in dem stillen Einverständnis, all die vielen Skandale wechselseitig zu begraben.

Dagegen aber begehrten immer mehr Juristen auf. Richter und Staatsanwälte wollten sich von Politikern nicht dauernd ducken und zu Rechtsbeugungen nötigen lassen. Dies zeigten sie, als der SPÖ-Vorsitzende Fred Sinowatz mit einer Klage gegen einen Enthüllungsjournalisten abblitzte und sich vom Richter öffentlich anhören mußte, daß er gelogen habe. Dies erfuhr auch Ex-Minister Androsch mit seiner Verurteilung, der er fast ein Jahrzehnt lang durch Interventionen von oben und juristische Tricks entgangen war – mit der groteskesten Reaktion, daß *er* nun über „Politjustiz" schimpfte.

Das neue Selbstverständnis der Dritten Gewalt im Staate könnte nun auch endlich den Fall „Lucona" vor Gericht bringen. Versuche von Anwälten der in dem Buch Beschuldigten, die Auslieferung zu verhindern oder es beschlagnahmen zu lassen, wurden von Richtern bisher sämtlich abgewiesen.

Daß die Justiz freie Hand hat, dafür sollen Anfragen der Opposition im Parlament sorgen. Eine erste „Lucona"-Debatte im Nationalrat gab es Ende Januar, wobei die rechten Freiheitlichen und die linken Grünen Hand in Hand gegen die Großkoalitionäre angingen,

USA

Wie im Krieg

Moderator Dan Rather und Vizepräsident George Bush gerieten aneinander. Die TV-Redeschlacht erweist sich als eine Bonanza für Bush.

Vor Schülern im ländlichen Wyoming tat George Bush, als komme er geradewegs aus dem Krieg. Wie „in einer Schlacht" sei es gewesen, prahlte der Vizepräsident und forderte „Kampfzulage".

Die Schlacht hatte in Bushs Arbeitszimmer im Washingtoner Kongreßgebäude und im CBS-Fernsehstudio in New York stattgefunden. Der Feind des tapferen Vize war Dan Rather gewesen, ebenso liberaler wie scharfer Star-Moderator der CBS-Abendnachrichten. Er hatte Bush um ein Interview per Fernschaltung gebeten.

Als Vizepräsident und Wahlkämpfer stets auf der Suche nach mehr Männlichkeit, nahm Bush den forschen Stil des Fernsehmannes an, und so erlebte Amerika vorigen Montag einen harten Zweikampf zwischen Rather und Bush. Als der Zusammenprall geendet hatte und bunte Werbebilder wieder Harmonie verbreiteten, waren sich Zuschauer und Kommentatoren einig: Hier war Fernsehgeschichte gemacht worden.

Bezweckt hatten das die beiden wohl nicht. Rather, der als CBS-Reporter im Weißen Haus schon Richard Nixon nervte, wollte den Reagan-Vize noch einmal

auf dessen unklare Rolle beim Irangate-Skandal abklopfen, während Bush so kurz vor dem Beginn der Vorwahlsaison einen kostenlosen TV-Auftritt vor Millionen Wählern als Geschenk des Himmels empfinden mußte.

Schon Stunden vor ihrem auf höchstens sieben Minuten angesetzten Live-Gespräch brachten sich Rather und Bush unter Anleitung von Mitarbeitern in Hochform, durfte Bushs Medienberater Roger Ailes den Boss auf eventuelle Überraschungsangriffe trimmen, mimten CBS-Berater den Vizepräsidenten, damit Rather üben konnte.

Während Bush auf seinen Auftritt wartete, stellte sich allerdings heraus, daß Rather es nicht so sehr auf ein freundliches Bush-Porträt abgesehen hatte, sondern auf Irangate. „Wenn der mit Iran-Contra kommt, dann haue ich ab, dann gibt es kein Interview", drohte Bush kurz vor der Sendung.

Dann, nach einem einführenden Filmbeitrag, in dem Bushs widersprüchliche Irangate-Aussagen nochmals zusammengefaßt wurden, kam Rather zur Sache. Doch statt zu flüchten schlug Bush zurück und beschuldigte den TV-Mann des Rufmords: Es sei „unfair, meine Karriere im Licht der wiederaufgewärmten Irangeschichte zu beurteilen".

So ging es weiter, die Debatte wurde lauter. Mal zeigte der Reagan-Vize drohend mit dem Finger auf Rather, mal versuchte Rather den in Rage gekommenen Bush zu übertönen, Sätze zerfielen, Fragen und Antworten gerieten zu einem Tohuwabohu.

„Wie würde es Ihnen denn gefallen, wenn ich Ihre Karriere nur nach jenen sieben Minuten beurteilen würde, als Sie aus dem Studio rannten", polterte Bush – ein Volltreffer: Rather war im vergangenen Herbst wütend aus seiner Sendung gestürmt, so daß CBS den überraschten Zuschauern minutenlang einen leeren Bildschirm präsentieren mußte.

Dann wieder Rather, längst nicht mehr cool, sondern barsch und anklagend: „Sie haben uns in den Augen der Welt zu Heuchlern gemacht."

Zum Ende kam die Randale schließlich, als CBS-Produzent Tom Bettag seinem Moderator über den Ohrhörer zubrüllte: „Hör auf, hör auf." Worauf der dem Staatsmann ins Wort fiel und sich eiligst von ihm verabschiedete.

Jetzt machte sich bei Bush erst recht ein gewaltiger Adrenalinschub bemerkbar: „Von dem Bastard habe ich mich nicht einschüchtern lassen", schnaubte er, kaum aus dem Bild. Und künftig, so Bush zu den unschuldigen CBS-Technikern, werde er „eurer gottverdammten Fernsehanstalt" keine Exklusiv-Interviews mehr gewähren – satt geflucht und sauber mitgeschnitten, da Bushs Mikrophon noch arbeitete.



Fernseh-Duellanten Bush, Rather: „Der Nominierung nähergekommen"

Die Reaktion auf Rathers Frechheit und Bushs Zorn fiel natürlich nirgendwo so positiv aus wie unter den Getreuen des Vizepräsidenten. Der Chef habe gezeigt, daß er sich „weder von Dan Rather noch von sonst jemandem in die Ecke drängen läßt", frohlockte Bush-Pressesprecher Peter Teeley.

Mehr noch als das Lobpreisen seines Stabes dürfte Bush die Reaktion republikanischer Ultras gefallen haben, die ihn stets als Softie abgetan hatten. „Ich habe den ganzen Tag über mit Konservativen geredet und glaube, daß Bush der Nominierung einen guten Schritt nähergekommen ist", staunte der republikanische Rechtsaußen Richard Viguerie.

Jeff Greenfield, Medienkritiker der TV-Anstalt ABC, sah es ähnlich: „Von Dan Rather angegriffen zu werden ist für die republikanische Rechte so, als ob sie von Gaddafi angegriffen wird."

Verdorben hat es sich Rather nicht nur mit der republikanischen Stahlhelmfraktion. Das Fernsehvolk, keine Frage, erklärte den Vizepräsidenten zum Gewinner. Rüde sei Dan Rather gewesen, rabiat sei er mit dem zweiten Mann im Staat umgesprungen – in Tausenden von Telephonaten an CBS erbosten sich die Anrufer über „Rathers Hinterhalt" oder seine „Art, dem Vizepräsidenten das Wort abzuschneiden".

Von den Kritikern übersehen wurde dabei die Zielstrebigkeit, mit der Bush die Konfrontation gesucht hatte. „Das war nur wieder ein sorgfältig vorbereiteter Bush-Versuch, sich vom Image des Schwächlings zu befreien", vermutete Medienbeobachter Martin Lee.

Bush konnte auch schon deshalb auf die Zustimmung vieler Wähler hoffen, weil Amerikas Medien nach dem Abschuß des demokratischen Kandidaten Gary Hart beschuldigt worden waren, sie manipulierten den politischen Entscheidungsprozeß mit bedenklichen Methoden.

So ging im Rummel um George Bushs Fronteinsatz gegen Dan Rather das Wesentliche unter: Bushs unbefriedigende Einlassungen über seine Rolle im Iran-Contra-Skandal. Fragen dazu wird sich der Vize, der Präsident werden will, nun wohl während der ganzen Wahlkampagne anhören müssen.

BESTSELLER

Der Renner

Gorbatschows Reform-Programm „Perestroika", von ihm selbst aufgeschrieben, ist in Ost und West ein Hit.

Ein Manuskript, das weder Sex noch Crime beschreibt, wenig Aufregendes zu enthüllen hat und noch dazu von einem Kommunisten verfaßt wurde – so etwas kann sich eigentlich nur schlecht verkaufen. Doch Michail Gorbatschows „Perestroika"-Band sprengt weltweit die Auflagenrekorde der letzten Jahre.

Diese knapp 350 Seiten lange Programmschrift vom demokratischen Umbau einer kommunistischen Gesellschaft und ihrer friedlichen Nachbarschaft zum Westen wurde in drei Monaten in 36 Ländern verkauft und steht, unabhängig vom politischen System, fast überall an der Spitze der Bestseller-Listen.

Die Beschreibung der „zweiten russischen Revolution" ist jetzt nicht nur auf englisch, deutsch, französisch, spanisch, italienisch, japanisch zu haben. Auch auf slowakisch, kroatisch und rumänisch, sogar in arabischer und chinesischer Sprache erklärt der große Umkrempler aus dem Kreml einem geneigten Publikum Grund und Ziel der geplanten Modernisierung seines betagten Systems.

Die Weltauflage nähert sich den drei Millionen. Das Wort „Perestroika", Russisch für Umgestaltung, ging dank des Leserbooms in den Sprachschatz vieler Länder ein. Allein im Westen waren bis vorige Woche über 1,34 Millionen Hardcover-Exemplare abgesetzt, die meisten (300 000 Stück) auf englisch, besorgt vom Verlagshaus Harper & Row in New York, das dem australischen Pressemulti Murdoch und dem britischen Verlag Collins gehört.

Harper & Row war es gelungen, nach überraschend unkomplizierten Verhandlungen in Moskau die Weltrechte außerhalb des sozialistischen Lagers zu ergattern.

Mit dem Vorabdruck begann der SPIEGEL am 2. November vorigen Jahres, dem Tag, an dem der Buchautor vor dem Obersten Sowjet in Moskau seine programmatische Rede zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution hielt. Thema: Perestroika – was sonst.

Knapp drei Wochen später kam beim Münchner Verlag Droemer Knaur die erste deutsche Buchausgabe heraus, mit dem kaum erwarteten Erfolg, daß die Ideen des erklärten Atheisten aus Moskau den Bundesdeutschen als das meistgekaufte Buchgeschenk unter dem christlichen Weihnachtsbaum lag. Verlagsgeschäftsführer Karl H. Blessing: „Ein ganz ungewöhnlicher Renner" – inzwischen 233 000 Exemplare, und noch sind weder die Buchklub-Auflagen noch die Taschenbuch-Ausgaben auf dem deutschsprachigen Markt.

In den Niederlanden, 14,6 Millionen Einwohner, wurden sogar schon 165 000 Bücher abgesetzt. Michael Bessie, 71, einer der Vizechefs von Harper & Row: „Mir scheint, daß nahezu jeder Haushalt in Holland ein Gorbatschow-Buch hat." Verleger Bessie und seine Frau Cornelia hatten selbst das Manuskript besorgt.

Michail
Gorbatschow
Perestroika
Die zweite
russische Revolution



Eine neue Politik
für Europa und die Welt

Droemer Knaur

Bundesdeutscher Bucherfolg
„Brav Hausaufgaben gemacht"



Amerikanisches Verleger-Ehepaar Bessie
„Sehr aufgeregt"

Der Handel lief so ab: Harper & Row bekommt häufig Besuch von Verkaufsagenten der Moskauer Staatsverlage, die Sowjet-Buchtitel ins Ausland vermitteln und fragen, ob nicht dies oder jenes Buch ins amerikanische Verlagsprogramm übernommen werden könne. Bessie: „Meist ging es um so aufregende Themen wie die heroische Haltung der ukrainischen Frau im Zweiten Weltkrieg oder die Elektrifizierung Sibiriens" – nichts für den amerikanischen Markt.

Als vor gut zwei Jahren, nachdem Gorbatschow Generalsekretär geworden war, wieder einmal ein Moskauer Emissär nach New York kam, machte Bessie „ganz improvisiert" den Gegenvorschlag, „diese ungewöhnliche und interessante Person" doch mal ein Buch schreiben zu lassen. Sein Gegenüber sei reichlich verblüfft gewesen, versprach aber, den Vorschlag weiterzuleiten.

Alles ging seinen sozialistischen Gang. Neun Monate später, auf der Frankfurter Buchmesse, bat ein anderer Sowjetmensch Bessie beiseite: „Das ist eine interessante Buchidee, die Sie da haben." Bessie: „Was für eine Buchidee?" Der Russe: „Nun, daß ‚der Mann' ein Buch schreibt." Dessen Name wurde vermieden.

Im Januar 1987 trafen sich die beiden wieder in New York. „Inzwischen wußten wir, daß unser Partner Georgij Issatschenko von der sowjetischen Copyright-Agentur WAAP war." Der berichtete, die Idee sei „ganz oben angekommen" und werde „sehr wohlwollend erwogen". Wie sich der US-Verleger denn so ein Buch vorstelle? Antwort: „Vor allem keine Propaganda!" Issatschenko machte sich eifrig Notizen.

Wenig später hörten die Bessies von der Sowjetbotschaft in Washington, Michael Bessie und seine Frau Cornelia sollten sich bereit halten, im Herbst auf die Moskauer Buchmesse zu kommen.

Das fertige Manuskript, „zwei Kopien auf englisch", bekamen die New Yorker während eines Besuchs in Leningrad erstmals zu sehen, Anfang September, mitten im siebenwöchigen Urlaub Gorbatschows. Wer das Werk so schnell auch noch übersetzt hatte, blieb offen. Bessie: „Ich hatte ziemlich gemischte Gefühle. Wenn es wirklich ein gutes Buch ist – großartig. Wenn nicht, wie sollte ich den Russen sagen, daß ihr Chef kein gutes Buch geschrieben hat?"

Die Sorge war unbegründet. „Meine Frau und ich lasen das Manuskript in getrennten Räumen. Als wir zu Ende gelesen hatten, waren wir nicht nur erleichtert, sondern auch sehr aufgeregt. Es war ein durchaus bemerkenswertes Dokument."

Gleichwohl hatten die Amerikaner Verbesserungswünsche und redaktionelle Vorschläge. Weil keine Schreibmaschine aufzutreiben war, machten sie ihre Anmerkungen „in unserer wunderschönen Handschrift", und zwar, wie Cornelia Bessie erzählt, „eine ganze Menge". Gorbatschow griff viele dieser Anregungen auf und ließ von der Krim aus Dank sagen. Michael Bessie: „Er machte brav seine Hausaufgaben."

Der Vertrag mit WAAP wurde in Moskau unterschrieben. Harper & Row erwarben die Rechte für die westliche Welt gegen eine halbe Million Dollar.

Mehr als das Doppelte dieser Summe bekam der Verlag allein beim Verkauf der deutschsprachigen Rechte wieder herein – auf einer denkwürdigen Versteigerung. Im Verlagshaus Collins, der Filiale von Harper & Row in London, und im Münchner Hotel „Vier Jahreszeiten" boten mehr als zwei Dutzend Verleger per Telephon um die Wette.

Monique Nemer vom Pariser Verlag Flammarion, die den Zuschlag für die französischen Rechte bekam: „Wir haben als erste geschossen! Ein unglaublicher Krimi!" Um als erste auf dem Markt zu sein und den Vorabdruck des SPIEGEL zu sichern, setzte Droemer Knaur ein fünfköpfiges Übersetzer-

Team ein, dem es mit Computern gelang, in nur 23 Tagen die amerikanische Vorlage ins Deutsche zu übertragen.

Im Ostblock waren nach den Sowjets (bisherige Auflage: 800 000 Exemplare) die Rumänen die ersten. Sie stellten das Buch mit den Ideen, von denen die rumänische KP nichts hält, neben die 30 Bände des Gesamtwerkes ihres Parteichefs Ceauşescu in die Schaufenster.

Die DDR-Führung hingegen, auch sie von der zweiten russischen Revolution wenig überzeugt, ließ sich Zeit. Erst vorletzte Woche, als US-Verleger Bessie in Moskau nachfragte, ob er den DDR-Markt mit der westdeutschen Ausgabe beliefern könne, stellte in einer eilig einberufenen Feierstunde Sowjetbotschafter Kotschemassow in Ost-Berlin die eigene DDR-Ausgabe vor, mit dem abweichenden Titel: „Umgestaltung und neues Denken für unser Land und für die ganze Welt“. Die erste Auflage mit 40 000 Stück ist bereits vergriffen.

Der Ost-Berliner Dietz-Verlag hat sich auch die Mühe gemacht, den Text aus dem Russischen neu zu übersetzen. So sind eine Reihe offenbar unentbehrlicher politischer Termini, aber auch Stellen in reinem Parteichinesisch, die in der deutschen West-Ausgabe fehlen, in der deutschen Ost-Ausgabe vorhanden.

Bei aller Glasnost bleibt noch immer Moskauer Geheimnis, was mit der halben Million Dollar Autorenhonorar geschehen ist.

Einige wollen wissen, daß der Erfolgsautor das Geld dem sowjetischen Kulturfonds überwiesen habe, in dessen Präsidium seine Frau Raissa sitzt – im Sommer stiftete Gorbatschow dafür 50 000 Rubel (etwa 150 000 Mark) aus früheren Buchhonoraren. Andere sprechen von einer großzügigen Spende an den neugegründeten Fonds für sowjetische Waisenkinder.

Der Autor schweigt.

BEIRUT

Besser zwei

Der Hamadi-Clan zählt im Libanon zu den einflußreichsten Familien. Ralph Rudolf Schray wäre derzeit seine zweite deutsche Geisel.

Die „Taverne Suisse“, gelegen im ersten Stock eines Wohnhauses an der Einkaufsstraße Hamra, galt in West-Beirut stets als verläßlicher Restaurant-Tip. Denn der Schweizer Wirt hielt sein Fondue-Lokal selbst dann noch geöffnet, wenn, wie so oft im libanesischen Bürgerkrieg, das Hamra-Viertel Schauplatz blutiger Straßenkämpfe war.

Im vergangenen November jedoch hat Otto Gamper, 67, seine Kneipe zugesperrt und ist in seinen Heimatkanton Thurgau zurückgekehrt – nach 35 Jahren als Gastronom im Libanon.

Zum Schluß, sagt er, seien ihm einfach die Gäste weggeblieben – überwiegend Geschäftsleute, Diplomaten und Journalisten, die mit ihren Familien wegen der wachsenden Entführungswelle aus dem Land oder zumindest in den sicheren christlichen Ostteil Beiruts geflüchtet waren.

Dabei hatten ihn nicht die flauen Geschäfte nach so vielen Jahren aus dem Libanon getrieben. Geld für einen schönen Lebensabend besaß er genug.

Es war „die ständige Angst, entführt zu werden“, und vor allem die schreckliche Vorstellung, „wie ein Tier gefangengehalten“ zu werden, die ihn nach Hause trieb. Denn das, erzählte er oft seinen Gästen, „das hält kein Mensch aus“.



Geiselopfer Schray*
Der letzte Deutsche in West-Beirut?

Ihm blieb diese bittere Erfahrung erspart, einer seiner Stammgäste aber machte sie zehn Monate lang. Der französische Reporter Roger Auque, 31, kam Ende November 1987 zusammen mit seinem Landsmann Jean-Louis Normandin, 35, aus Geiselhaft frei.

Nur selten wurden bislang Einzelheiten über den Geiselalltag bekannt – die Freigelassenen schweigen entweder aus Rücksichtnahme auf noch festgehaltene Landsleute, oder sie waren psychisch und physisch durch ihr Martyrium so angeschlagen, daß sie nicht reden mochten.

„Ich bin wie ein Tier behandelt worden, wie ein Hund“, berichtete Roger Auque nach der Rückkehr in Paris. Seine Entführer, die sich „Organisation für revolutionäre Gerechtigkeit“ nannten, hatten ihn gepeinigt und mißhandelt. Er war fast ständig an die Wand gekettet, in einem dunklen fensterlosen Raum, in den kein Laut drang.

Manchmal gaben ihm die Kidnapper tagelang nichts zu essen und zu trinken, selbst der Gang zur Toilette blieb ihm verwehrt.

Während seiner Haft wurde er innerhalb West-Beiruts viermal verlegt. Zweimal verschleierten ihn die Geiselnehmer für den Autotransport mit dem schwarzen Umhang frommer Moslem-Frauen. Die größte Angst, so empfand er in der einsamen und dunklen Welt seiner Verliese, war, „einfach irgendwann verrückt zu werden“.

Denn: Die Gefangenschaft sei „wie ein Irrenhaus“ gewesen: „Die Entführer waren zugleich die Geisteskranken, die Pfleger und die Wächter.“

Vergangenen Mittwoch gab es einen Neuzugang. Mit der Entführung des deutschen Staatsbürgers Ralph Rudolf Schray, 30, brüstete sich einen Tag später ebenfalls die „Organisation für revolutionäre Gerechtigkeit“, die Peiniger von Auque und Normandin.

Stets tragen die libanesischen Kidnapping-Gruppen, die nun insgesamt 22 ausländische Geiseln halten, pompöse und martialisch klingende Namen: „Partisanen der islamischen Dschihad-Organisationen“, „Organisation der Unterdrückten der Erde“ oder „Islamischer Heiliger Krieg für die Befreiung Palästinas“.

Doch dahinter verbergen sich oft lediglich professionelle Banditen, die ausschließlich auf hohe Lösegelder aus sind.

Häufig mit Erfolg. So kassierte im Oktober 1987 eine Gruppe „Arabische revolutionäre Zellen“ von der Regierung Südkoreas 1,5 Millionen Dollar. Für diesen Betrag ließen die Geiselnehmer den südkoreanischen Diplomaten Do Chae Sung nach 21 Monaten laufen. Eine lange Haftzeit, aber bei weitem nicht die schlimmste: Der US-Journalist Terry Anderson ist schon seit dem 16. März 1985 in der Gewalt von Kidnappern.

Die Entführer der neuen deutschen Geisel – der Hoechst-Vertreter Rudolf Cordes ist schon seit Januar 1987 in West-Beirut verschwunden – hatten es nach dem Stand vom Freitag vergangener Woche wohl nicht in erster Linie auf Lösegeld abgesehen. Für sie ist Menschenraub offenbar ein wirksames Mittel zur Durchsetzung politischer Ziele – und in den Fällen Cordes wie Schray spielen vermutlich familiäre Motive die entscheidende Rolle.

Hinter der „Organisation für revolutionäre Gerechtigkeit“ verbirgt sich die mächtige Hisb Allah, Drahtzieher für die meisten Entführungen in den vergangenen drei Jahren im Libanon.

* Im August 1987 bei der Hochzeit mit Frau Rana.



Syrischer Soldat in West-Beirut: Suche nach dem Geisel-Versteck

Diese Gottespartei, eine Ansammlung radikaler schiitischer Freischärler, wird ideell und wirtschaftlich vom Iran unterstützt. Hisb-Allah-Krieger erhalten ihre militärische Ausbildung im nordlibanesischen Bekaa-Tal durch persische Pasdaran, die Revolutionswächter des greisen Schiiten-Chefs Ajatollah Chomeini.

An der politischen Führungsspitze der Hisb Allah stehen die Söhne zweier libanesischer Großfamilien: Imad Moghania und Abd el-Hadi Hamadi, dessen einer Bruder Mohammed Ali als mutmaßlicher TWA-Hijacker in Frankfurt auf seinen Mordprozeß wartet. Der andere Bruder, Abbas Hamadi, steht in Düsseldorf vor Gericht (siehe S. 98).

Mohammed Ali wurde von Bonn nicht an die USA ausgeliefert – deutsche Gegenleistung für die Freigabe des in Beirut entführten Siemens-Technikers Alfred Schmidt. Doch der weiteren Erpressung – Austausch der in Deutschland Gefangenen gegen die Geisel Cordes – wollte sich Bonn nicht beugen.

Dies war eine bislang unbekannte Erfahrung für den Hisb-Allah-Sicherheitschef Abd el-Hadi Hamadi. Denn der hochgewachsene Libanese, früher ein enger Vertrauter des PLO-Chefs Jassir Arafat, ist gewohnt, daß seine Befehle befolgt werden.

Sein Clan gilt in einem Land, das seit Jahrhunderten von Familien beherrscht wird, als besonders einflußreich.

Der Großsippe steht Sabri Hamadi vor, einer der mächtigsten schiitischen Politiker im Staat. Er besitzt im Bekaa-Tal gewaltige Ländereien, auf denen er Haschisch anbaut – Quelle seines Reichtums. Seinen Besitz ließ er einige Zeit – so hervorragend sind seine Beziehungen – von den „Sicherheitskohorten“ des syrischen Präsidenten-Bruders Rifaat el-Assad bewachen.

Der Clan ist über das ganze Land verzweigt, Abd el-Hadi Hamadi sowie seine Brüder Abbas und Mohammed Ali stammen aus einem kleinen Dorf im Südlibanon, unweit der israelischen Grenze. Vor allem Abd el-Hadi gilt im Entführungsgeschäft als Vollprofi. Unter seiner Anleitung hat die Hisb Allah schon zahlreiche Kidnapping-Aufträge für nahöstliche Regime ausgeführt, etwa für Syrien, Iran, Libyen und die PLO. Doch bei diesen Geiselnahmen handelte er stets im Interesse seiner Gottespartei und nicht dem seiner Familie.

Als Abd el-Hadi Hamadi, möglicherweise auch auf Druck der iranischen Freunde, im September 1987 den ebenfalls entführten Schmidt freiließ, hielten einige seiner Unterführer dieses „Zugeständnis“ für einen Fehler, ausgelöst durch familiäre Sentimentalität. Ein Hisb-Allah-Funktionär: „Eine Geisel ist gut, aber zwei sind viel besser.“

Doch die Beschaffung eines neuen Gefangenen sollte sich als kompliziert herausstellen: Zwar kennen die Hisb-Allah-Führer über ihren kleinen, aber äußerst effektiven Geheimdienst im voraus die Passagierlisten aller in Beirut ankommenden Flugzeuge, aber ein Deutscher war in den vergangenen Wochen offensichtlich nicht dabei.

Seit der Entführung von Cordes und Schmidt waren praktisch alle deutschen Staatsbürger, soweit die Botschaft sie kannte, in den sicheren christlichen Osten der geteilten Hauptstadt evakuiert worden. Im Westteil geblieben, so glaubten die Diplomaten, waren nur deutsche Frauen, die seit vielen Jahren mit Libanesen verheiratet sind.

In West-Beirut, so ging damals der Spruch unter den evakuierten Europäern, blieben nur „Lebensmüde“ zurück, oder solche, „die schon längst vergessen haben, daß sie Ausländer sind“.

In diese Kategorie gehörte wohl Ralph Rudolf Schray. Er war trotz seines westdeutschen Passes in der deutschen Kolonie unbekannt. Er wurde als Sohn eines deutschen Vaters und einer palästinensischen Mutter geboren. Den Vater hat er nie kennengelernt, in dessen Heimat, beteuerte vergangene Woche seine junge schwangere Frau, war er „nie gewesen“, dessen Sprache könne er „kaum“ sprechen.

War also Schray, wie kurz nach dem Kidnapping ein libanesischer Polizeioffizier vermutete, „der einzige männliche Deutsche, den die Hisb Allah in West-Beirut noch kassieren konnte“?

Ende vergangener Woche durchkämmten Tausende Elitesoldaten der syrischen Ordnungsmacht ganze Beiruter Stadtviertel nach dem Geisel-Versteck und errichteten zusätzliche Kontrollposten. Über den christlichen Radiosender forderte das syrische Militärkommando die Entführer auf, ihr jüngstes Opfer „umgehend“ freizulassen.

Doch ob der Einfluß Syriens, des wichtigsten arabischen Verbündeten im Golfkrieg, auf die Chomeini-gesteuerten Gotteskrieger stark genug war, blieb fraglich. Denn weit mehr als politische Rücksichtnahmen, zumal in Geiselfällen, zählen im Libanon die Familienbande.

NAHOST

Auf dem Tiefpunkt

Der Palästinenser-Aufstand bringt Ägypten in Verlegenheit: Präsident Mubarak läßt die Beziehungen zu Israel erkalten, will sie aber nicht abbrechen.

Ein Tourist aus Israel nahm rasch seine nilblaue Kipa vom Kopf, ehe er sich an einen der runden Tische in Kairos historischem Café „Groppi“ setzte. „Diese jüdische Kopfbedeckung kann die Ägypter provozieren, wo unsere Soldaten doch jetzt den Palästinensern die Knochen brechen“, erläuterte er einem israelischen Reisegefährten.

Doch der nubische Kellner im „Groppi“ begrüßte die Gäste aus dem ehemaligen Feindesland mit einem hebräischen „Schalom“, und ein junges ägyptisches Paar verwickelte die jüdischen Touristen in ein Gespräch.

Die Existenz sichtbarer Beziehungen zwischen Ägypten und Israel haben auch die Regierungen der meisten Araberstaaten akzeptiert, indem sie ihre diplomatischen Beziehungen zu Kairo nach zum Teil über achtjähriger Pause unlängst wiederaufnahmen.

Die Chefdelegierten der Staaten bei der Arabischen Liga in Tunis lehnten es sogar ab, über die Forderung Syriens und Libyens auch nur zu diskutieren, Ägypten angesichts des palästinensi-

schen Volksaufstands gegen die israelischen Besatzer ultimativ zum Abbruch seiner Beziehungen mit dem Judenstaat aufzufordern.

Grund: Aus Furcht vor dem expansionslüsternen Iran setzen vor allem die wirtschaftlich wichtigen Golfstaaten auf Ägyptens Präsidenten Husni Mubarak. Die zwar abgekühlten, aber nach wie vor intakten Beziehungen zwischen dem größten Araberstaat und dem „zionistischen Erzfeind aller Araber" (Radio Damaskus) fallen da offenbar nicht sehr ins Gewicht.

Realist Mubarak versteht sich gerade jetzt als Vermittler zwischen Arabern und Israelis, ist er doch der einzige Staatschef des Nahen Ostens, der gleichzeitig zu Israel, den meisten arabischen Staaten und der PLO Beziehungen unterhält.



Gast Mubarak, Gastgeber Reagan*: „Allah hat uns Verstand gegeben"

Auf seine freundschaftlichen Bande zu den USA und den EG-Staaten bauend, startete der Ägypter eine eigene Friedensinitiative: sechsmonatiger Gewaltverzicht in den von Israel besetzten Gebieten Westjordanien und Gaza sowie Einstellung des jüdischen Siedlungsbaus, alles als Vorbereitung einer internationalen Nahostkonferenz. Dann reiste er zu Ronald Reagan.

Doch die Rolle des ehrlichen Maklers kann sich Mubarak nur so lange leisten, wie der Aufstand in den besetzten Gebieten nicht zu einem wirklichen Bürgerkrieg wird. Schon vor den blutigen Unruhen auf dem Jordan-Westufer und im Gazastreifen hatten ägyptische Zeitungen wieder Zweifel an Israels Friedensbereitschaft geäußert. „Israel will sich nur weiter ausdehnen, auch um den Preis seines Friedens mit Ägypten", hämmerte die linke Nasseristen-Postille „Stimme der Araber" ihren Lesern ein.

Mubaraks Pragmatismus hatte einen Bruch mit Israel schon 1982 verhindert, als die Israelis in den Libanon einmarschierten und die PLO militärisch zerschlugen. Die vier ägyptisch-israelischen Grenzübergänge blieben offen, sie wurden auch während des Palästinenser-Aufstands seit Dezember 1987 nicht geschlossen.

Bei Rafah, südwestlich von Gaza, schaffen ägyptische und israelische Reisebusse täglich mehrere hundert israelische und andere Urlauber über die Grenze. Den Übergang Taba am Roten Meer passieren israelische Touristen sogar ohne Visum und im eigenen Pkw.

Nach den genau eingehaltenen Bestimmungen des ägyptisch-israelischen Friedensvertrags dürfen dort einreisende Israelis ohne umständliche Formalitäten bis zum Kap Nusrani im Süden der Sinai-Halbinsel fahren. Die israelische Fluggesellschaft Arkia bietet nach wie vor Billig-Charterflüge zum Katharinenkloster an, der größten Attraktion des ägyptischen Süd-Sinai.

Israels internationale Fluggesellschaft El Al fliegt viermal die Woche im Liniendienst nach Kairo. Die Egypt-Air-Tochter Air Sinai, eigens für den Flugverkehr mit Israel geschaffen, bedient die 50-Minuten-Strecke Kairo–Tel Aviv dreimal wöchentlich.

Im letzten Jahr besuchten mehr als 60 000 Israelis das Land der Pharaonen. Der Strom israelischer und anderer Touristen, die über Israel einreisen, ist ein wirtschaftlicher Faktor für Ägypten geworden. Hebräische Hinweisschilder in Kairos „Marriott Hotel" oder im „Ramses Hilton" sind die Regel.

Entgegen den Anfangserwartungen der Tourismusmanager blieb der Grenzverkehr allerdings eine Einbahnstraße. Das ägyptische Innenministerium stellte 1987 nur noch 200 ägyptischen Staatsbürgern den für Israelreisen erforderlichen Sonderreisepaß aus: Je hartleibiger sich Israel in der Palästinafrage zeigte, um so deutlicher schraubte Kairo die Normalisierung zurück. Schüler- und Studentenreisen finden nicht mehr statt. Die oppositionelle liberale Wafd-Partei forderte ein Einreiseverbot für Israelis.

Die orthodoxe Moslembruderschaft, die linke Sammlungspartei und demonstrierende Studenten der Kairoer Ain-Schams-Universität sowie der islamischen Al-Azhar-Hochschule verlangten gar die sofortige Aufkündigung des Friedensvertrags mit Israel. Die von radikalen Moslems unterwanderten Berufsverbände der Ärzte und Rechtsanwälte, aber auch das Journalistensyndikat, untersagten ihren Mitgliedern, mit Israelis Kontakt aufzunehmen.

Dennoch haben inzwischen fast alle Chefredakteure der großen ägyptischen Zeitungen und Verlage Israel besucht. Radio Kairo strahlt nach wie vor ein hebräischsprachiges Programm aus. Die direkten Telephon- und Telexverbindungen mit Israel wurden trotz Drängens der Opposition nicht gekappt.

Aber: Nach Ansicht eines der drei in Kairo verbliebenen israelischen Agrarexperten sind die Beziehungen „auf dem Tiefpunkt" angelangt: „Sie müßten entweder abgebrochen oder verbessert werden." Jedenfalls machen die harten Unterdrückungsmaßnahmen der israelischen Armee in den besetzten Gebieten eine Aufwertung dieser Beziehungen auf absehbare Zeit unmöglich. Antiisraelische Kundgebungen der Opposition und groß aufgemachte Medienreportagen über die blutigen Ereignisse in den besetzten Gebieten lassen das nicht zu.

Mehr Engagement aber möchte Staatspräsident Mubarak jetzt nicht zeigen. „Die Abberufung unseres Botschafters aus Israel löst das Problem nicht", belehrte er arabische Kritiker: „Allah hat uns Verstand gegeben, damit wir uns von der Vernunft leiten lassen."

Der Ägypter möchte seine Beziehungen zum Judenstaat für die Palästinenser nutzen. Sein politischer Berater Ussama el-Bas traf jüngst Abraham Tamir, den Generaldirektor des israelischen Außenministeriums, um mit ihm über die Vorbereitung einer internationalen Nahostkonferenz zu diskutieren.

Israels Außenminister Schimon Peres nannte Mubaraks Initiative „einen Schritt in die richtige Richtung", wenngleich sein Premier Jizchak Schamir davon immer noch nichts wissen will.

Elias Freidsch, der palästinensische Bürgermeister von Betlehem, begrüßte Ägyptens Vorstoß mit den Worten: „Dankeschön für den realistischen Gedankenansatz."

---

* Vorige Woche mit Nancy Reagan und Susem Mubarak im Weißen Haus.

SPIEGEL Gespräch

„... dann gnade Gott Arabern und Juden"

Jordaniens König Hussein über den Aufstand der Palästinenser gegen Israel



Hussein (M.) beim SPIEGEL-Gespräch*: „Ich fühle eine moralische Verantwortung"

SPIEGEL: Majestät, seit acht Wochen kämpfen die Palästinenser in den besetzten Gebieten gegen Israel. Offensichtlich wurde die Besatzungsmacht von der Wut und der Ausdauer der Aufständischen überrascht. Sie auch?

HUSSEIN: Nein, es war keine Überraschung für mich, es gab genug Warnzeichen. Nach 20 Jahren Unterdrückung und Demütigung war zu erwarten, daß die Palästinenser die Welt auf ihr Los aufmerksam machen würden. Dies ist nur der Anfang. Die Revolte wird noch blutiger, wenn die Friedensbemühungen nicht verdoppelt werden.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich diesen plötzlichen Ausbruch von Haß und Gewalt?

HUSSEIN: Viele Jahre hindurch hat sich das palästinensische Volk auf die arabischen Staaten verlassen und gehofft, daß deren Regierungen ihm bei der Sicherung seiner Rechte helfen würden. Natürlich haben die Araber das Beste versucht. Dann haben die Palästinenser auf die PLO vertraut. Aber die Zeit verging, die Bedingungen wurden immer schlechter, und die Menschen in den besetzten Gebieten erreichten schließlich einen Punkt, an dem sie aus Verzweiflung zu allem bereit waren.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß der Aufstand weitergeht, oder kann die israelische Militärmacht den Widerstand bald brechen?

HUSSEIN: Gewalt, und wäre sie noch so geballt, kann die Sehnsucht der Menschen nach ihren legitimen Rechten nicht zerstören. Der einzig vernünftige Ausweg aus dieser Lage besteht in einer Überprüfung aller Positionen und Interessen. Das Problem kann nur gelöst werden, wenn das Recht aller Menschen auf ihr jeweiliges Land anerkannt wird.

SPIEGEL: Könnte dies der Beginn eines neuen arabisch-israelischen Kriegs sein, mit dem Feind diesmal innerhalb der israelischen Grenzen?

HUSSEIN: Dies ist eine Bewegung, die in den besetzten Gebieten entstanden ist und von den Gefühlen der Menschen in diesen Gebieten angefacht wird. Es ist nicht, wie die Israelis immer wieder behaupten, eine Bewegung, die von außen gelenkt wird.

SPIEGEL: Es fällt in der Tat auf, daß die jungen Palästinenser keine Hilfe von ihren arabischen Brüdern erwarten. Will diese neue Palästinensergeneration von dem jordanischen König überhaupt noch etwas wissen?

HUSSEIN: Der jordanische König wird weiterhin alles tun, um die Hoffnungen und die Rechte der Palästinenser auf ihr Land zu stärken.

SPIEGEL: Betrachten Sie die Aufständischen denn noch als Ihr Volk? Fühlen Sie sich verantwortlich für sie?

HUSSEIN: Natürlich fühle ich eine moralische Verantwortung, so wie jeder in der arabischen Welt. Ich fühle mich aber nicht in dem Sinne für sie verantwortlich, als wären sie meine Unterta-



Steinewerfende Palästinenser im Gazastreifen: „Aus Verzweiflung zu allem bereit"

* Mit Redakteuren Romain Leick und Adel S. Elias im Königspalast in Amman.



Brennendes Amman nach palästinensisch-jordanischen Kämpfen 1970: „Für dieses Land ging es ums Überleben"

nen. Das waren sie nie, nicht einmal zwischen 1950 und 1967, als das Land westlich und östlich des Jordans in einem Staat vereinigt war.

SPIEGEL: Die PLO beansprucht, der einzige rechtmäßige Vertreter des palästinensischen Volkes zu sein. Wer spricht denn nun für die unterdrückten Menschen dort? Jassir Arafat oder Sie?

HUSSEIN: In der jetzigen Lage muß jeder versuchen, sein Bestes zu geben. Natürlich ist die PLO der einzige rechtmäßige Vertreter des palästinensischen Volkes. Aber die PLO muß sich heute fragen, ob sie die Wünsche und Gefühle des palästinensischen Volkes noch richtig aufnimmt. Wenn sie das nicht schafft, dann können sehr schnell neue Realitäten entstehen, von denen die PLO wie die ganze arabische Welt überrascht würden. Es gibt in den besetzten Gebieten eine neue Dynamik, eine Gärung, die jeden von uns dazu bewegen sollte, in sich zu gehen und so schnell wie möglich mit den richtigen Antworten überzukommen.

SPIEGEL: Ist den arabischen Führern denn klar, daß Gewalt und Kriege nicht die richtige Antwort sind und eine Lösung nur durch Verhandlungen zu erreichen ist?

HUSSEIN: Ich glaube, daß die Araber längst für eine friedliche Lösung optiert haben. Die Frage ist nicht mehr, daß Israel existiert, sondern was für ein Israel.

SPIEGEL: So klar hat sich die PLO ja bisher nicht geäußert. Deshalb war bislang keine israelische Regierung bereit, mit ihr direkte Verhandlungen aufzunehmen. Warum sind aber Sie nicht zu direkten Gesprächen bereit, so wie Ägypten Ende der siebziger Jahre?

HUSSEIN: Auch Ägypten ist heute mit uns der Meinung, daß die Probleme nicht gelöst wurden. Kein arabischer Führer ist berechtigt, allein für die Palästinenser zu sprechen und zu handeln. Das palästinensische Problem muß auf zwei Ebenen diskutiert werden: mit dem palästinensischen Volk selbst, dessen legitimer Vertreter die PLO ist, aber auch mit den Regierungen der arabischen Staaten, welche die PLO dabei unterstützen. Das sieht Ägypten nicht anders als wir.

SPIEGEL: Immerhin hat Ägypten durch direkte Verhandlungen den Sinai zurückbekommen. Sie haben im Sechstagekrieg mehr verloren und bis heute nichts zurückerhalten.

HUSSEIN: Ich will Ihnen mal ein kleines Geheimnis verraten. Ich habe nach 1967 die USA mehrfach herausgefordert: Wenn sie mir garantieren könnten, daß ich alle verlorenen Gebiete einschließlich des Ostteils von Jerusalem wiedergewinnen würde, dann wäre ich bereit, mit ihnen jeden Weg zu gehen, der zu diesem Ziel führt. Aber da ich weiß, daß sie mir diese Garantie niemals geben können, werde ich unter gar keinen Umständen in eine Richtung marschieren, die nur zu neuen Schwierigkeiten für die Lösung des gesamten Problems führen würde. Wenn es nur um Jordanien ginge – wir haben mit den besetzten Gebieten die allerwenigsten Probleme. Aber Jordanien ist der palästinensischen und der arabischen Sache verpflichtet.

SPIEGEL: Immerhin heißt es, Sie hätten sich schon oft heimlich mit hochrangigen israelischen Politikern getroffen, zum Beispiel mit Schimon Peres, dem Chef der Arbeitspartei. Stimmt das?

HUSSEIN: Meine Antwort darauf lautet: Das einzige Forum für Verhandlungen zwischen den Israelis und uns ist die internationale Friedenskonferenz, um deren Zustandekommen wir uns bemühen.

SPIEGEL: Vielleicht haben Sie ja mit einigen diskreten Begegnungen die Chancen für diese Konferenz getestet?

HUSSEIN: Es ist normal, seine Chancen zu testen. Jeder tut das, wir und die Israelis auch. Es gibt viele Wege, die Positionen seiner Partner und Gegenspieler zu prüfen. Aber eine Lösung führt nur über Verhandlungen, und Verhandlungen führen nur über eine internationale Friedenskonferenz.

SPIEGEL: Von dieser Konferenz wird schon seit Jahren ohne Folgen gesprochen. Welche Prozedur schlagen Sie vor?

HUSSEIN: Die Grundlage dafür sind die zwei bekannten Uno-Resolutionen – die Resolution 242, die jede kriegerische Landnahme für unzulässig erklärt, und die Resolution 338, die zu einer Lösung des Problems unter der Schirmherrschaft der fünf ständigen Mitglieder des Uno-Sicherheitsrats aufruft. Es gibt ja schon ein Beispiel dafür, wie diese fünf sich bemühen, eine gefährliche Krise in dieser Region zu lösen – den Krieg im Golf. Warum sollte es nicht möglich sein, daß sie sich nun auch dem palästinensischen Problem zuwenden?

SPIEGEL: Davor liegen Hürden, die einstweilen unüberwindlich erscheinen. Zum Beispiel will Israel die Teilnahme der Sowjet-Union nur dann akzeptieren, wenn Moskau diplomatische Beziehungen mit Jerusalem wiederaufnimmt und die sowjetischen Juden nach Israel auswandern läßt. Können Sie damit einverstanden sein, daß mehr Juden nach Israel einwandern – nur um den Sowjets die Gelegenheit zu geben, an dieser Konferenz teilzunehmen?

HUSSEIN: Das ist eine sonderbare und völlig unrealistische Art der Israelis,

sich dem Problem zu nähern. Sie haben sich ja auch früher, etwa 1973, nicht geweigert, an einer internationalen Nahostkonferenz unter der Aufsicht der beiden Supermächte teilzunehmen, obwohl Israel auch damals keine Beziehungen zur Sowjet-Union unterhielt. Erst im vergangenen Herbst haben die Amerikaner wieder vorgeschlagen, statt der fünf ständigen Mitglieder des Sicherheitsrates sollten nur die beiden Supermächte an der Lösung des Palästinaproblems mitwirken. Israel war damit einverstanden.

SPIEGEL: Aber Sie nicht.

HUSSEIN: Wir ziehen eine Beteiligung der fünf vor, damit es nicht zu einer Polarisierung des Problems zwischen den beiden Supermächten und den sich um sie scharenden Parteien kommt. Wenn Israel dies ablehnt, dann ist das nur ein taktisches Manöver, um vor einem äußerst dringlichen Problem davonzulaufen. Es muß sofort gehandelt werden, bevor die Zeit abläuft und der psychologisch fatale Moment erreicht wird, an dem alle Hoffnungen verlorengehen. Dann würde diese Region in die Katastrophe stürzen.

SPIEGEL: Ein weiteres Hindernis ist die Beteiligung der PLO.

HUSSEIN: Die PLO sollte eingeladen werden. Für alle Teilnehmer müssen allerdings folgende Kriterien gelten: Annahme der Uno-Resolutionen 242 und 338, Verzicht auf Gewalt und die Bereitschaft, das Palästinaproblem als Ganzes in allen seinen Verästelungen zu lösen.

SPIEGEL: Sie hatten 1985 die Bildung einer gemeinsamen jordanisch-palästinensischen Delegation vorgeschlagen. Gilt das noch?

HUSSEIN: Natürlich. Wir haben diesen Vorschlag nur gemacht, um die Teilnahme der Palästinenser gegen den starken Widerstand der USA und der israelischen Regierung sicherzustellen.

SPIEGEL: Wer bestimmt denn, welche Palästinenser in diese gemeinsame Delegation entsandt würden – Sie oder Arafat? Die Israelis lehnen jeden ab, den sie für einen Terroristen halten.

HUSSEIN: Das ist eine Frage der Kriterien. Wenn Terrorismus ein Ausschließungsgrund ist, hat dann nicht auch die arabische Seite das Recht, zu prüfen, welche Israelis an einer solchen Konferenz teilnehmen? Ich glaube, die PLO sollte eingeladen werden, und wenn sie mit dem Willen kommt, das Problem zu lösen, dann sollte sie auch willkommen geheißen werden – so wie die Israelis und ihr Beitrag zum Frieden willkommen sind.

SPIEGEL: Die Sowjet-Union würde ja auf einer solchen Konferenz die arabische Position stärken. Was erwarten Sie demgegenüber von den USA? Glauben Sie wirklich, daß die Amerikaner Israel unter Druck setzen?

HUSSEIN: Leider haben wir in jüngster Zeit mit ansehen müssen, daß die extremistischen Elemente in Israel ihren Einfluß auf die amerikanischen Entscheidungsträger verstärkt haben. Das hat die US-Politik schwer behindert. Ich hoffe, daß die USA durch das, was jetzt in Palästina geschieht, wachgerüttelt werden, und daß sie ihre Verantwortung endlich wahrnehmen.



Araberführer Arafat, Hussein
„Jeder von uns sollte in sich gehen"

SPIEGEL: In diesem Jahr – vor Wahlen in Israel und in den USA – wird wohl aus der internationalen Friedenskonferenz nichts mehr. Inzwischen aber geht die Tragödie der Palästinenser in den besetzten Gebieten weiter. Ägyptens Präsident Mubarak hat zu einem sechsmonatigen Moratorium von Gewalt und Unterdrückung aufgerufen. Dagegen sagen Arafat und auch Syrien, der Aufstand müsse weitergehen.

HUSSEIN: Mubarak will die Welt dazu bringen, sich so schnell wie möglich mit unserer Tragödie zu befassen. Er verbindet den Gewaltverzicht mit der raschen Einberufung einer Friedenskonferenz.

SPIEGEL: Arafat hat die Entsendung einer Uno-Friedenstruppe angeregt, die für die Sicherheit der Palästinenser unter israelischer Herrschaft sorgen soll.

HUSSEIN: Das ist Arafats Vorschlag. Ich weiß nicht, was daraus wird.

SPIEGEL: Israels Außenminister Peres hat Ihnen angeboten, Jordanien solle die Kontrolle im Gazastreifen übernehmen. Wären Sie bereit, jordanische Truppen und Polizisten dorthin zu entsenden?

HUSSEIN: Wir haben das nicht erwogen, und wir sind auch nicht darum gebeten worden. Die Situation im Gazastreifen, die besonders angespannt ist, läßt sich nicht trennen von der Situation im Westjordanland und allen besetzten Gebieten. Wir brauchen keine Zwischenlösungen, wir brauchen eine endgültige Lösung.

SPIEGEL: Haben Sie vielleicht Angst, daß Ihre Soldaten im Gazastreifen genauso mit Steinen beworfen würden wie die Israelis?

HUSSEIN: Ich glaube nicht, daß unsere Truppen dort auftauchen werden.

SPIEGEL: Wie soll denn nun die endgültige Lösung des Palästinaproblems aussehen? Müßte eine Friedenskonferenz zur Schaffung eines selbständigen Palästinenserstaates auf dem Westjordanufer führen, oder sollte dabei eine Konföderation zwischen Palästinensern und Jordanien herauskommen? Oder wollen Sie einfach Ihr Land zurück?

HUSSEIN: Nein, diese Option war immer unsere letzte Wahl. Wir wollen den Menschen in den besetzten Gebieten zu ihrem Recht auf Selbstbestimmung verhelfen. Das Volk hat das Recht, zu wählen, was es will. Es gibt viele Bande zwischen Jordaniern und Palästinensern. Sie gehören derselben Familie an.

SPIEGEL: Immerhin geben Sie den Palästinensern aus diesen Gebieten immer noch jordanische Pässe.

HUSSEIN: Das tun wir nur, um zu helfen.

SPIEGEL: Die PLO verdächtigt Sie, gar keinen Palästinenserstaat zu wollen. Wäre ein solcher Staat nicht tatsächlich eine Gefahr für Ihr Land und Ihre Herrschaft? Mehr als die Hälfte der jordanischen Bevölkerung besteht ja aus Palästinensern.

HUSSEIN: Nein, das bereitet uns keinen Kummer. Das ist etwas, was die Israelis behaupten, um Zwietracht zu säen.

SPIEGEL: Aber die PLO hat im September 1970 versucht, Sie zu stürzen. Wären Sie wirklich bereit, die Macht mit Arafats Anhängern, etwa in einer Konföderation, zu teilen?

HUSSEIN: Was wir im September 1970 erlebt haben, war eine Tragödie;

Über die einfache Kunst des Kopierens.
2. Kapitel: Wartung.

Nichts ist absurder, als auf das Warten eines Kopierers zu warten.



Solange ein Kopierer funktioniert, nimmt niemand Notiz von ihm. Er wird angestellt, benutzt, vergessen. Unscheinbar und unauffällig erledigt er die an ihn gestellten Aufgaben. Keiner würde vermuten, daß ein Kopierer imstande ist, den normalen Tagesablauf eines Unternehmens vollkommen auf den Kopf zu stellen.

Erst wenn ein Kopierer nicht funktioniert, also reparaturbedürftig ist, wird bewußt, welch bedeutende Rolle er innerhalb eines jeden Unternehmens spielt.

Dementsprechend wichtig ist es, daß eventuell anfallende Reparaturen prompt und ohne großen Zeitaufwand erledigt werden.

Noch dramatischer wird die Situation, wenn es sich um einen komplizierten, technisch hochentwickelten Kopierer handelt. Aufgrund seiner ausgefeilten Technik ist ein solches Gerät bei unsachgemäßer Behandlung natürlich

VON PHILIPP TANZMANN

besonders störanfällig. Und je länger es dauert, bis der Kopierer wieder funktionstüchtig ist, um so größer wird der Schaden, den er anrichtet.

Es empfiehlt sich daher, bei dem Kauf eines Kopierers darauf zu achten, daß der jeweilige Hersteller auch einen entsprechenden Wartungs-Service besitzt. Nur so kann sichergestellt werden, daß der Kopierer immer das macht, wozu er eigentlich geschaffen wurde: nämlich Kopieren.

Beispielhaft für einen Hersteller, der außer hochentwickelten Kopierern auch qualitativ hochwertige Beratung und Service bietet, steht TOSHIBA.

Einzigartig in Deutschland ist der Top-Service von TOSHIBA. Über dreihundert Mitarbeiter garantieren, daß der gekaufte Kopierer auch ständig einsatzbereit ist. Die speziell von TOSHIBA ausgebildeten Service-Techniker sind jederzeit abrufbereit, per Funk, Eurosignal oder Telefon.

In jedem Unternehmen, das einen TOSHIBA Kopierer kauft, werden Einweisungsgespräche geführt, die dafür sorgen, daß auch alle Mitarbeiter mit dem jeweiligen Gerät umgehen können. Und über 120 Werksvertretungen in ganz Deutschland helfen vom ersten Kontakt an, die richtige Kaufentscheidung zu treffen.



Hier sehen Sie das Siegel des Top-Service von TOSHIBA. Unsere speziell ausgebildeten und immer einsatzbereiten Service-Techniker bringen es nach jeder Wartung auf Ihrem TOSHIBA Kopierer an.

Firma

Name

Straße

PLZ Ort

Telefon SP 12



Leider kann ich die Messe nicht persönlich besuchen. Ich interessiere mich jedoch für die Kopierer von TOSHIBA und möchte Sie bitten, mir Unterlagen zukommen zu lassen.

In Touch with Tomorrow

TOSHIBA

TOSHIBA Europa (I.E.) GmbH, Kopierer Deutschland A&P, Hammer Landstraße 115, 4040 Neuss.

aber man darf nicht vergessen, daß Palästinenser und Jordanier auf beiden Seiten des Konflikts standen. Für dieses Land und seine Menschen ging es ums Überleben. Es galt, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen; das jordanische Volk wünschte das. Die Menschen in Jordanien waren damals und sind heute noch immer palästinensisch und jordanisch zugleich.

SPIEGEL: Rechte Israelis machen sich für eine ganz einfache Lösung stark: Man müsse nur die Palästinenser aus den besetzten Gebieten über den Jordan schicken. Dort gebe es schon einen Palästinenserstaat – Jordanien.

HUSSEIN: Das würde nichts lösen. Die Rechte der Palästinenser und die Besetzung palästinensischen Bodens sind das Problem. Es läßt sich nicht exportieren, und im übrigen ist Jordanien kein unbewohntes Land.

SPIEGEL: Aber ist der palästinensische Nationalismus nicht ein Feind, den Jordanien und Israel gemeinsam haben?

HUSSEIN: Das ist wieder eine dieser israelischen Insinuierungen. Ich bin genauso palästinensisch wie jeder Palästinenser. Ich glaube, daß es ein gemeinsames Band gibt, das alle Araber eint – der arabische Nationalismus.

SPIEGEL: Wir können gut verstehen, daß es Ihnen schwerfällt, mit Israels nationalistischen Likud-Vertretern zu reden. Wäre es Ihnen lieber, wenn Sie es nach den israelischen Wahlen nur mit der Arbeitspartei zu tun hätten?

HUSSEIN: Ich kann den Israelis und den Juden nicht sagen, wen sie wählen sollen. Ich kann nur hoffen, daß sie eine vernünftige und verantwortungsvolle Wahl treffen und daß sie über den Tag hinaus in die nahe Zukunft blicken.

SPIEGEL: Kein Israeli, egal wie friedenswillig er ist, wird bereit sein, jemals wieder auf Jerusalem zu verzichten. Können Sie sich vorstellen, daß die Araber den Juden diese heilige Stadt überlassen?

HUSSEIN: Jerusalem ist nur eine kleine Stadt, aber sie ist von größter Bedeutung für alle, die an Gott glauben. Jerusalem ist ein zu großes Problem, es darf nicht zum politischen Spielball werden. Es kann nicht gelöst werden, solange nicht auch die Rechte der Araber dort anerkannt werden. Niemand kann ja bestreiten, daß es einen arabischen Teil in dieser Stadt gibt, der 1967 besetzt wurde. Es ist unsere religiöse Pflicht, aus Jerusalem das Sinnbild des Friedens zu machen, das Symbol der Einheit zwischen den Gläubigen und dem Allmächtigen. In dieser heiligen Stadt sollten die Rechte aller gewahrt und geachtet werden.

SPIEGEL: Glauben Sie wirklich an eine friedliche Lösung dieser ja nahezu unlösbaren Probleme? Ist nicht jeder Kompromiß, der Israel zufriedenstellen würde, inakzeptabel für die Araber? Und wird Israel jemals nachgeben, solange es die Lage nicht als unhaltbar empfindet?

HUSSEIN: Sie ist schon dabei, unhaltbar zu werden.

SPIEGEL: Militärisch kann Israel mit jedem denkbaren Gegner in der Region fertig werden.

HUSSEIN: Lassen Sie mich nur mal bis zur Jahrhundertwende vorausschauen. Selbst wenn es bis dahin zu keiner gewaltsamen Eruption kommt – wie wird dann wohl die Relation zwischen Juden und Arabern in den besetzten Gebieten aussehen? Und lassen Sie mich zurückblicken auf die Gründung Israels. Diesem Staat lag der Gedanke zugrunde, daß die Juden eine Heimstatt haben müßten, um nie wieder verfolgt und als Menschen zweiter Klasse behandelt zu werden. Was bedeutet es moralisch, wenn Israel jetzt andere Menschen in ebendieser Weise behandelt?

Andererseits: Kann Israel den Arabern in den besetzten Gebieten politische Rechte gewähren? Wenn es das täte, was würde dann aus dem jüdischen Staat? Alle diese Probleme stehen ganz dicht vor uns, und sie konzentrieren sich in einem ganz engen Gebiet.

Wenn keine friedliche Lösung gefunden wird, dann mag schon bald eine Zeit kommen, in der weder Israel noch wir hier um Israel herum die Menschen auch nur mit Trinkwasser versorgen können. Ohne Frieden ist die Zukunft dunkel, und wir nähern uns rasch dem Augenblick, in dem die Hoffnung verlorengehen wird. Wenn das geschieht, wird es auch für mich und andere keinen Platz mehr geben, um nach einer Lösung zu suchen. Dann gnade Gott uns allen, Arabern und Juden.

SPIEGEL: Majestät, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

BELGIEN

Männer der Tat

Kommt die Société Générale, Belgiens allgegenwärtiger Großkonzern, unter italienische Kontrolle?

Zwei Kilo hat der flämische Konzern-Chef André Leysen in den vergangenen beiden Wochen durch ungewöhnlich aufreibende Arbeit abgenommen. Und es werden womöglich noch ein paar Kilo mehr sein, die der Mann in der nächsten Zeit durch die Aufregungen seines Manager-Amts verliert.

Leysen, als Chef der Industrie- und Finanzgruppe Gevaert bereits gut ausgelastet, hat sich Gewaltiges vorgenommen: Er will die Société Générale de Belgique, die weitaus größte und mächtigste Holding-Gesellschaft des Landes, unter seine Kontrolle bringen.



Finanzminister Eyskens, Gegner De Benedetti: Anschlag auf die alte Dame

Um das zu schaffen, muß der Flame einen Gegner ausschalten, der zur Zeit als geschicktester Konzernarchitekt Europas gleichermaßen geachtet und gefürchtet wird: Wie Leysen möchte auch der Italiener Carlo De Benedetti, der in der Zeitspanne von nur 15 Jahren vom Chef eines kleinen Turiner Familienbetriebes zum Regenten des drittgrößten italienischen Privatkonzerns aufstieg, über das Générale-Imperium herrschen.

Der fixe Turiner, der unter anderem den Computerhersteller Olivetti lenkt, hat einen Startvorteil: Durch heimliche Aufkäufe an der Börse verfügt er schon über 18,6 Prozent der Générale-Aktien. Er ist damit größter Anteilseigner.

Nach den versteckten Käufen der vergangenen Monate ließ De Benedetti vor-

letzte Woche die Tarnkappe fallen. Er verkündete den Générale-Managern, wer nun ihr größter Aktionär sei, und gab zugleich ein Übernahmeangebot für weitere 15 Prozent der Aktien bekannt.

Er werde, so De Benedetti, die Générale zur ersten Holding „mit europäischer Seele" ausbauen. Für diese Aufgabe tauge das bisherige „Feudal"-Regiment bei Générale nicht. Neue, frische Kräfte, so der Italiener, müßten her.

Nicht nur Générale-Chef René Lamy und dessen Kollegen waren geschockt. Fast ganz Belgien fühlte sich vom italienischen Stiefel in den Staub getreten.

Als „Aggressor" beschimpfte Lamy den Turiner. In der belgischen Presse wurde durch den Benedetti-Coup eine Lawine nationalistischer Kommentare losgetreten.

„Alle Männer an Deck . . . SOS Générale SOS", schlug die Tageszeitung „De Morgen" Alarm. „Die Beute ist Belgien Inc.", sah „Het Belang van Limburg" schon das ganze Land verramscht.

Die italienische Presse dagegen jubelte. „De Benedetti, König von Belgien", feierte der „Corriere della Sera" den Star-Manager.

Richtig daran: Die Générale ist weit mehr als das größte Unternehmen im kleinen Belgien. Die „alte Dame", wie sie halb spöttisch, halb respektvoll genannt wird, gilt als heimliche Herrscherin des Landes.

Mit Anteilen an über 1200 Unternehmen kontrolliert der Konzern, dessen imposantes Hauptquartier zwischen Königspalast und Parlament gelegen ist, fast ein Drittel der belgischen Wirtschaft. Die größte Bank und die größte Versicherung werden von der Générale dirigiert.

Der Konzern gebietet über Chemie- und Elektro-Unternehmen, produziert Waffen und verdient am Diamantengeschäft. Wie ein Krake umklammert er praktisch fast jede Branche.

Finanzminister Mark Eyskens wandte sich daher gegen die Attacke aus dem Süden der EG auf Belgiens wichtigstes Unternehmen. Die Générale sei so überragend wichtig für die Wirtschaft des Landes, argumentierte er, daß es gefährlich sei, sie einem Ausländer zu überlassen.

Noch in der Nacht nach De Benedettis Übernahmeofferte leitete die Générale-Führung eine Gegenoffensive ein. Sie beschloß, das Aktienkapital der Holding um über 40 Prozent zu erhöhen. Zwölf Millionen neue Anteilscheine sollten nur an „zuverlässige und kooperative Aktionäre" ausgegeben werden.

Mit diesem Manöver wollten Lamy und dessen Mitstreiter den Anteil De Benedettis drastisch drücken. „Sollen etwa künftig", putschte Lamy die nationalistischen Gefühle seiner Landsleute hoch, „die Entscheidungen über die belgische Wirtschaft in Turin fallen?"

De Benedetti ging daraufhin vor Gericht und holte sich eine einstweilige Verfügung gegen den Plan der Générale-Manager. Die endgültige Entscheidung über die Rechtmäßigkeit der Kapitalerhöhung fällt diesen Monat.

Nach dem Schlagabtausch zwischen Lamy und De Benedetti schaltete sich vergangene Woche auch Gevaert-Chef Leysen in den Kampf ein. Binnen fünf Tagen trieb er im In- und Ausland Kapitalgeber auf, die mit ihm für 1,5 Milliarden Mark die Sperrminorität von 25 Prozent an der Générale erwerben wollen.



Gevaert-Chef Leysen
„Jemand mußte ins Wasser springen"

„Jemand mußte ins Wasser springen", spielte sich der von der Regierung um Hilfe gebetene Manager als nationaler Retter auf. Er sei so eine Art belgischer De Benedetti, erklärte er: „Wir sind beide Männer der Tat, handeln im richtigen Augenblick und umgeben uns mit guten Mitarbeitern."

Gehandelt werden muß bei dem Traditionskonzern. Die alte Dame schleppt viel Ballast aus einer mehr als 150jährigen glanzvollen Firmengeschichte mit.

Es gehört zum Stil des Hauses, bei der Berufung von Managern oft mehr auf Adelstitel und feine Herkunft als auf fachliches Können zu achten. Noch heute residieren in den Führungsetagen der Holding Abkömmlinge des belgischen Königshauses und der Habsburger Dynastie. Bis vor wenigen Jahren zierte auch ein Prinz Napoleon die Gehaltsliste der Générale.

Das ehrwürdigste Unternehmen Belgiens ist noch acht Jahre älter als sein Heimatstaat. Der niederländische König Wilhelm I. hatte es 1822 gegründet, um die Industrialisierung des armen Südens in seinem Reich zu fördern. Nach der Gründung Belgiens im Jahr 1830 übernahm der belgische Monarch Leopold I. die Générale de Belgique.

Die Gesellschaft war beim Ausbau des Eisenbahnnetzes dabei, finanzierte den Kohlebergbau und war am Aufbau der Stahlindustrie beteiligt. Finanzmittel hatte sie überreichlich, denn sie diente jahrzehntelang als Notenbank und konnte somit ihr Geld selbst drucken.

Anfang des 20. Jahrhunderts baute die Générale die Eisenbahnlinie zwischen Peking und Hankou. Sie schürfte in den sagenhaften Kupfer-, Zinn-, Gold- und Kobalt-Minen des damaligen Belgisch-Kongo mit und profitierte später auch von der Urangewinnung.

Belgische Straßenbahnen fuhren in Kairo, Damaskus und Rio de Janeiro. Im vorrevolutionären Rußland besaß die Générale zahlreiche Fabriken.

In fast allen Bereichen des täglichen Lebens in Belgien ist die Générale auch heute noch präsent. Ob es um den Kabelanschluß für den Fernsehapparat geht, den Kauf von Immobilien, um den Strom oder das Gas fürs Haus – die alte Dame hat irgendwie damit zu tun. Rund 100 000 Arbeitnehmer sind von ihr abhängig.

Dabei hat, kritisiert inzwischen auch Finanzminister Eyskens, die Holding stets einen Teil des Landes mehr oder weniger ignoriert.

Weil Aristokratie und Großbürgertum stets französischsprachig waren, kamen die Flamen nicht ins Management; Flandern wurde bei Investitionen meist umgangen. Die alte Dame liebte nur die überwiegend frankophone Hauptstadt und Wallonien.

Wie auch immer der Kampf um die Générale ausgeht, Flandern wird in der Holding an Gewicht gewinnen.

Das hat nicht nur der gebürtige Antwerpener Leysen öffentlich zum Entsetzen militanter Frankophoner angekündigt. Auch Kontrahent De Benedetti umwirbt die Flamen. In einem Interview des flämischen Fernsehens beglückwünschte er die Belgier im Norden zu ihren „dynamischen Unternehmern".

Was die Flamen besonders freute: Der Italiener sprach zwei Sätze in ihrer Sprache.







Anti-Aids-Plakate aus Senegal, Uganda, Senegals Gesundheitsministerin Marie Sarr Mbodj

Afrika: Verstärkter Kampf gegen Aids-Gefahr

Auf Plakaten im Senegal feuert ein Soldat ein Kondom gegen eine Zielscheibe mit der Aufschrift „Aids“. In Sambia beschwören Balkenbuchstaben eine Schöne vor einer begehrlich starrenden Biertrinkerrunde: „Sag nein. Bleib bei *einem* Partner.“ In Kenia unterstützt eine Laienspielgruppe aus Prostituierten die Kampagne für die Benutzung von Präservativen. Mit Anschauungsmaterial und Erfahrungsberichten sowie einem Bekenntnis zu „Offenheit und Zusammenarbeit“, so die senegalesische Gesundheitsministerin Marie Sarr Mbodj, überraschten afrikanische Delegationen die Welt-Konferenz der Gesundheitsminister vergangene Woche in London. Im Kongo ist es Ärzten nicht länger verboten, Aids-Patienten über ihre Krankheit zu informieren. Mosambik legte trotz Hungersnot und Rebellen-Invasion erste Zahlen vor und verpflichtete sich zu einer Aids-Aufklärungskampagne. Kein afrikanisches Land versuchte die Aids-Epidemie herunterzuspielen, die vor kurzer Zeit oft noch als neokolonialistische Lüge oder „Problem der Weißen“ verdrängt worden war. Denn in einigen afrikanischen Staaten sind inzwischen bis zu einem Viertel aller 20- bis 40jährigen Träger des HIV-Virus. Experten gehen davon aus, daß in der nächsten Dekade im afrikanischen „Aids-Gürtel“ (Zaïre, Sambia, Tansania, Burundi, Ruanda, Uganda, Zentralafrikanische Republik) eine Million Menschen an Aids sterben werden. Charakteristisch für Afrika ist die etwa gleichmäßige Verbreitung der Krankheit unter Männern und Frauen, Folge heterosexueller Übertragung – Homosexualität ist auf dem Schwarzen Kontinent weitgehend unbekannt.

Liebesbriefe an eine Agentin

Die mutmaßliche nordkoreanische Agentin Kim Hyon Hui, 26, ist zum Publikumsliebling in Südkorea geworden. Am 15. Januar hatte sie in Seoul auf einer Pressekonferenz gestanden, jene Bombe gelegt zu haben, die am 29. November 1987 ein Flugzeug der Korean Air Lines über Burma zerriß und alle 115 Insassen tötete. In der Polizeihaft erhält die rätselhafte Frau, deren tatsächliche Identität immer noch ungeklärt ist, Dutzende von Liebesbriefen und Heiratsangeboten junger Südkoreaner. Zeitungen des Landes schreiben rührselige Geschichten über das „wunderschöne Leben“, das dem Mädchen sicher gewesen wäre, hätte es im Süden statt im Norden aufwachsen können. Rechtzeitig zur Sommer-Olympiade soll ein romantischer Film über das abenteuerliche Leben der Koreanerin auf den Markt kommen.



Agentin Kim Hyon Hui

Schüchtert FBI Reagan-Gegner ein?

Wenige Tage vor dem Votum des Kongresses am 3. Februar über die Fortsetzung der Hilfe für die von den USA ausgehaltenen Contra-Rebellen in Nicaragua ist die Regierung Reagan in Verdacht geraten, heimische Gegner ihrer Mittelamerika-Politik mit Hilfe des FBI im Watergate-Stil ausspioniert und eingeschüchtert zu haben. Über 100 Solidaritätsgruppen, Kirchen, Gewerkschaften und Bürgerrechtsorganisationen soll das Bundeskriminalamt nach Angaben des New Yorker Center for Constitutional Rights observiert haben. Auch seien Informanten eingeschleust und Einbrüche in die Büros einiger Organisationen verübt worden. Zum Beweis legten Anwälte der mutmaßlich Bespitzelten vergangene Woche in Washington 1200 Seiten aus geheimen FBI-Dossiers vor. Der FBI-Zugriff auf die Reagan-Opposition sei „außer Kontrolle“ geraten und rieche nach „Einschüchterung“, klagte der demokratische Abgeordnete Don Edwards nach der Lektüre des brisanten Materials.

„Hadès“ mit größerer Reichweite

In die bisher dunkel gebliebenen Beteuerungen des französischen Staatspräsidenten François Mitterrand, ein atomarer Warnschuß Frankreichs müsse nicht unbedingt auf deutschem Boden niedergehen, kommt Sinn. Ein hochrangiger Pariser Stratege bestätigte jetzt, daß die künftigen „Hadès“-Raketen, die ab 1992 die im Elsaß stationierten und veralteten „Pluton“-Flugkörper ablösen sollen, eine größere Reichweite haben werden als bislang vorgesehen: Statt 350 sollen sie etwa 500 Kilometer weit fliegen können. Die „Pluton“ mit einer Reichweite von nur 120 Kilometer kann von Frankreich aus praktisch nur deutsches Territorium treffen, die „Hadès“ nach dem bisherigen Konzept ebenfalls. Frankreichs Raketeningenieure haben nun den Auftrag, die Reichweite der neuen Waffe so weit zu verlängern, daß sie über deutsches Territorium hinausreicht. Auch die verbesserte „Hadès“ soll nicht als taktische Gefechtsfeldwaffe konzipiert und mit Neutronensprengköpfen ausgestattet werden, sondern Teil der strategischen Abschreckung bilden.



FRANKREICH

Was feiern?

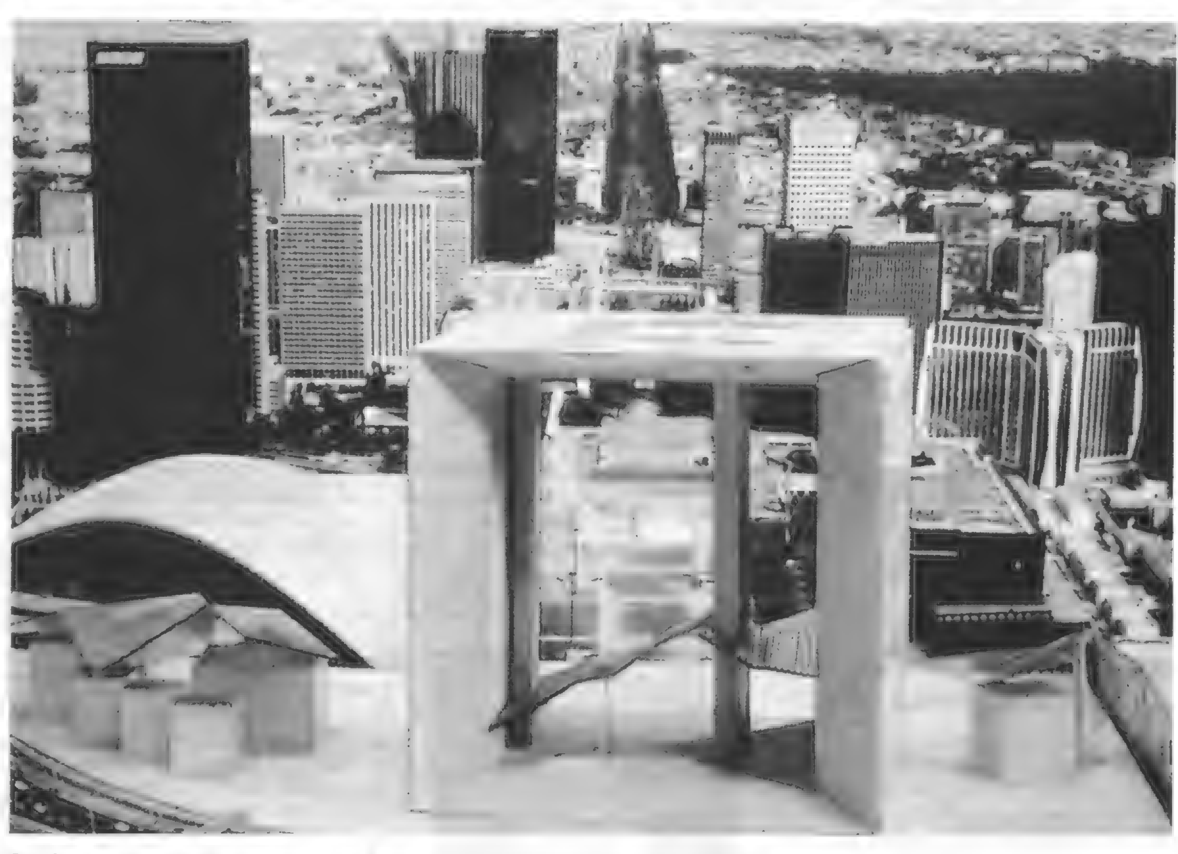
Schwieriges Jubiläum der Revolution von 1789 – das fast 200 Jahre zurückliegende Ereignis entzweit die Franzosen noch immer.

Noch ist der gewaltige Kubus von über 100 Meter Kantenlänge nicht vollendet, da haben ihn die Pariser Stadtführer schon in die Liste der Sehenswürdigkeiten aufgenommen.

Das Monstrum aus Beton, weißem Marmor und braungetöntem Glas, unter dessen Dach die Kathedrale von Notre-Dame Platz fände, wird erst im Frühjahr 1989 fertig sein und der Sicht-Achse vom Louvre zur Place de la Concorde mit dem Obelisken über die Champs-Elysées und den Arc de Triomphe im Wolkenkratzerviertel La Défense einen neuen Schlußpunkt setzen.

Als „Triumphbogen der Menschheit" soll die ungewöhnliche Konstruktion dem Gedenken an ein Ereignis dienen, das „die Nation immer noch zweiteilt" (so die Wochenzeitung „L'événement du jeudi"), obschon es fast 200 Jahre zurückliegt: die Französische Revolution von 1789.

Für die meisten hat sie die Welt mit der Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte sowie der Abschaffung der Feudalgesellschaft und ihrer Privilegien zu neuen Ufern des Fortschritts geführt, für eine Minderheit mündete sie in ein Meer von Blut.



Geplanter Revolutions-Kubus in Paris: „Triumphbogen der Menschheit"

Das ganze 19. Jahrhundert über stritten in Frankreich „Legitimisten" und „Republikaner" über Fluch und Segen des Jahres 1789. Revolutionsnostalgie eint andererseits extreme Gegner: Der Erzgaullist Michel Debré und auch der Erzsozialist Staatspräsident François Mitterrand verstehen sich als „Jakobiner". „Was sollen wir 1989 eigentlich feiern?" fragte „Le Quotidien de Paris" in einem Beitrag über das „unmögliche Jubiläum".

Als der Präsident des bereits hektisch tätigen Vorbereitungskomitees für die Festlichkeiten, der frühere Regierungschef Edgar Faure, 79, beim Diner mit einem politischen Freund über das Programm diskutieren wollte, spürte er deutliche Zurückhaltung. Sein Gesprächspartner gab ihm zu verstehen, er verspüre wenig Neigung zum Feiern; schließlich seien eine Reihe von Vorfahren seiner Ehefrau damals geköpft worden.

Faure gab deshalb die Parole aus, „um die Menschenrechte herum ein Fest der nationalen Aussöhnung" zu arrangieren: „Die Übertreibungen, die Massaker und all das, dessen wird nicht gedacht. Die Brüderlichkeit, die werden wir feiern."

Tatsächlich erscheint die Verkündung der Menschenrechte am 26. August 1789 durch die konstituierende Nationalversammlung, die Proklamation von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und Unverletzlichkeit des Eigentums noch am besten geeignet für eine ideologische Kohabitation aller Franzosen im Jubiläumsjahr, als kleinster gemeinsamer Nenner einer Revolution der Widersprüche, die

▷ den Despotismus des bourbonischen Königtums beseitigte, dafür aber dem Despoten Napoleon den Weg bereitete;
▷ die Freiheit des einzelnen proklamierte, zugleich aber Terror als Herrschaftsmittel sanktionierte;
▷ die Völker zur Freiheit aufrief, aber abtrünnige Provinzen im eigenen Land grausam unterdrückte.

Da die gewaltige Kraftanstrengung von 1789 schließlich 1815 in der Restauration der Monarchie endete, versuchten es die Revolutionäre noch mehrmals: 1830, 1848, 1871. Jedesmal stand am Ende eine neuerliche Restauration.

Die immer noch unbewältigte Vergangenheit verbietet es, dem geplanten Festival 1989 zuviel Tiefgang zu geben. Als Vorbild eignen sich besser die jährlichen Feiern am 14. Juli, dem Jahrestag der Erstürmung der Bastille, wenn überall im Lande die Franzosen paradieren, das traditionelle Feuerwerk abbrennen und auf der Straße tanzen. „Das Festliche wird sehr wichtig sein", verkündete Didier Hamon, der Beauftragte des Kulturministeriums für das Jubelfest: „Alle Leute feiern gern." Nur – diesmal wird alles viel gewaltiger, pompöser, wird Frankreich sich einer wahren Orgie des Revolutionsgedenkens hingeben.

In der Grande Halle des ursprünglich als Schlachthof konzipierten monströsen Ausstellungs-Komplexes La Villette soll schon im Juni 1988 unter dem Titel „1989 – Avant-première" eine Auswahl von 136 Vorhaben für das Gedenkjahr vorgestellt werden. Auf dem Programm stehen etwa ein großes Freiluftkonzert des französischen Pop-Komponisten Jean-Michel Jarre und, an bislang noch unbekanntem Ort, ein „Révoparc": ein Park mit Themen und Motiven der Revolution.

Zum Ruhme Frankreichs ist einigen Patrioten im Festjahr kein Weg zu weit. Da soll es eine Automobil-Rallye Paris–Moskau–Paris geben, andere Nostalgiker wollen zu Fuß nach Peking wandern, wieder andere den höchsten Berg der Erde, den 8848 Meter hohen Mount Everest im Himalaja, besteigen. Auf dem Dach der Welt wollen die Alpini-



Jubiläumsplaner Faure*
„Der Massaker wird nicht gedacht"

sten dann die Deklaration der Menschenrechte in den Wind sprechen.

Eine Welle von Revolutions-Werken rollt derweil auf den französischen Büchermarkt zu, kaum ein Aspekt der fernen Ereignisse wird dabei ausgelassen. Nach Schätzung eines Verlegers werden mindestens 800 Neuerscheinungen die in 200 Jahren schon unüberschaubar gewordene Literatur bereichern – das neben dem Beton-Bogen zweite große Revolutionsdenkmal besteht aus bedrucktem Papier. Allein dem Spitzenrevolutionär Maximilien de Robespierre sind zahlreiche Werke gewidmet.

Da gibt es etwa ein Buch mit dem kategorischen Titel „Warum wir 1789 nicht feiern werden". Unter der Überschrift „Die Kosten der Französischen Revolution" versucht der Historiker und Journalist René Sédillot den Preis an Menschenleben auf französischer Seite für die Zeit zwischen 1789 und 1815 zu berechnen – Opfer der inneren Repression wie äußerer Kriege. Fünf Jahre nach dem Sturm auf die Bastille (bei dem sieben Gefangene befreit wurden) füllten insgesamt 400 000 Häftlinge die Gefängnisse der Republik, viele mußten das Schlimmste erwarten.

Zu Beginn der Revolution hatte Robespierre die Abschaffung der Todesstrafe gefordert. Die Nationalversammlung zog es vor, die Strafe zu demokratisieren und die bis dahin allein dem Adel vorbehaltene Enthauptung – das gemeine Volk wurde gepfählt, gehängt, gerädert, gevierteilt – allen Verurteilten zu gönnen.

Auf Betreiben des Arztes Dr. Joseph Ignace Guillotin wurde die von einem Standesgenossen, dem Vorsteher der Pariser Académie de Chirurgie, Dr. Louis, erfundene Köpfmaschine als Hinrichtungsgerät eingeführt. Im Januar 1793 fiel in Paris vor Tausenden von Schaulustigen das Haupt Ludwigs XVI., im Oktober folgte ihm seine Marie-Antoinette auf das Schafott – symbolträchtige Vernichtung jahrhundertealter Legitimität.

Die Machine de Gouvernement, wie sie offiziell hieß, arbeitete schon bald auf Hochtouren. An manchen Tagen rollten in Paris 60 Köpfe, von März 1793 bis Juli 1794 insgesamt 1862. Gelegentlich übertraf die Provinz gar noch die Hauptstadt an revolutionärem Vernichtungseifer. Die Hafenstadt Toulon stellte einen makabren Rekord auf: 200 Köpfe an einem einzigen Tag. In seiner Verlustrechnung kommt Autor Sédillot auf 2639 Tote durch die Guillotine im Paris der Revolutionsjahre, andere Historiker errechnen etwa 40 000 für das ganze Land.

Die Gesamtzahl der während der Revolutionsära gewaltsam ums Leben gekommenen Franzosen summiert Sédillot auf insgesamt zwei Millionen – etwa genauso viele wie der Erste und Zweite Weltkrieg zusammen dem Land abverlangten, allerdings bei insgesamt über 40 Millionen Einwohnern, während das Frankreich der Revolutionszeit nur 27 Millionen Menschen bevölkerten.

Die aus unterschiedlichen Schätzungen ermittelte Schreckensbilanz setzt sich zusammen aus etwa 400 000 Toten während der Revolutionskriege bis zum Jahr 1800, etwa einer Million französischer Opfer der Feldzüge Napoleons und etwa 600 000 Menschen, die während der Bürgerkriege oder auf dem Schafott starben.

Französische Historiker scheuen sich nicht, den erst im Zweiten Weltkrieg geprägten Begriff Genozid, Völkermord, auf ein schauriges Ereignis anzuwenden, das die Revolution schwer belastet: die Niederschlagung des großen antirevolutionären Aufstands in der Vendée am Unterlauf der Loire.

Die königstreuen und gläubigen Einwohner der westlichen Provinzen hatten

* 1979 bei der Anprobe seiner Akademierobe.



Enthauptung Ludwigs XVI. in Paris 1793: Von einer Despotie in die andere

die im Februar 1793 beschlossene Einberufung von 300 000 Mann mit einer Rebellion beantwortet – gegen Paris, für Königtum und Kirche. Per Dekret vom 2. August 1793 ordneten daraufhin die Machthaber im Konvent an, die Ortschaften der Region niederzubrennen und jeden Rebellen zu töten.

Beide Seiten suchten einander an Grausamkeiten zu überbieten. Als in der Hafenstadt Nantes Epidemien auszubrechen drohten, weil die Leichenberge der Getöteten das Trinkwasser vergifteten, ertränkten die Republikaner Hunderte von Gefangenen in der Loire und ließen sie ins Meer schwemmen – der Fluß wurde im Volksmund zur „Badewanne der Nation“. Die Aufständischen führten einen verbissenen Guerillakrieg gegen die Regierungssoldaten.

Der republikanische General François Westermann meldete das Ende der Strafaktion mit Worten, die an den fatalen Bericht des deutschen SS-Brigadeführers Stroop nach der Vernichtung des Warschauer Gettos 1943 erinnern: „Es gibt keine Vendée mehr . . . Ich habe die Kinder unter den Hufen meiner Pferde zerschmettert und die Frauen massakriert, die keine Straßenräuber mehr in die Welt setzen werden. Man kann mir nicht einen einzigen Gefangenen zum Vorwurf machen. Ich habe alles ausgelöscht.“

Allein etwa 400 000 Menschen fielen dem Gemetzel in diesem Teil Frankreichs zum Opfer. Sédillots Fazit: „Setzt man die Zahl der Betroffenen in Beziehung zur Gesamtbevölkerung, dann haben in den Westprovinzen während der Revolution mehr Menschen ihr Leben lassen müssen als Juden unter der Besatzung durch Hitler.“ Titel eines zum Revolutions-Festival erschienenen Vendée-Buches: „Der franko-französische Genozid“.

Konservative Kleriker der katholischen Kirche und Rechtsradikale der Nationalen Front möchten die Erinnerung an die schrecklichen Seiten der Revolution zum Anlaß nehmen, der offiziell verordneten Aussöhnung ein konterrevolutionäres Spektakel entgegenzusetzen. Mitte August 1989 wollen sie das „antirevolutionäre, katholische Frankreich, das dieses Namens wert ist“, in Paris zwischen Notre-Dame und Place de la Concorde versammeln. Treffen will die neue Bewegung, wie der Rechtsradikale François Brigneau formulierte, „die Allmacht des Judäo-Anarcho-Protestantismus“, die als Konsequenz der Revolution entstanden sei.

Unbeeindruckt vom Streit um die Bedeutung der Ereignisse vor fast 200 Jahren, haben Andenkenproduzenten schon eine Neuheit auf den Markt gebracht, die gute Chancen hat, das beliebteste Revolutionssouvenir zu werden: die detailgetreue, 18 Zentimeter große Nachbildung einer Guillotine aus Metall mit Silberpatina. Preis: 410 Franc, frei Haus.

Die Brillanten der Madame Galina Breschnewa

Der Historiker Roy Medwedew über Korruption und Vetternwirtschaft am Ende der Breschnew-Ära

Moskau rechnet mit der Breschnew-Zeit ab: Jurij Tschurbanow, Schwiegersohn des früheren Parteichefs Leonid Breschnew und dessen Vize-Innenminister, wird jetzt vor Gericht gestellt. Er soll 650 000 Rubel genommen haben – soviel, wie ein Sowjetarbeiter in 270 Jahren verdient. Über den Lebensstil des Angeklagten und seiner Frau Galina Breschnewa berichtet der Dissident Roy Medwedew, 62, aus Moskau für den SPIEGEL.



Breschnew-Tochter Galina (4. v. l.), Gatte Tschurbanow (l.)*: Schätze vergraben

Diese Frau ist jetzt 59 Jahre alt, aber sie sieht viel älter aus. Fast alle Freunde und Bekannten haben sie verlassen, mit ihrer Verwandtschaft verkehrt sie kaum noch. Sie bewohnt eine große Privat-Datscha im Ort Schukowka bei Moskau, die ihr Vater für sie kostenlos errichten ließ.

Sie ist mächtig in die Breite gegangen und unordentlich gekleidet, sie verläßt die Datscha selten. Ihr Mann, der ehemalige General Jurij Tschurbanow, 52, dem die gesamte Polizei der Sowjet-Union unterstellt war, hat alle Partei- und Staatsposten verloren und sitzt im Untersuchungsgefängnis Lefortowo. Er weiß sehr viel, seine Aussagen werfen lange Schatten nicht nur auf ihn selbst.

Seine Frau kam zweimal in eine Entziehungsanstalt, aber sie ist auch jetzt fast immer betrunken.

Die kleine Wachmannschaft, die in der Datschen-Siedlung der Spitzenfunktionäre auf Ordnung achtet, verhindert alle Versuche dieser Bewohnerin, nach Moskau zu fahren. In der Hauptstadt erzählt man sich, daß sie zuweilen nachts mit dem Spaten kontrolliere, ob die Schätze, die sie auf dem Grundstück um die große Datscha vergraben haben soll, noch da sind. Sie liest keine Zeitungen und begreift schlecht, was für eine „Perestroika“ sich ereignet – in unserem Land, wo sie ein Leben voller Abenteuer und Liebschaften hemmungslos und heiter ausleben konnte.

Galina Breschnewa, die Tochter des vor fünf Jahren verstorbenen Generalsekretärs der KPdSU Leonid Iljitsch Breschnew, bereitete ihrem Vater fast nur Ungelegenheiten.

Schon in der Schule zeichnete sie sich durch einen frechen und eigenwilligen Charakter aus, für Politik und Vaters Karriere interessierte sie sich nicht. Einige Zeit studierte sie Literatur am Pädagogischen Institut Dnepropetrowsk, dann Philologie an der Uni Kischinjow. Weder für die Wissenschaft noch für Erziehung hat sie sich je erwärmt.

Eine ihrer Kommilitoninnen erinnert sich, daß Breschnew seinerzeit als Parteichef der Unionsrepublik (Bundesland) Moldawien in die Universität kam und die Studentinnen aus ihrer Gruppe bat, seine Tochter irgendwie zu beeinflussen, dem Jugendverband Komsomol beizutreten: „Das ist sehr schlecht – ich leite die Parteiorganisation der ganzen Republik, meine Tochter aber will nicht einmal dem Komsomol beitreten.“

1951 gab der Wanderzirkus „Schapito“ ein Gastspiel in Kischinjow. Galina besuchte jede Vorstellung. Sie verliebte sich in Jewgenij Milajew, einen Kraftmenschen und Akrobaten, der eine Pyramide aus einem Dutzend Menschen hochstemmen konnte. Als der Zirkus Kischinjow wieder verließ, zog Galina mit, Milajew wurde ihr erster Ehemann.

* 1977; sitzend: Wiktorija und Leonid Breschnew; zweite v. l.: Galina-Tochter Wiktorija (aus der Ehe mit dem Artisten Milajew); vierter v. r.: Breschnew-Sohn Jurij.

In die Familie ihres Vaters kehrte sie erst nach einem Jahr zurück, mit einer Tochter, für die nun Leonid Breschnews Ehefrau Wiktorija sorgte.

Galina war mit Milajew acht Jahre zusammen, zur Scheidung kam es nach ständigen Streitereien, bei denen Galinas Eltern stets die Partei ihres Mannes ergriffen. Breschnew und seine Frau hingen an ihrem Enkelkind und bewahrten gute Beziehungen zu dem Kindesvater, der den Zirkus verließ und später zum „Verdienten Schauspieler“ der Russischen Föderation, dann sogar zum „Volksschauspieler der UdSSR“ und „Helden der Sozialistischen Arbeit“ ernannt wurde, schließlich zum Direktor des neuen Moskauer Zirkus in der Wernadskistraße aufstieg. Er starb 1983.



Breschnew-Freund Schtscholokow
Selbstmord mit dem Jagdgewehr

Nach der Trennung von Milajew blieb Galina beim Zirkus – dort hatte sie jetzt viele Verehrer und Freunde. Als Breschnew 1960 zum erstenmal Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjet der UdSSR wurde, ließ er sich nicht nur von seiner Frau, sondern auch der 32jährigen Tochter beim Staatsbesuch nach Jugoslawien begleiten. Ihr Benehmen und die extravagante Kleidung aber erregten eine zu große Aufmerksamkeit bei der

Presse, und so nahm Leonid Iljitsch seine Tochter nie mehr in andere Länder mit.

Galina genoß die Protektion des Chefs der Verwaltung aller Zirkusse des Landes, Anatolij Kolewatow. So durfte sie mit verschiedenen Zirkustruppen in fremde Länder reisen – inkognito: Niemand im Ausland wußte, daß eine der bescheidenen Zirkus-Angestellten die Breschnew-Tochter war. Sie bestach Kolewatow nicht, wie es andere Artisten taten, die ins Ausland wollten, sie beschenkte die Kolewatow-Familie mit ihrer Protektion.

Die nächste Passion der nunmehr 35jährigen Galina war der 20jährige Igor Kio, Sohn des berühmten Illusionisten Emile Renard (Künstlername: „Kio“), nach dessen Tod die Söhne Emil und Igor seine Ausrüstung und seine Nummer erbten. Galina und Igor tauchten in einem Kurort im Süden auf dem lokalen Standesamt auf und verlangten die förmliche Registrierung ihrer Beziehung.



Dompteuse Irina Bugrimowa
Beste Edelsteinsammlung des Landes

In der UdSSR ist eine sofortige Eheschließung verboten, Braut und Bräutigam müssen eine Erklärung abgeben und dann eine „Probezeit“ abwarten. Die Leiterin des Standesamts wagte es aber nicht, der herrischen Breschnew-Tochter zu widersprechen, und erklärte Galina und Igor für getraut.

Als Breschnew davon erfuhr, packte ihn der Zorn. Bald landete auf dem nächsten Flugplatz nahe der Wohnung des Paares eine Maschine, der einige kräftige Männer entstiegen. Sie ersuchten Galina, sofort nach Moskau zurückzukehren. Igor Kio wurde aufs Polizeirevier zitiert, wo er einen neuen Personalausweis erhielt – ohne den Vermerk „Verheiratet“.

Nun versuchte Breschnew es mit Strenge. Galina mußte bei den Eltern leben, bei der Presseagentur Nowosti arbeiten und sich sogar wissenschaftlich betätigen. In den Intervallen zwischen ihren Liebschaften brachte es Galina sogar fertig, zum Doktor der Literaturwissenschaft zu promovieren.

Galinas Schmerz über die Trennung von Igor Kio dauerte nicht lange. Sie lernte einen Polizei-Oberstleutnant kennen, der allerdings sieben Jahre jünger war, eine Ehefrau und zwei Kinder hatte. Dessen Wunsch, Breschnews Schwiegersohn zu werden, war übermächtig, bald wurde Oberstleutnant Jurij Tschurbanow Galinas dritter Ehemann. Diesmal war auch der Vater zufrieden: kein Zirkusmensch, kein Akrobat, kein Clown, kein Illusionist, sondern ein handfester Polizeioffizier.

Leonid Iljitsch hoffte, Tschurbanow werde es gelingen, seine eigensinnige zweite Frau zu zähmen. Die Jungvermählten bekamen eine Wohnung in Moskau und eine Datscha unweit der Datscha des Vaters.

Tschurbanow machte schnell Karriere. 1970 schon übernahm er die Politverwaltung des Innenministeriums (MWD), 1977 wurde er Vize, 1980 Erster Stellvertreter des Innenministers Nikolai Schtscholokow, eines der nächsten Freunde Breschnews seit der Studentenzeit.

In weniger als zehn Jahren war der Schwiegersohn vom Oberstleutnant zum Generalleutnant des Innendienstes aufgestiegen. Seine Macht war gewaltig, erstreckte sich aber nicht auf seine Frau. Die beachtete ihren Mann bald nicht mehr und fand neue Freunde. Der wichtigste von ihnen war der Artist Boris Burjaze. Ein Bekannter hat mir darüber berichtet:

„Das erste Mal bin ich Galina Breschnewa 1977 begegnet. Es war im Sommer, im ‚Haus der Kreativität‘ der Theatergesellschaft in Misschor auf der Krim. Von der Datscha ihres Vaters aus besuchte sie ihren Liebhaber Boris Burjaze, einen Zigeuner. Er war damals 29 Jahre alt und hatte gerade die Abteilung Musikkomödie am Institut für Theaterkünste abgeschlossen. Sein Tenor war nicht schlecht, die schauspielerischen Qualitäten eher mager: ein hübscher Brünetter mit graugrünen Augen, für sein Alter ziemlich korpulent.

An seinem Finger glitzerte ein Siegelring mit einem riesigen Brillanten, am Hals hing eine dicke geschlungene Goldkette, die er auch beim Baden nicht

abnahm. Manchmal las er, häufiger spielte er Karten.

Boris bewohnte ein Zwei-Zimmer-Luxus-Appartement mit separater Dusche, Fernseher und Kühlschrank. Auf dem Tisch stand schwarzer Kaviar in großen Blechdosen, die Schaschliks bereitete man am Strand. Es wurden frischgebakkenes Brot, Zunge, Krebse, Weintrauben, Wassermelonen, Champagner und Wodka gereicht. Alle diese – dem normalen Urlauber unzugänglichen – Delikatessen lieferte Galina Breschnewa-Tschurbanowa, die ab und zu mit Chauffeur Walera in einem weißen ‚Wolga' auftauchte.

Sie war eine gewichtige, große Frau, die man bei aller Nachsicht nicht



Breschnew-Schwiegersohn Kio
Ehe von der Polizei annulliert

hübsch nennen konnte. An den Vater erinnerten ihre groben, kräftigen Gesichtszüge, auch die dichten Augenbrauen; die dunklen Haare trug sie geknotet. Am Strand erschien sie in einem knöchellangen Seidenmantel. Ihre Reden waren oft mit groben Schimpfworten durchsetzt.

Sie war eifersüchtig, machte Boris Szenen – häufig nur deshalb, weil er weggegangen war, ohne ihr Bescheid zu sagen, statt den ganzen Tag auf ihren Anruf zu warten. Er war dazu verurteilt, ewiger Liebhaber der „Madame" (so nannte Michail sie, der Bruder von Boris) zu bleiben.

Boris war schlau, taktisch-höflich. Er trank nur Champagner und hatte sich immer in der Gewalt. Galina verachtete ihren 40jährigen Generalsmann und konnte hysterisch werden, wenn Boris sie daran erinnerte, daß es Zeit sei heimzufahren, um Papa und Mama nicht zu verärgern.

Manchmal sprach sie vom Vater, der trotz Alter und Krankheit täglich im Schwarzen Meer badete. Man schwätzt viel über ihn, sagte sie, aber er kämpft doch für den Frieden. Wenn sie betrunken war, sagte sie laut: ‚Ich liebe die Kunst, mein Mann aber ist ein General.'" Soweit der Bericht meines Bekannten.

Boris Burjaze lebte in Moskau in einer großen, von Galina geschenkten Genossenschaftswohnung in der Tschechowstraße. Die Zimmer waren prachtvoll ausgestattet, mit Galinas Hilfe; sie hatte viele sehr seltene Ikonen und Antiquitäten. Boris besaß eine Menge teurer Brillanten, die Freunde nannten ihn unter sich manchmal „Boris Brilliantow". Längst vorüber war die Zeit, da er im Zigeunertheater „Romän" spielte und als Untermieter in einer fremden Wohnung lebte. Jetzt war er am Bolschoi angestellt, erst als Statist, dann als Schauspieler, obwohl er kaum eingesetzt wurde.

Die Freundschaft mit Galina Breschnewa machte ihn zu einem einflußreichen Mann, doch einige seiner Beziehungen reichten bis zum Bodensatz der halblegalen Unterwelt Moskaus. In seiner Wohnung gab er oft Partys mit seinen und ihren Freunden; die Speisen waren noch exquisiter als auf der Krim.

Das ist nicht verwunderlich. Einer der engsten Freunde Galinas wurde Jurij Sokolow, Direktor des Moskauer „Gastronom Nr. 1" oder wie die Moskauer das Delikatessengeschäft (nach dem früheren Eigentümer Jelissejew) nennen: „Jelissejewski".

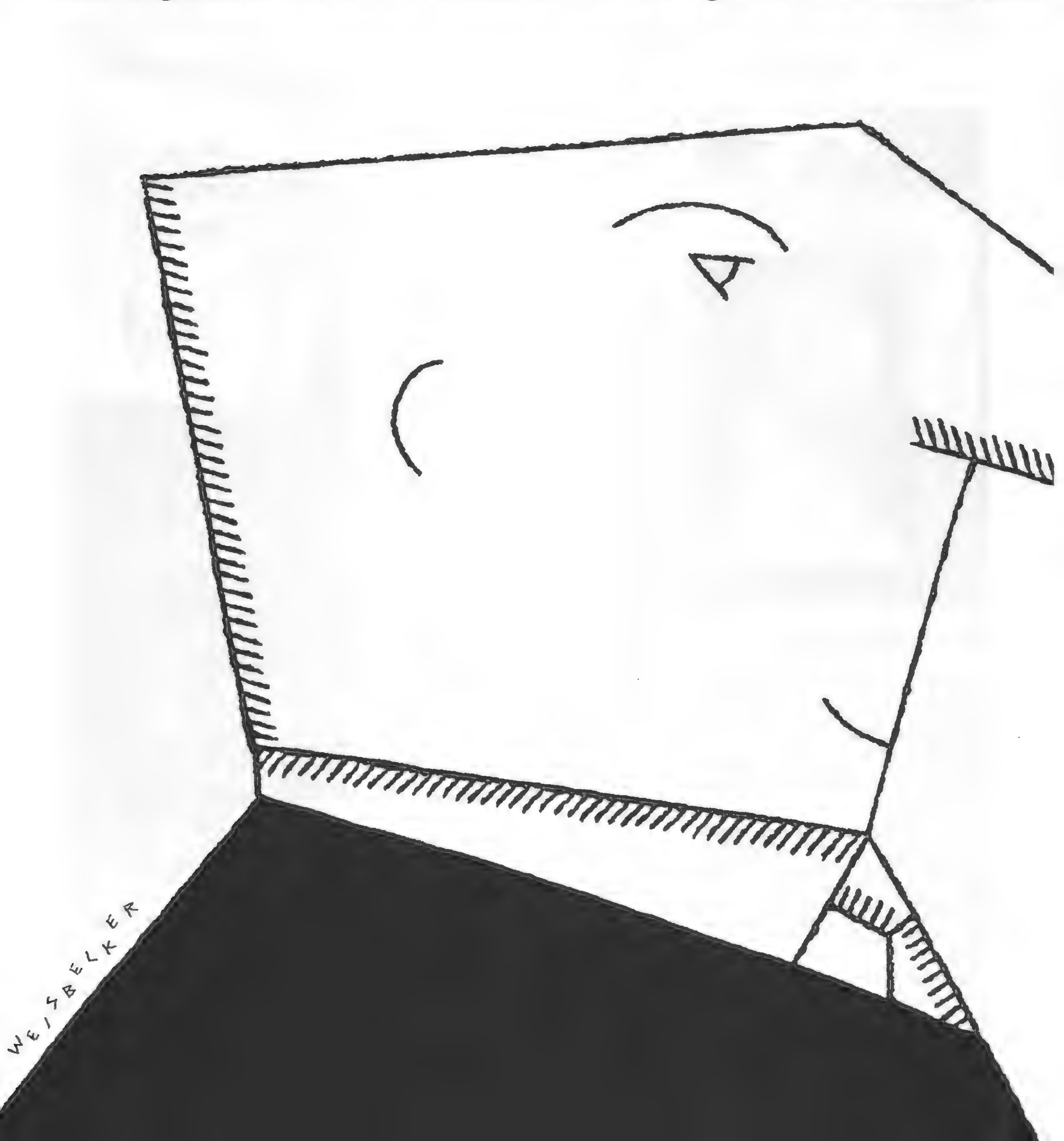
Ohne Zweifel wußte Galinas Ehemann Jurij Tschurbanow als Polizist schon von Amts wegen alles über Boris Burjaze, dessen Lebenswandel und Freunde. Ein paar Mal wurde Boris hart zusammengeschlagen, seine Freunde und sein Bruder Michail begleiteten ihn seitdem als Leibwächter.

Aber er war nicht mehr imstande, sich zu ändern. Er vertauschte nur die Goldkette am Hals gegen ein großes Platinkreuz mit Brillanten. Tschurbanow mußte sich mit den Launen und Lastern seiner Frau abfinden – wenn er sie verlieren würde, so fürchtete er, wäre auch das Wohlwollen ihres Vaters dahin gewesen.

Galina entwickelte eine Leidenschaft für Brillanten. Sie verfolgte das Eintreffen der besten Stücke in den Moskauer Juwelierläden und kaufte die teuersten auf. Einmal wollte ein reicher Kaukasier in einem Juweliergeschäft einen sehr teuren Brillanten erwerben. Die Chefin sagte ihm: „Dieses Stück steht nicht zum Verkauf." Nach einigen Tagen entdeckte der Kunde, daß dieser Brillant nicht mehr im Schaufenster lag. Die Geschäftsführerin rechtfertigte sich: „Was sollte ich denn machen, Galina Breschnewa hat ihn persönlich gekauft." Wenn

BERATUNGSQUALITÄT AUF NORDD

Können, lautet eine alte Regel, kommt von Kopf. Das gilt beson
Finanzierung ist. Sondern Beratung durch kompetente Mitarbeiter.
zieren angesehene Namen. Unsere Bilanz ist gut. Unser wichtigstes



Galina das Geld fehlte, hinterließ sie Schuldscheine, nicht wenige davon liegen heute in den Juwelierläden. Meistens hatte sie aber Geld, in beträchtlichen Mengen. Sie bekam es nicht vom Vater und nicht von der Mutter. Ihr Gehalt war auch nicht so üppig. Sie arbeitete nun im Außenministerium, in einer Abteilung, die den Urlaub für die Diplomaten organisiert, und vornehmlich für deren Ehefrauen, die sich in Moskau langweilten.

Auch ohne sich an Vater oder Ehemann wenden zu müssen, konnte sie ihren Besuchern kleine Hilfen leisten – einen Posten beschaffen oder manchmal auch eine Strafuntersuchung verhindern. Zusammen mit ihrer Freundin, der Frau des Innenministers Schtscholokow, verfügte sie über eine Verdienstquelle eigener Art: Spekulation mit Brillanten.

Bekanntlich stiegen die Diamanten- und Goldschmuckpreise in unserem Land von Ende der sechziger bis Anfang der achtziger Jahre um das Dreifache. In den siebziger Jahren verteuerten sich Gold und Schmuck auch auf dem Weltmarkt. Es herrschte eine strenge Regel: Einige Tage vor der Preiserhöhung stellten die Juwelierläden den Handel ein. Bevor aber die Läden „zur Inventur" schlossen, kauften Galina Breschnewa und ihre Geschäftsfreundin Schtscholokowa für Hunderttausende Rubel Brillanten und anderen Schmuck auf.

Nach der Preiserhöhung wurden die „Steinchen" im Handel wieder angeboten. Bei Galina verblieben der Mehrwert und ein Teil der erworbenen Brillanten.

Als in der Lawotschkinstraße eine große Juwelenfabrik eingerichtet worden war, begann Galina, eigens für sie entworfenen Schmuck zu bestellen. Auch in der Fabrik ließ sie oft Schuldscheine zurück, die Familien des Zirkusdirektors Kolewatow und des „Gastronom"-Chefs Sokolow beteiligten sich gleichfalls an dem Handel. Die Sucht nach Brillanten, verbunden mit dem Mißbrauch ihrer Macht, dem Glauben, sich alles erlauben zu können, hat dann auch fast alle der genannten Personen vernichtet.

Das Luxusleben, die großen Bestechungen oder „Geschenke", der Bezug vielfältiger Eßwaren, die Manipulationen mit Edelsteinen wurden in der „Breschnew-Epoche" nicht als Sünde angesehen. Diese Lebensart kopierten viele Parteibosse in der Provinz.

Plötzlich aber nahmen die Ereignisse um die „Brillantenclique" eine ganz andere Wendung.

Am Jahresende 1981 gab es einen Festtag für den Sowjetischen Zirkus. Zu der Galavorstellung kamen alle „Stars" und ausgewählte Zirkusliebhaber. Die Frau des Zirkus-Chefs Kolewatow, die Schauspielerin Larissa Paschkowa, die Frau des Innenministers Schtscholokow und Galina Breschnewa legten ihren schönsten Schmuck an. Niemand aber zeigte so wunderschöne und große Bril-

lanten wie die „Volksschauspielerin der UdSSR“ Irina Bugrimowa, eine berühmte Dompteuse von Löwen und Tigern.

Ihr gehörte die wahrscheinlich beste private Edelsteinsammlung des Landes. Frau Bugrimowa hatte sie von ihren Eltern geerbt. Sie wurde in der Nacht zum 31. Dezember gestohlen.

Die Untersuchungsrichter schöpften auch gegen Boris Burjaze Verdacht, was den Polizeigeneral Jurij Tschurbanow nur erfreuen konnte. Er schützte den Liebhaber seiner Frau nicht. Dessen Wohnung wurde durchsucht, Burjaze zum Verhör geladen. Früher hatte ihn Galina aus schwierigen Situationen herausgeholt, und schließlich war ihr Vater ja noch an der Macht. Burjaze zog einen Nerzmantel und Nerzstiefel an, nahm einen kleinen Hund mit und fuhr im Mercedes zum Verhör ins Lefortowo-Gefängnis.



Moskauer Delikatessengeschäft „Gastronom Nr. 1“: Direktor hingerichtet

Am Ende der Einvernahme erfuhr er, daß er festgenommen sei und das Recht habe, Verwandte zu benachrichtigen. Er nannte Galina Breschnewa.

Bei der Untersuchung im Fall Burjaze tauchten immer wieder die Namen Galina Breschnewa, ihrer Freunde Kolewatow (Zirkus) und Sokolow (Gastronom) auf, der Frau des Innenministers Schtscholokow und einiger anderer Leute, die niemand ohne die Erlaubnis des Politbüros zu verhören wagte. All dies hielt der Erste Vize-Chef des KGB unter Kontrolle: Armeegeneral Semjon Zwigun, ein Schwager Breschnews (die beiden waren mit Schwestern verheiratet).

KGB-Chef Jurij Andropow beauftragte Zwigun, mit Michail Suslow, dem zweiten Mann im ZK-Sekretariat und im Politbüro, die Lage zu besprechen. Nach der Unterredung mit Suslow vergiftete sich Zwigun zu Hause mit Zyankali. Das geschah am 19. Januar 1982. Am 29. Januar wurden der Zirkus-Chef Kolewatow und einige seiner engsten Mitarbeiter verhaftet.

Außenminister Gromyko versetzte Galina ins Archiv seines Ministeriums, damit sie den überall lauernden ausländischen Korrespondenten nicht unter die Augen kommen konnte. Einige Monate später, noch zu Breschnews Lebzeiten, wurde auch Jurij Sokolow, der „Gastronom“-Direktor, verhaftet. In seiner Wohnung hatte man Schätze im Wert von einer Million Rubel beschlagnahmt, einiges fand sich auch in seiner Datscha. In Eisenbüchsen, die auf dem Grundstück vergraben waren, verrotteten die Geldbündel.

Alle diese Ereignisse haben den Breschnew-Klan kompromittiert. Selbst im Fernsehen konnte man sehen, daß Galina bei der Beisetzung Breschnews am 15. November 1982 von zwei kräftigen Posten auf Schritt und Tritt begleitet wurde.

In den 15 Monaten der darauffolgenden Andropow-Herrschaft wurden viele der erwähnten Strafsachen abgeschlossen. Sokolow erhielt die Todesstrafe durch Erschießen, Kolewatow 13 Jahre Haft, Boris Burjaze fünf Jahre. Seine Zeit ist abgelaufen, er ist frei. Es ist aber kaum anzunehmen, daß er seine Wohnung in Moskau wiederbekommt. „Madame“ Breschnewa hat er nicht aufgesucht.

Innenminister Schtscholokow wurde auf Andropows Geheiß abgesetzt und 1983 aus dem ZK der KPdSU ausgeschlossen, „wegen der in der Arbeit zugelassenen Fehler“. Gegen ihn wurde ein Untersuchungsverfahren eingeleitet. Seine Frau, die Schlimmeres erwartete, beging durch einen Sprung aus dem Fenster ihrer Wohnung Selbstmord.

Nach Andropows Tod versuchte der neue Generalsekretär Konstantin Tschernenko, dem Klan seines einstigen Patrons Breschnew zu helfen. Das Verfahren gegen Schtscholokow wurde eingestellt, der vormalige Innenminister erhielt einen Ehrenposten im Verteidigungsministerium. Galina Breschnewa erschien wieder in der Öffentlichkeit und wurde sogar anläßlich des Internationalen Frauentags am 8. März 1984 zum Empfang im Kreml geladen. Auf Andrej Gromykos persönliche Bitte bekam sie eine Pension, denn arbeitsfähig war sie nicht mehr.

Doch die Macht des kranken Tschernenko schwand, als die KGB-Organe immer neue Straftaten aufdeckten, an denen Nikolai Schtscholokow und einige andere einflußreiche Leute aus Breschnews Umgebung beteiligt gewesen waren. Am 6. November 1984 wurde Schtscholokow der militärische Rang eines Armeegenerals aberkannt. Als der Ex-Innenminister erfuhr, daß die Strafuntersuchung gegen ihn wiederaufgenommen wurde, zog er seine Paradeuniform mit allen Orden und Medaillen an, lud sein Jagdgewehr und schoß sich in den Kopf. Das war am 13. Dezember 1984.

Ein Vierteljahr danach war Tschernenko tot, und Galina Breschnewa verlor die letzte Hoffnung, ihre Sache zum Guten zu wenden. Ihr Bruder Jurij Breschnew hatte es, obwohl notorischer Alkoholiker, zum ZK-Kandidaten der KPdSU und Ersten Vize-Außenhandelsminister gebracht; am 6. März 1986 wurde er nicht mehr ins ZK gewählt und als Vizeminister am 21. April 1986 „aus Gesundheitsgründen“ pensioniert, mit 53 Jahren.

Jurij Tschurbanow bekam einen minderen Posten als Vizechef der MWD-Innentruppen, flog wie Jurij Breschnew auf dem 27. Parteitag als Kandidat aus dem ZK und wurde Anfang 1987 verhaftet. Sein gesamter Besitz ist bis zum Ende des Verfahrens beschlagnahmt.

Galina Breschnewa sind ihre Kleider und Pelzmäntel geblieben. Manches davon verkauft sie jetzt, unter Klagen über ihre „Armut“. Zuweilen sieht man sie eine Tasche voller Wodkaflaschen in ihr Haus tragen. ◆

Blaß und dünn

Botschaften sparen, Ausländer hungern – weil Japans Yen so stark ist.

Ihren Nationalfeiertag begingen die Australier in Japan früher immer mit einer üppigen Grillparty im weitläufigen Garten ihrer Botschaft in Tokios feiner Wohngegend von Mita.

Aus und vorbei: Die Regierung in Canberra hat sich gerade entschlossen, mehr als die Hälfte des wertvollen Grund und Bodens, auf dem die Botschaft steht, zu verkaufen, um für die wachsenden Personalkosten ihrer Angestellten aufkommen zu können.

Amerikaner in Japan leisteten sich vormals frisches Fleisch und alle möglichen anderen Delikatessen in besonderen Supermärkten für Ausländer. Jetzt jagen sie Sonderangeboten in japanischen Läden hinterher.

Die neue Kärglichkeit für Japans „gaijin" (Fremde) kam mit dem wahnwitzigen Anstieg des japanischen Yen gegenüber den meisten anderen Währungen. Der Dollar etwa bringt heute nur noch 130 Yen, während er vor drei Jahren noch 260 Yen wert war.

Wieviel bestimmte Waren oder Dienstleistungen, übersetzt in die eigene Währung, jetzt kosten, ist das wichtigste Gesprächsthema bei Abendeinladungen geworden. Da tauschen Ausländer ihre Horrorgeschichten über das Leben in Japan aus: Wer Melone servieren will, muß pro Stück zwischen 46 und 61 Dollar ausgeben.

Der Schock beginnt bei der Ankunft im Land. Eine Taxifahrt vom internationalen Flughafen Narita zu irgendeinem Hotel im Stadtzentrum kostet etwa 250 Mark, eine Tasse Kaffee sechs Mark, ein bescheidenes Abendessen im Restaurant 100 Mark. Die Miete für eine Wohnung liegt bei mindestens 15 000 Mark im Monat.

Manche Ausländer mußten ihren Standort Japan schon aufgeben. Weil er monatelang seine Miete nicht mehr zahlen konnte, entschloß sich der Botschafter Ugandas im vorigen August, seine Behörde zu schließen. Andere Botschaften entließen ihr Personal und drückten ihre Kosten.

So verfügte der Botschafter von Peru, in der Vertretung seines Landes die Nutzung der Klimaanlage im Sommer und der Heizung im Winter einzuschränken, der Botschafter von Venezuela zog aus seiner relativ großen Residenz in eine bescheidene Wohnung in einem Apartmenthaus, während der Botschafter Griechenlands seine Griechisch sprechende Sekretärin feuerte und nun seine Berichte nach Athen selber tippt.

Fast die Hälfte aller Botschaften in Tokio sind derzeitig in großen finanziellen Schwierigkeiten, einige erwägen ernsthaft, dem Beispiel von Uganda zu folgen.

Am schwersten betroffen vom Anstieg des Yen sind die ausländischen Schüler und Studenten in Japan. An die 20 000 von ihnen leben gegenwärtig im Inselreich, die meisten kommen aus anderen asiatischen Ländern. Für sie ist es schier unmöglich, den Wertverlust ihrer heimischen Stipendien auszugleichen.

Vor zwei Jahren war etwa die Summe, welche die Literaturstudentin Tseng Chuk Hua aus ihrer Heimat Hongkong bezog, noch 80 000 Yen wert, heute bringt ihr der Umtausch nur noch die Hälfte. „Von dem, was es kostet, in Japan einen Menschen zu unterhalten, können in Hongkong fünf leben", sagt sie.

Die meisten ausländischen Studenten in Japan können heute nicht mehr als 1000 Yen (13 Mark) am Tag zum Essen ausgeben. Aber selbst diese bescheidene Summe konnte Munil Schafir, 28, ein Student aus Bangladesch, nicht aufbringen. Im Oktober wurde er verhungert in dem schäbigen Zimmerchen aufgefunden, das er am Rand von Tokio gemietet hatte.

Der hochbewertete Yen, verbunden mit den phantastischen Preisen von Grund und Boden in Tokio, macht es Ausländern so gut wie unmöglich, sich Apartments im westlichen Stil in der Stadt zu halten. Große Unternehmen, die sich erst vor wenigen Jahren in Japan niedergelassen haben, erwägen, wieder in ein billigeres Land umzuziehen.

Die jüngeren Angestellten ausländischer Banken werden von ihren Firmen jetzt oft gebeten, sich zu mehreren eine Wohnung zu teilen.

Auch der Tourismus nach Japan erleidet Einbußen. 1987 kamen kaum zwei Millionen Touristen ins Land, bereits zehn Prozent weniger als im Vorjahr. Nach japanischen Prognosen wird es noch weiter abwärts gehen.

Ausländische Besucher vermeiden es zunehmend, in Japan auch nur eine Nacht im Hotel zu verbringen. Spät abends ist die Halle des Narita-Flughafens von Reisenden überfüllt, obwohl die letzte Maschine längst abgeflogen ist: Sie wollen eine Übernachtung sparen. Weihnachten erwirkte sich eine Gruppe von Unesco-Frauen die Genehmigung, an die einsamen Fremden in der Flughafenhalle Kuchen und Tee zu verteilen.

Die Tageszeitung „Asahi Shimbun" veröffentlichte den Brief eines japanischen Reiseagenten, der einen indischen Kollegen nach einem kurzen Besuch in Japan gesehen hatte. „Er war blaß und dünn geworden, seine Augen waren eingesunken. Mit seinem Gehalt konnte er sich in Japan nur Brot und Wasser leisten."

Die Crews amerikanischer Fluglinien haben ähnliche Probleme. Piloten und Stewardessen bringen sich, wenn sie nach Japan fliegen, inzwischen ihr Essen in Dosen mit, um nicht die exorbitanten Preise in den Restaurants der Hotels zahlen zu müssen.

Für die Fremden gibt es schon eine Firma, die sie in dieser Situation berät. Sie heißt „Kulturschock GmbH". Allerdings können sich die meisten Ausländer ihre Dienste nicht leisten. Die Firma verlangt pro Beratungsstunde 160 Mark.

Melonen in japanischem Kaufhaus, Ausländer: Das Stück zu 46 bis 61 Dollar



Sterbender Aralsee: Die Sommer werden heißer, die Winter eisiger, Baumwolle und Reis verdorren

UMWELT

Unten Gift

Der Aralsee in der Sowjet-Union trocknet aus – mit schlimmen Folgen für Natur und Mensch.

Fischerboote tuckerten in die Häfen, die Bäuche bis zu den Ladeluken gefüllt mit Karpfen und Plötzen. Am Ufer bog sich meterhohes Schilfrohr im Wind, wogten Baumwollfelder und Reishalme.

Das Bild ist Vergangenheit. Die Schiffe rosten, kilometerweit vom Wasser entfernt, zwischen Dünen. Das Schilf ist verdorrt, über Baumwolle und Reis peitschen Sandstürme, die sogar Eisenbahnzüge stoppen.

Ursache ist eine Umweltkatastrophe riesigen Ausmaßes. Tatort: die Sowjet-Union. Das Opfer ist eines der größten Binnengewässer der Erde, der Aralsee.

Der See, ursprünglich 120mal größer als der Bodensee, trocknet aus. Seit 1957 ist der Wasserspiegel um die Hälfte auf zwölf Meter gesunken, das Ufer hat sich an einigen Stellen um 100 Kilometer zurückverlagert. Der ehedem quirlige Hafen Muinak liegt nun zehn Kilometer vom Wasser entfernt.

Insgesamt wurde die Oberfläche mittlerweile um 37 Prozent kleiner. Im Jahr 2010, so schätzen sowjetische Wissenschaftler, wird das „Meer der Inseln“, wie der Aralsee turkmenisch heißt, bei fortschreitender Verlandung nur noch in Lehrbüchern und auf veralteten Landkarten vorhanden sein.

Der Aralsee ist in der UdSSR kein Einzelfall. Auch der armenische Sewansee schrumpft, weil sein Wasser für Landwirtschaft und Stromerzeugung dringend benötigt wird, Kaspisches Meer, Baikal- und Onegasee sind durch Industrieabwässer stark gefährdet, der



Verrottetes Schiff am Ufer des Aralsees: Warten auf ein Wunder

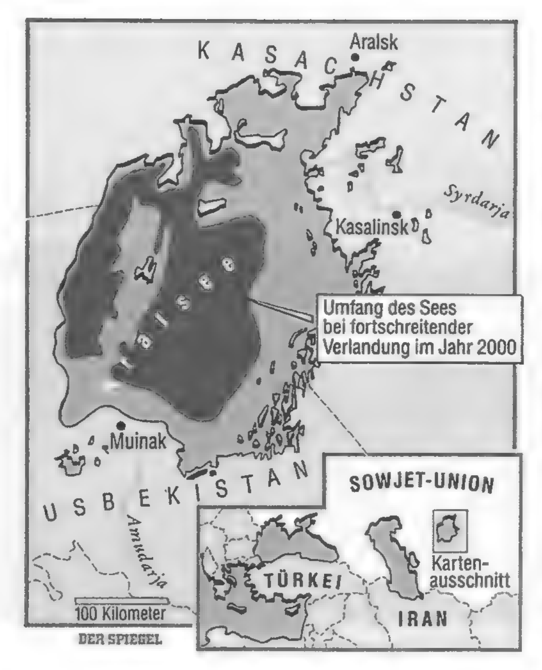
karelische Ladogasee ist bereits verseucht.

Wenn der Aral verschwunden ist, werden die Konsequenzen für Natur und Mensch in den zentralasiatischen Sowjet-Republiken Kasachstan, Usbekistan und Turkmenistan verheerend sein. Experten erwarten schwere Klimaveränderungen: Niederschläge dürfte es kaum noch geben, die Sommer in der Region werden heißer, die Winter eisiger, Baumwolle und Reis verdorren.

Schuld am drohenden Exitus des von orientalischen Poeten vielbesungenen, legendenumwobenen Binnenmeeres ist mangelnder Zufluß: Die Flüsse Syrdarja und Amudarja sind zu Rinnsalen verkommen, aus dem Amudarja gelangt Wasser gar nur noch im Winter in den See.

Statt dessen fließt reichlich Wasser auf die Baumwollfelder Usbekistans und Kasachstans, wo Staats- und Genossenschaftsfarmen beide Ströme erbarmungslos anzapfen, um, wie von Moskau gefordert, jedes Jahr bessere Produktionsergebnisse zu erzielen und damit Prämien und Ruhm zu steigern. Die Genossen bauten insgesamt 250 000 Kilometer Bewässerungskanäle und mehr als 30 Staubecken.

Dabei versickern und verdunsten jährlich Millionen Liter, weil die Stichkanäle brüchig sind. Und trotz extensiver Bewässerung erfüllten die usbekischen Bauern die Pläne nicht. Satelliten-Aufnahmen enthüllten, daß sie den Moskauer Aufsichtsbehörden jahrelang falsche Erfolgszahlen gemeldet und in die eigene Tasche gewirtschaftet hatten. Mehrere



hundert Funktionäre wurden geschaßt, einige starben im Kugelhagel von Erschießungskommandos.

Schon jetzt sind die Folgen des langsamen See-Sterbens zu spüren. Den Bewohnern des Umlandes ist die Lebensgrundlage genommen, denn Fische gibt es nicht mehr: Das noch verbliebene Wasser ist mittlerweile eine Salzlake, der Schiffsverkehr eingestellt.

Der Wind weht jährlich bis zu 75 Millionen Tonnen Salz vom freigelegten Grund des Sees über Hunderte Kilometer ins Umland, die Felder verkrusten. Die Ernteverluste sind schon jetzt enorm, mühsam der Steppe abgerungene Grünflächen mußten die Bauern wieder abschreiben, Pflanzen und Tiere sterben aus.

500 000 Menschen wanderten in den letzten fünf Jahren allein aus dem westlich des Sees gelegenen Gebiet ab, noch einmal die gleiche Anzahl hat keine regelmäßige Arbeit. Wanderdünen begraben verlassene Dörfer unter sich.

Grund für den Exodus ist auch die wachsende Gefährdung der Gesundheit: Syrdarja und Amudarja sind durch Industrieabwässer und Pestizide stark verschmutzt, Giftstoffe werden wegen der geringen Wassermengen nicht mehr fortgeschwemmt und geraten ins Grundwasser. Ex-Fischer Schumaken Bodikow vom Amudarja-Delta: „Die Leute da oben trinken Wasser, wir hier unten Gift."

Die Zahl der an Gelbsucht, Tuberkulose und Darminfektionen erkrankten Anwohner liegt deshalb auch weit über dem Landesdurchschnitt. Von 100 Kindern, so die offizielle Statistik, sind 40 krank.

Rettung für den Aral, argumentieren zahlreiche asiatische Genossen, brächte eine Umleitung der nach Norden fließenden riesigen sibirischen Flüsse Lena und Ob in den Süden. Mit diesem Wasser könne nicht nur die Steppe fruchtbar gemacht, sondern auch der See wieder aufgefüllt werden.

Doch Moskau sagte 1986 nach erbitterten Diskussionen das gigantische Projekt wegen der noch viel größeren Risiken für die Umwelt Sibiriens und womöglich großer Teile Eurasiens ab – zum Leidwesen der Usbeken und Kasachen, die sich mehr Wohlstand erhofften. Generalsekretär Michail Gorbatschow bekräftigte jüngst den Beschluß.

Vor allem Künstler und Schriftsteller, in der Sowjet-Union die aktivsten Umweltschützer, darunter der auch im Westen bekannte kirgisische Autor Tschingis Aitmatow („Der Richtplatz"), versuchten in letzter Zeit, die Öffentlichkeit auf das Schicksal des Sees aufmerksam zu machen.

Um endgültiges Unheil abzuwenden, setzten die Sowjets mittlerweile Untersuchungsgremien und Expertenkommissionen ein. Wissenschaftler errechneten, daß dem Aralsee durch rationellere Bewässerung der Felder jährlich zehn Kubikkilometer Wasser mehr zugeführt werden könnten.

Um das Austrocknen gänzlich zu verhindern, sind allerdings rund 40 Kubikkilometer notwendig – eine Menge, die nur erreicht würde, wenn ein Jahr lang keine Baumwolle in Zentralasien angepflanzt wird.

So recht glaubt derzeit niemand mehr, daß der See noch zu retten ist. Die Moskauer Zeitschrift „Ogonjok": „Wenn in nächster Zeit nicht ein Wunder geschieht, werden wir Zeugen einer vollständigen Katastrophe."

SCHALLPLATTEN

Geld genug

Die amerikanische Schallplattenindustrie, einst weltbeherrschend, gerät immer mehr unter den Einfluß von europäischen und japanischen Konzernen.

Geoffrey A. Holmes, Senior Vice President des amerikanischen Mediengiganten Warner, macht aus seiner Enttäuschung keinen Hehl. „Es ist schmerzlich zu sehen", bekennt Holmes, „daß eine so große und traditionsreiche amerikanische Firma in ausländische Hände gefallen ist."

Das Mitgefühl des Warner-Managers gilt seinem größten Konkurrenten im Musikgeschäft, dem Fernseh- und Rundfunkkonzern CBS. Nach monatelangen Verhandlungen hatte CBS-Chef Laurence Tisch die ertragreiche Schallplattenfirma CBS Records für rund zwei Milliarden Dollar an den japanischen Elektronikkonzern Sony verkauft – in der vergangenen Woche wurden die Verträge perfekt gemacht.

Seit längerem schon verfolgen die Japaner eine neue Strategie. Statt immer nur mehr zu exportieren, nutzen sie lieber den niedrigen Dollarkurs für Großeinkäufe – von Grundstücken und Immobilien bis hin zu Kunstwerken. Doch nie zuvor ist ein amerikanisches Unternehmen von der Größenordnung der CBS Records in japanischen Besitz übergegangen.

Der Deal ärgert die Amerikaner mehr als andere Verkäufe. Die einst weltbeherrschende US-Musikindustrie nämlich gerät immer stärker in die Hände ausländischer Konzerne, die Schallplattenindustrie steht vor dem Ausverkauf.

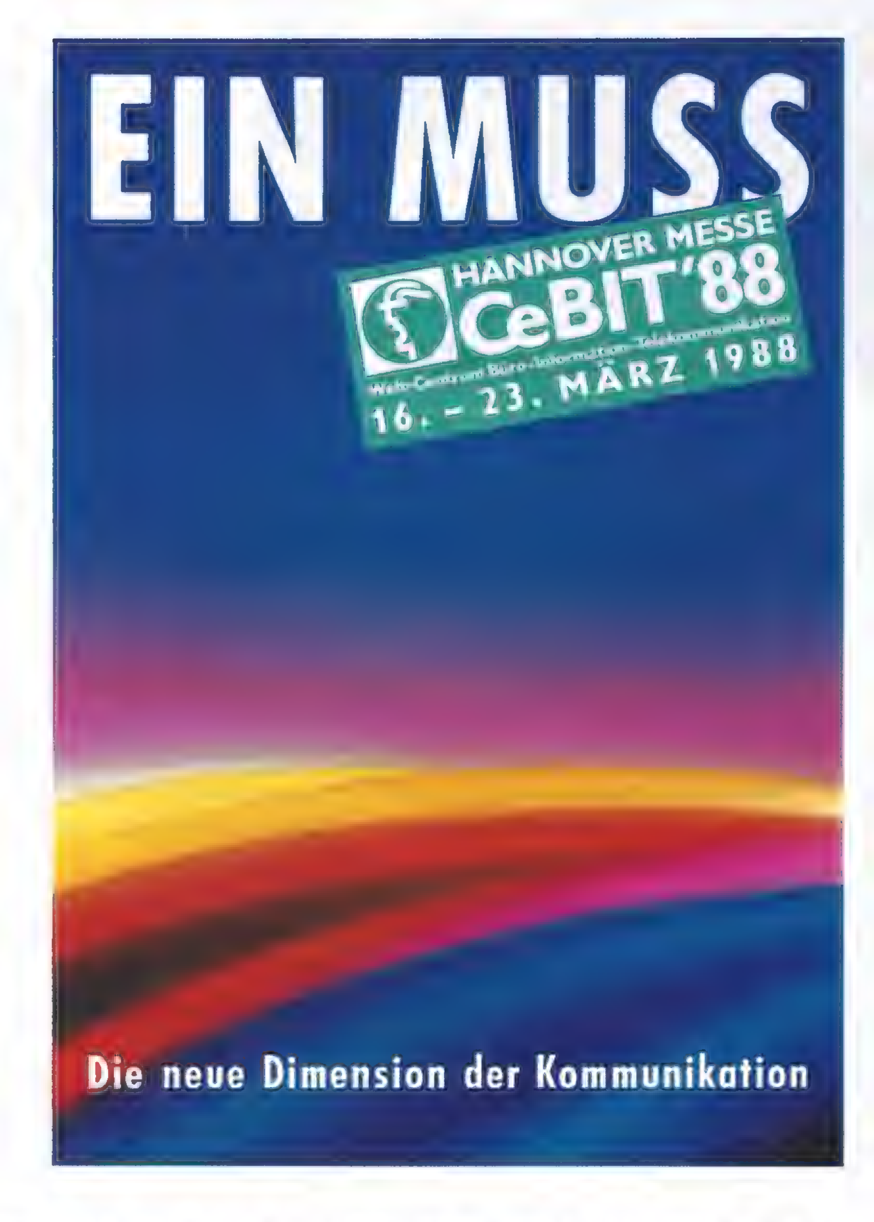
Mit CBS Records ging innerhalb kurzer Zeit die zweite große Plattenfirma an





Verhandlungspartner Ohga, Tisch: Traumrenditen mit Popstars

It's CeBIT Time. Die Zeit neuer Entwicklungen für Ingenieure.



Ein Muß für Ingenieure: Hannover-Messe CeBIT '88. Sie informieren sich umfassend über alle denkbaren Anwendungen der C-Techniken. Von CAD/CAM/CIM bis zu MAP oder TOP. Und das im Umfeld der gesamten Informationstechnologie für Ihr Unternehmen.
Über 2.300 Aussteller aus 40 Ländern zeigen das komplette Weltmarktangebot. Alle bedeutenden nationalen und internationalen Hersteller präsentieren ihre Neuheiten hier zuerst – und häufig exklusiv. Deshalb orientieren sich Ingenieure im März auf der Hannover-Messe CeBIT.

Die neue Dimension der Kommunikation

- Büro- und Informationssysteme
- CIM – CAD/CAM-Systeme
- Betriebsdatenerfassung
- Anwendungscentrum Mittelstand
- Anwendungscentrum Kommunen
- DV-Peripherie
- Software, Unternehmensberatung
- Büro- und Organisationstechnik
- Bank- und Sicherheitssysteme
- Telekommunikation

Detaillierte Informationen erhalten Sie von:
Deutsche Messe AG
Messegelände, D-3000 Hannover 82
Telefon (05 11) 89-1, Telex 9 22 728
Btx * 30143 #

Welt-Centrum der Büro-, Informations- und Telekommunikationstechnik

BORSCH, STENGEL & PARTNER

Das gute Klima eines Hauses fängt mit Techem an.

Überall dort, wo die Erfassung und die Abrechnung der Heizkosten Sache von Techem ist, überall dort können alle im Hause sicher sein: Jeder bezahlt immer nur exakt für die Heizwärme, die er verbraucht hat. Keiner zahlt für den anderen mit.

Und warum können alle sicher sein? Weil Techem mit mikroelektronischer Genauigkeit dafür sorgt, daß die Erfassung der Heizkosten gerecht ist. Und weil Techem pünktlich die Abrechnung vorlegt, die so klar, übersichtlich und verständlich ist, daß jeder Empfänger sie nachvollziehen kann.

Über 30 Jahre Erfahrung haben Techem als Wegbereiter der gerechten Heizkostenabrechnung zum führenden Unternehmen gemacht.

Zukunftsweisende Technologie, umfassendes Heizkörperwissen und ein vorbildlicher Service – sie garantieren auch morgen die überzeugende Leistung von Techem. Darum ist es auch morgen gut bestellt um das gute Klima in der Hausgemeinschaft.



Wir sorgen für gerechte Heizkostenabrechnung.

Techem GmbH, Saonestr. 1, D-6000 Frankfurt 71 • Techem Meßtechnik AG, Rychenbergstr. 82, CH-8400 Winterthur • Techem Meßtechnik GmbH, St. Bartlmä 2 a, A-6021 Innsbruck

einen ausländischen Konkurrenten. Im Herbst 1986 hatte die Gütersloher Bertelsmann-Gruppe bereits den Musik-Bereich von RCA, die Nummer drei in den USA, übernommen.

Sorgen machen sich nicht nur die unmittelbar Betroffenen, Künstler und Mitarbeiter etwa. „Das Schallplattengeschäft“, meint Warner-Manager Holmes, war „eine der wenigen Branchen in Amerika, die unsere Zahlungsbilanz sehr positiv beeinflußt“ haben.

Das wird wohl auch so bleiben, nur wird künftig kaum noch ein Drittel des Schallplattengeschäfts von US-Firmen gemacht, zwei Drittel gehen an ausländische Firmen in den USA. Lediglich Warner (1,1 Milliarden Dollar Umsatz) und MCA (386 Millionen Dollar Umsatz) sind noch amerikanisch.

Im internationalen Maßstab sind die Amerikaner noch weiter zurückgefallen. Am Gesamtumsatz der sechs größten Schallplattenkonzerne der Welt in Höhe von rund 6,5 Milliarden Dollar sind die beiden verbliebenen US-Firmen inzwischen mit weniger als 25 Prozent beteiligt. Die europäischen Konzerne Polygram, Thorn EMI sowie die Bertelsmann Music Group machen dagegen mehr als die Hälfte des Umsatzes in der Spitzengruppe. Zwar übernahm Warner Ende 1987 die vor allem im Klassik-Bereich starke deutsche Schallplattenfirma Teldec, doch der Zuwachs von 150 Millionen Mark Umsatz ändert nichts an der Rangfolge der Giganten.

Begreiflich, daß viele Amerikaner fürchten, die Plattenpresser könnten den gleichen Weg gehen wie die Hersteller von Unterhaltungselektronik. Das Geschäft mit Videorecordern und Compact-Disc-Spielern, zunehmend auch von TV-Geräten haben die Amerikaner inzwischen völlig den Konkurrenten aus Europa und Fernost überlassen. In diesen Branchen gibt es niemanden mehr, den die Verfechter einer Protektionismus-Politik in Washington noch schützen könnten.

Der Kaufvertrag, den CBS-Chef Tisch mit Sony-Chef Norio Ohga aushandelte, ist um so unverständlicher, als die Schallplattensparte der CBS außer in der Rezession Anfang der achtziger Jahre stets gute Gewinne abwarf.

Mit Superstars wie Michael Jackson, Bruce Springsteen, Cyndi Lauper oder Jennifer Rush, einer Entdeckung der deutschen CBS-Niederlassung, waren die Amerikaner vor allem bei den kaufkräftigen Teens und Twens auch 1987 weltweit gut im Rennen. Im vergangenen Jahr, so schätzen die Finanzexperten, sei der Spartengewinn um mehr als 20 Prozent auf etwa 200 Millionen Dollar geschnellt. Bei einem Umsatz von gut 1,5 Milliarden Dollar entspricht das einer Rendite, von der andere Firmen nur träumen.

Trotz der verlockenden Aussichten wollte sich CBS-Chef Tisch schon seit langem vom wechselvollen und modeabhängigen Musikgeschäft trennen – gegen den Willen des CBS-Gründers und Chairman William Paley, 86. Konsequent verfolgte Tisch seine Strategie des „back to the roots“ – zurück zu den Wurzeln, zum ursprünglichen Rundfunk- und Fernsehgeschäft. Die Verlags- und Magazin-Abteilung sowie die Sparten Spielzeug- und Instrumentenbau (Steinway, Fender, Rhodes) hatte er vorher schon abgestoßen.

Nun ist Tisch am Ziel und die Firma da, wo William Paley 1928 begonnen hatte – beim reinen Medienkonzern. Heute verfügt CBS über vier Fernseh- und 17 Rundfunkstationen und über 3,4 Milliarden Dollar aus den Verkaufserlösen der abgestoßenen Firmen – Geld genug, um einige weitere Sender dazukaufen zu können.



Plattencover von Teenie-Star Cyndi Lauper
Wechselvolles Geschäft



Plattencover von CBS-Star Jackson
Weltweit gut im Rennen

In der Schallplattenindustrie dagegen bestimmen mehr und mehr europäische und japanische Firmen, die vor allem am Verkauf der dazugehörigen Geräte interessiert sind, den Gang der Geschäfte. Zwei ehemals getrennte Branchen, die technologisch stets konservative Musikindustrie und die ständig auf Neuerungen versessene Elektronikindustrie, wachsen damit immer mehr zusammen.

Mit CBS-Sony und der vom niederländischen Philips-Konzern beherrschten Polygram geben die Gerätehersteller jedenfalls schon in den beiden mit Abstand größten Schallplattenfirmen der Welt den Ton an. Japanische Elektronikriesen wie Hitachi, JVC, Toshiba und Denon besitzen ebenfalls eigene Schallplattenfirmen oder zumindest eine Beteiligung.

Welche Folgen das für die Musikindustrie haben wird, ist kaum abzusehen. Die Branche wartet mit Spannung darauf, welche Haltung CBS künftig in einer Frage einnehmen wird, über die sich Plattenpresser und Gerätehersteller in den vergangenen Monaten zunehmend zerstritten haben – in der Kontroverse um die Einführung des digitalen Tonbandgeräts, kurz DAT genannt.

Mit DAT könnte jeder Laie Kopien, beispielsweise von einer Compact Disc, machen, die nicht mehr vom Original zu unterscheiden sind. Die Folge, so fürchten die Plattenfirmen, wäre eine seuchenartige Verbreitung von illegalen Raubkopien und privaten Überspielungen. Die Musikmanager, allen voran CBS-Chef Walter Yetnikoff, forderten deshalb, nur Geräte auszuliefern, die das Kopieren verhindern. Die Hersteller dagegen fürchten, wohl zu Recht, die Kopiersperre könnte den Absatz der DAT-Geräte entscheidend bremsen.

Sony-Chef Ohga bemüht sich inzwischen, im wachsenden Konzern Differenzen wegzubügeln. Walter Yetnikoff, seit 1975 Chef der Schallplatten-Sparte bei CBS und in ständigem Streit mit Tisch, bleibt für einige weitere Jahre im Amt. „Wir werden“, sagt Sonys Europa-Chef Jack Schmuckli, „CBS nicht vergewaltigen, sondern versuchen, unsere unterschiedlichen Ansichten aufeinander abzustimmen.“ Zunächst jedenfalls solle CBS eine „selbständige Tochter mit weitem Spielraum“ bleiben.

Nur in einem Punkt könnte Sony-Chef Ohga dem erfolgreichen Yetnikoff ins Geschäft reinreden wollen – nämlich bei der Nutzung des großen Klassik-Archivs der CBS, mit Künstlern wie Glenn Gould, Isaac Stern und Bruno Walter. Da glaubt sich der Japaner besser auszukennen: Vor seiner steilen Karriere bei Sony war Ohga Opernsänger. ◆

Als sportlicher Fahrer kommen Sie jetzt zu ganz neuen Ansichten.



AUDI 100. Sein neuer Innenraum mit den hochwertigen Bezugstoffen ist schon allein ein Grund, sich im Audi 100 wohl zu fühlen. Als Fahrer haben Sie alles sicher im Griff

und einen souveränen Überblick. Denn das Cockpit ist nach ergonomischen Gesichtspunkten völlig neu gestaltet. Gäbe es Ihnen nicht auch ein gutes Gefühl, von diesem Platz aus moderne, zuverlässige Technik sicher zu beherrschen?

Ob Komfort oder Technik, der Audi 100 und Audi 100 Avant bieten Ihnen viele Gründe, ein ausgereiftes Auto zu fahren. Sind Sie soweit?

Neu: 4-Zylinder mit Zentraleinspritzung (Mono-Jetronic), 66 kW (90 PS). Außerdem 5-Zylinder-Einspritzer mit 85 kW (115 PS), 100 kW (136 PS), Turbo: 121 kW (165 PS). Die beiden letzteren mit elektronischer Klopfregelung; sie stellt die Motoren auf die verfügbare Kraftstoffqualität ein. Alle Motoren serienmäßig mit Katalysator. Frontantrieb oder quattro-Antrieb der zweiten Generation mit Torsen-Zwischendifferential. Es regelt automatisch die stufenlose Kraftverteilung zwischen den Achsen. Audi Sicherheitssystem procon-ten als Sonderausstattung. Karosserie, vollverzinkt, als Langzeitschutz gegen Korrosion. 10 Jahre Garantie gegen Durchrostung. Über die umfassende Gewährleistung bis hin zur Mobilitätsgarantie und das günstige Leasing informiert Sie Ihr V.A.G Partner.

Audi

Vorsprung durch Technik

Abbildungen zeigen auch Sonderausstattungen gegen Mehrpreis.



* 45445 *

„Dieses Volk bekam, was es verdient"

Österreichs Anschluß an das Deutsche Reich im März 1938 (II)

Das Treffen Schuschniggs mit Hitler in Berchtesgaden markierte einen Wendepunkt in der Anschlußfrage. Nun war klar, daß Berlin früher oder später etwas unternehmen würde, um Österreich heim ins Reich zu holen. Das Ausland begann, Wien abzuschreiben.

Italiens Außenminister Graf Ciano resignierte nach Berchtesgaden: „Der Anschluß Österreichs ist unvermeidlich. Es gilt nur, ihn so lange wie möglich hinauszuschieben!"

Auch der britische Diplomat Cadogan – die Briten hatten zusammen mit den Franzosen und Italienern in der sogenannten Stresa-Front von 1935 Österreichs Unabhängigkeit bekräftigt – resignierte: „Ich wünschte fast, daß Deutschland Österreich schluckt, damit diese Sache endlich vorbei ist . . . Was bringt es, Hitler ständig mit dem österreichischen Problem auf die Nerven zu gehen, wenn wir in dieser Angelegenheit überhaupt nichts tun können?"

Einer mochte nicht resignieren – und goß damit noch Öl ins Feuer: Otto von Habsburg, damals 25, Sohn des letzten österreichischen Kaisers Karl, schickte am 17. Februar aus seinem Exil im belgischen Schloß Steenockerzeel Schuschnigg einen Brief, in dem er dem Kanzler riet, das Bundesheer zu stärken, sich mit der Arbeiterschaft auszusöhnen und persönlich die Westmächte um Beistand zu bitten.

Falls Schuschnigg aber dem deutschen Druck nicht mehr widerstehen könne, schrieb der „legitime Erbe einer Dynastie, die durch 650 Jahre Österreich schirmte", dann „bitte ich Sie, mir, wie immer die Lage auch sei, das Amt des Kanzlers zu übergeben". Unterschrieben: „Otto, in der Fremde".

Daß der Kaisersohn in dieser Situation in Wien Kanzler werden wollte (und noch am 12. März, dem Tag des deutschen Einmarsches, eine Maschine startklar für den Flug nach Wien bereithielt), ist wohl eine der absurdesten Episoden der ganzen Anschlußgeschichte. Schuschnigg antwortete „Eurer Majestät" ausgesucht höflich, aber ebenso bestimmt: „Jeder Versuch einer Restauration, sei es in





Wahlplakat für Volksbefragung, Kanzler Schuschnigg: „Rot-weiß-rot bis in den Tod"



Anti-Schuschnigg-Kundgebung in Innsbruck: „Lieber braun als tot"

den nächsten Jahren oder in der nächsten absehbaren Zeit, müßte mit hundertprozentiger Sicherheit den Untergang Österreichs bedeuten."

Das war nicht übertrieben. Schon 1937 hatte die Wehrmacht ein „Unternehmen Otto" für den Fall geplant, daß der Habsburger nach Wien zurückkehren würde – einen sofortigen Einfall in Österreich. Auch die Nachfolgestaaten des Habsburger Reiches in der „Kleinen Entente", Jugoslawien und die Tschechoslowakei, sahen erklärtermaßen eine Habsburger-Restauration als Kriegsgrund an. Nur die Italiener ermunterten eine Zeitlang die Bewegung der österreichischen Legitimisten, und in London tauchte sogar die Idee auf, Österreich könne sich doch als „autonomes Herzogtum" unter Otto dem Reich angliedern.

Die Zahl der Legitimisten war damals in Österreich womöglich noch größer als die der Nazis – monarchistische Bewegungen hatten etwa eine Million Mitglieder, in 1500 österreichischen Gemeinden war Otto Ehrenbürger.

Schon Dollfuß hatte als Wappentier seines Ständestaates den Habsburger Doppeladler wieder eingeführt. Deutsche Agenten alarmierten Berlin mit einem Flugblatt der Legitimisten, in dem es hieß: „Was gab der Kaiser? Brot für alle, Frieden für alle, Gerechtigkeit für alle. Alter, erinnere dich daran! Junger, frag deine Eltern! Was wird der Kaiser wieder geben? Brot, Frieden, Gerechtigkeit! Hilf ihm! Kämpfe mit uns!"



Kaisersohn Otto von Habsburg (1937)
Bitte um „das Amt des Kanzlers"

Aus diplomatischen Akten der USA geht hervor, daß die Wiedereinführung der Monarchie in Österreich ernsthaft diskutiert wurde. Diplomaten zerbrachen sich jahrelang die Köpfe über mögliche Folgen einer Restauration, die „früher kommen könnte, als jedermann erwartet", so ein Telegramm der Wiener US-Vertretung nach Washington. Denn der Scherz, daß „Österreich eine Republik ohne Republikaner" sei, treffe den Nagel auf den Kopf.

Doch im Februar 1938 hatten die Legitimisten längst keine Karte mehr im Spiel. Hitler, der sich auf dem Berghof über Schuschniggs „schmutzige Fingernägel" und die „Dorfschulmeister-Manieren" des österreichischen Kanzlers mokiert hatte, machte den Wiener Regierungschef auch noch nach dem Eklat von Berchtesgaden nieder.

Vor dem Reichstag erklärte er es als unerträglich, daß „zehn Millionen Deutsche" jenseits der Grenze unterdrückt würden – er meinte damit die Österreicher und die Sudetendeutschen. Deutschland würde eine solche Situation nicht länger tolerieren.

Schuschnigg war nach dem „schlimmsten Tag meines Lebens" auf dem Berghof dem Druck nicht mehr gewachsen. Er machte sich zwar noch in einer Parlamentsrede stark – „bis hierher und nicht weiter" –, erfüllte aber Hitlers Forderungen. Der NS-Protegé Seyß-Inquart wurde Sicherheitsminister, die Nazis konnten sich frei entfalten. Sie nutzten die neue Freiheit prompt. Hunderttausende trugen plötzlich das bisher verborgene Hakenkreuz offen am Rockaufschlag. Über das Land brach eine Welle von braunen Kundgebungen herein.

In Graz unterliefen die Nationalsozialisten eine geplante Großkundgebung der Vaterländischen Front (VF). Statt des als Redner vorgesehen VF-Landesleiters Alfons Gorbach sprach plötzlich der Leiter des Volkspolitischen Referats, der Nationalsozialist Armin Dadieu, zu den Massen. Während der Übertragung der Schuschnigg-Rede hißten Nationalsozialisten die Hakenkreuzfahne auf dem Grazer Rathaus.

Graz bewährte sich mit SA- und SS-Aufmärschen sowie Fackelzügen der NS-Jugend tagtäglich als „Stadt der Volkserhebung", wie der Führer sie nach dem vollzogenen Anschluß nannte. „Wir waren dem übrigen Österreich 14 Tage voraus", brüstete sich Dadieu, der angeblich eine Zusage aus Berlin hatte, daß beim ersten Schuß auf Nationalsozialisten deutsche Truppen einmarschieren würden, und daraufhin beschloß: „Die Steiermark wird sich opfern."

Die Wiener Regierung schickte Militäreinheiten aus Niederösterreich und dem Burgenland in die Steiermark, da sie den lokalen Verbänden nicht mehr traute. Der für die Staatssicherheit zuständige Innenminister Seyß-Inquart nahm in der steirischen Hauptstadt eine Parade von SA- und SS-Einheiten ab – mit zum Hitlergruß erhobener Hand. „Graz", so Schuschnigg bei einer Vernehmung durch die Amerikaner nach dem Krieg, „war der Brennpunkt der Entwicklung, der Herd der nationalsozialistischen Bedrohung."

Ein Nazi-Putsch schien unabwendbar – da riskierte der Kanzler einen verzwei-



Von Nazis umfunktionierte Kundgebung in Graz: „Dem übrigen Österreich 14 Tage voraus"

felten Sprung nach vorn. Völlig überraschend für seine Landsleute und die Welt kündigte er am 9. März 1938 auf einer Versammlung der Vaterländischen Front in Innsbruck eine Volksbefragung an.

Am 13. März sollten die Österreicher mit Ja „für ein freies und deutsches, unabhängiges und soziales, für ein christliches und einiges Österreich" stimmen und damit Hitlers Druck zurückweisen. Mit dem alten Tiroler Schlachtruf „Mander, 's ischt Zeit" und dem Andreas-Hofer-Lied klang die Kundgebung dramatisch aus.

Schuschnigg dachte alles zu tun, um die von ihm erwarteten 68 bis 75 Prozent der Stimmen zu bekommen. Das Projekt war bis zum letzten Augenblick streng geheimgehalten worden, was durch einen formaljuristischen Trick gelang: Eine Volksabstimmung, wie sie in der Verfassung vorgesehen war, hätte von der Bundesregierung beschlossen und vom Bundespräsidenten ausgeschrieben werden müssen. Also sprach Schuschnigg von einer nirgendwo präzisierten „Volksbefragung", die er per Kanzler-Vollmacht anordnete.

Für die Durchführung mobilisierte er die Vaterländische Front, die auch mit in den Wahllokalen sitzen sollte. Stimmzettel waren offen abzugeben, es sollten nur solche mit „Ja" gedruckt werden; „Nein"-Zettel hätten die Wähler unter den Augen der VF-Funktionäre selber zu schreiben. Das Wahlalter, sonst 21, war auf 24 Jahre festgesetzt worden, da die Nationalsozialisten bei den Jungen sehr stark vertreten waren.

Der Finanzminister mußte für die propagandistische Vorbereitung und Durchführung vier Millionen Schilling herausrücken, für die er gar keine Deckung hatte, allerdings erhielt er eine unverhoffte Spende: 300 000 Schilling von der Jüdischen Kultusgemeinde Wiens. In aller Eile wurden Ja-Parolen an Wände und Straßen gepinselt, Großkundgebungen organisiert.

Schuschnigg informierte Mussolini, der das Vorhaben als Bombe bezeichnete, die allerdings „in der Hand explodieren könnte". (Später bestritt er, überhaupt davon gewußt zu haben.)

Die ausgetricksten Nazis tobten. In Berlin „schäumte Hitler vor Wut", wie der Naziminister Glaise-Horstenau seinen Kanzler Schuschnigg warnte. „Der Führer ist entschlossen, das nicht zu dulden", notierte Alfred Jodl in sein Tagebuch. Hitler selbst sagte später, er hätte in dieser Stunde das Gefühl gehabt, „als habe die Vorsehung gesprochen". Dies wurde der Tag des Generalfeldmarschalls Hermann Göring, der am 10. März einen Mobilmachungsbefehl von Hitler erwirkte.

Göring, nach eigenen Worten der an diesem 11. März „meistbeschäftigte Mann in Berlin", schickte ein Ultimatum nach dem anderen nach Wien, forderte die Absage der Abstimmung, den Rücktritt Schuschniggs, die Ernennung Seyß-Inquarts zum Kanzler, telephonierte komplette Kabinettslisten durch.

Er verlangte auf Rat des Staatssekretärs Ernst von Weizsäcker – Vater des heutigen Bundespräsidenten – einen „Hilferuf" der österreichischen Regierung, in dem Deutschland um die Entsendung von Truppen ersucht werden sollte – eine Taktik, auf die Moskau noch Jahrzehnte später zurückgriff, als es seine Divisionen nach Budapest, Prag und Kabul schickte.

Görings Telephonate mit Wien vom 11. März 1938 sind im Wortlaut erhalten. Seyß-Inquart beschied er „kategorisch", daß dessen Ernennung zum Kanzler „eine unumstößliche Forderung bedeutet". Dem späteren Gauleiter Odilo Globocnik trug Göring auf: „Das Kabinett muß bis 19.30 Uhr gebildet sein". Und: „Justiz ist klar. Wissen Sie, wen?"

Globocnik: „Ja, ja!"

Göring: „Nennen Sie den Namen!"

Globocnik: „Ja, Ihr Schwager, nicht?"

Göring bejahte – Dr. Hueber, Mann einer seiner Schwestern, war als Justizminister in Wien vorgesehen.

Unterdessen übernahmen die österreichischen Nazis in vielen Orten bereits die Macht. Wieder war Graz vorn. Armin Dadieu wurde „Landesstatthalter". Das Bundesheer war machtlos gegen den geballten Aufmarsch der braunen Massen.

Auch in den übrigen Bundesländern rissen illegale Gauleiter de facto die Macht an sich. In Linz defilierten 40 000 Menschen jubelnd an einem Hitler-Bild

Auf unseren Flughäfen ist alles ein bisschen näher beisammen als anderswo.

In der kleinen Schweiz wechseln sich einzigartige Landschaften in rascher Folge ab. Verschiedenste Verkehrsmittel zu Wasser, zu Land und in der Luft wetteifern um die Gunst der Reisenden. Was Wunder, dass auch die Schweizer Flughäfen in ihrer Kompaktheit eine ungeahnte Vielfalt anbieten: Nur ein paar Schritte sind's von der Bank zur Apotheke, von der Bar zur Post, von der Boutique ins Restaurant, vom Delikatessengeschäft zum Tax-free-Shop, von einem Flug zum nächsten. Damit Ihre Füsse weniger zu wandern und Ihre Augen umso mehr zu geniessen haben.

swissair

vorbei. In Innsbruck, wo noch wenige Tage zuvor Schuschnigg unter dem Beifall der Tiroler sein „Rot-weiß-rot bis in den Tod!“ gerufen hatte, demonstrierten die gleichen Tiroler nun gegen die Volksbefragung: Sie wollten, so ein Zeitgenosse, „lieber braun als tot“ sein.

In Wien plante der spätere Mussolini-Befreier Otto Skorzeny mit einem SS-Trupp einen Sturm auf die Residenz des Bundespräsidenten, doch Gardesoldaten verhinderten den Handstreich. Die Beamten der Spanischen Hofreitschule brachten ihre Lipizzaner vor den Nazis in Sicherheit: SS-Leute wollten sich mit den kostbaren weißen Hengsten beritten machen.

Als Schuschnigg sah, in welche Lage er die Republik gebracht hatte, sagte er die Volksbefragung ab und trat mit den Worten: „Gott schütze Österreich“ zurück. Der Weg schien frei für die offizielle Machtübernahme Seyß-Inquarts – doch da spielte plötzlich der Bundespräsident Wilhelm Miklas nicht mit. Er verweigerte die Ernennung Seyß-Inquarts, was in Berlin Göring in Rage brachte.

Telephonisch befahl er Seyß-Inquart: „Sie möchten sich sofort mit dem Generalleutnant Muff (deutscher Militärattaché in Wien) zum Bundespräsidenten begeben und ihm sagen: Wenn er nicht unverzüglich die Forderungen annimmt, dann erfolgt heute nacht der Einmarsch der bereits auf der Grenze aufmarschierten und anrollenden Truppen auf der ganzen Linie, und die Existenz Österreichs ist vorbei! . . . Wenn der Miklas das nicht in vier Stunden kapiert, dann muß er jetzt eben in vier Minuten kapieren!“

Miklas aber blieb stur. Er wollte die Christlichsozialen Ender und Skubl,



Marschall Göring
„Dann muß er in vier Minuten kapieren“



Bundespräsident Miklas
„Ich sehe, daß man mich allein läßt“

dann den Generaltruppeninspektor, Infanteriegeneral Sigismund Schilhawsky, zum Kanzler ernennen, doch die Herren lehnten dankend ab – sie hatten „keinen Bedarf“, in dieser Lage Kanzler zu werden, wie Ender es formulierte. Der General fand sich „zu alt“, um noch Politiker zu werden.

Da übernahm Seyß-Inquart auf Order Görings einfach am störrischen Präsidenten vorbei die Macht. Der Marschall bestellte beim neuen Kanzler in Wien das Telegramm mit einem Hilfeersuchen, dessen Wortlaut er gleich selbst diktierte:

„Die provisorische österreichische Regierung, die nach der Demission der Regierung Schuschnigg ihre Aufgabe darin sieht, Ruhe und Ordnung in Österreich wiederherzustellen, richtet an die deutsche Regierung die dringende Bitte, sie in ihrer Aufgabe zu unterstützen und ihr zu helfen, Blutvergießen zu verhindern. Zu diesem Zweck bittet sie die deutsche Regierung um baldmöglichste Entsendung deutscher Truppen.“

Seinem nach Wien delegierten Emissär und „Reichsbeauftragten für Österreich“, Wilhelm Keppler, sagte Göring dann, der neue Kanzler solle das Telegramm gar nicht erst abschicken, er brauche nur zu sagen, daß er einverstanden sei. Dieses „Einverstanden“ übermittelte Keppler seinem Chef telephonisch am 11. März um 21 Uhr.

Acht Stunden später marschierte die Wehrmacht in Österreich ein, obwohl dies gar nicht mehr notwendig gewesen wäre: Die Nazis hatten ja bereits die Macht in ganz Österreich an sich gerissen. Göring aber wollte unbedingt Invasion spielen und hatte vom bis dahin noch zaudernden Führer nach acht Uhr abends die Genehmigung erhalten.

Spätere verzweifelte Versuche österreichischer Nationalsozialisten, den Einmarsch noch zu stoppen, scheiterten. Nachdem Miklas („Ich sehe, daß man mich allein läßt“) gegen 22 Uhr nachgegeben und Seyß-Inquart offiziell ernannt hatte (Göring versprach ihm dafür eine Pension, damit er „seine 14 Kinder ernähren“ könne), rief der NS-Kanzler in Berlin an und bat dringend, die Wehrmacht möge die Grenze nicht überschreiten. Der Sonderbeauftragte Keppler ließ nach zwei Uhr nachts Hitler wecken, doch der Führer entschied: „Der Einmarsch ist nicht mehr aufzuhalten.“

Noch um vier Uhr morgens alarmierte der deutsche Geschäftsträger in Wien, Otto von Stein, das Auswärtige Amt in Berlin und ließ durchblicken, daß der Kanzler Seyß-Inquart gar nicht mit dem von Göring diktierten Hilferuf einverstanden gewesen sei.

Doch Staatssekretär von Weizsäcker, der sich fürs Außenamt um den Anschluß mehrfach verdient machte, beschied den Diplomaten, ein neuer Versuch um diese vorgerückte Stunde, unmittelbar vor dem Einmarsch, werde beim Führer sicher erfolglos sein und komme daher nicht mehr in Betracht.

Es war die Stunde der Soldaten. Die Wehrmacht war von der Mobilmachungs- und Einmarsch-Order überrascht worden und auf die Aufgabe in dieser Hektik nicht vorbereitet.

Der Oberbefehlshaber des Heeres, Walther von Brauchitsch, hielt sich in der thüringischen Provinz auf, Fliegergeneral Erhard Milch urlaubte im schweizerischen Klosters und wurde mit der für den Fall Österreich vereinbarten Code-Nachricht „Die Erbtante liegt im Sterben“ eiligst zurückgeholt. General der Artillerie von Reichenau war weit vom Schuß in Kairo. Die führenden Offiziere der 2. Panzerdivision, die den Stoßkeil nach Wien vortreiben sollte, amüsierten sich bei einer Weinkost an der Mosel.

Die im Herbst 1937 eingerückten Rekruten der Wehrmacht waren noch nicht fertig ausgebildet. Zahlreiche Reservisten wiederum waren an Waffen trainiert worden, die es nicht mehr gab. Der Wiener Militärhistoriker Erwin A. Schmidl berichtet in seinem beeindruckend präzis recherchierten Buch „März 38“ von allerlei Pannen und Patzern bei der in Süddeutschland stationierten 8. Armee*. Durch ein Versehen

* Erwin A. Schmidl: „März 38 – Der deutsche Einmarsch in Österreich“. Österreichischer Bundesverlag. Wien; 336 Seiten; 70 Mark.

NEU VON OPEL

FÜR EIN-, ZU-, UM- UND AUFSTEIGER: DER NEUE CORSA SWING.



Für Einsteiger: Endlich mal ein Auto, mit dem man günstig wegkommt. Denn die Extras sind inklusive. Für Zusteiger: Den neuen Corsa Swing gibt's auch mit fünf Türen. So daß praktisch jeder seinen eigenen Eingang hat. Für Umsteiger: Wer auf schadstoffarm umsteigen will, zahlt trotzdem keinen Zuschlag. Der 1.2 l-Euronorm-Motor (übrigens steuerbegünstigt) ist beim Swing nämlich serienmäßig. Für Aufsteiger: Alles drin. Zum Beispiel Heckscheibenwischer, Bremskraftverstärker, beim 5türer sogar höhenverstellbare Sicherheitsgurte vorn. Machen Sie eine Probefahrt beim freundlichen Opel-Händler. Danach werden Sie gern Ihre Monatskarte gegen den neuen Corsa Swing eintauschen.

OPEL

DER CORSA SWING. FRECH UND SPRITZIG.

bekamen etwa die Insassen eines Irrenhauses Gestellungsbefehle, wurde eine Dame mit ihrem Auto als Kraftfahrer einberufen. Reservisten, schimpfte der Kommandeur einer Gebirgsdivision, „sitzen in den Wirtschaften und saufen".

Uniformen waren für schlanke Rekruten geschneidert und paßten füllig gewordenen Reservisten nicht mehr, die daher in Zivilklamotten marschierten. Es gab zu wenig Fußbekleidung – 20 000 Soldaten konnten erst in Wien ihre Fußlappen gegen in Österreich gekaufte Socken austauschen. Es fehlte an Munition und Treibstoff.

Dennoch standen die 105 000 Mann der Invasionsarmee sowie 12 000 Mann „Ordnungspolizei" in der Nacht zum 11. März in grenznahen Aufmarschräumen, bereit zum Losschlagen im Morgengrauen. Hitler, der den Einmarsch mehrmals anberaumt, dann aber wieder gezaudert hatte, entschloß sich endgültig erst, als er Nachricht von seinem Sonderbotschafter Philipp Landgraf von Hessen erhielt, einem Schwiegersohn des italienischen Königs, den er zum Duce nach Rom geschickt hatte.

Als der Hessenprinz meldete, daß Italien seine 1934 in den „Römischen Protokollen" eingegangene Schutzmacht-Funktion für Österreich nicht ausüben und in den Konflikt nicht eingreifen werde, wiederholte Hitler mehrere Male sichtlich erleichtert: „Sagen Sie Mussolini, daß ich ihm das nie, nie vergessen werde!"

Um 5.30 Uhr morgens radelte ein Spähtrupp des 41. Infanterieregiments bei Passau über die Grenze. Schon eineinhalb Stunden vorher hatte ein Stoßtrupp des Infanterieregiments 14 unbemerkt zwei Zollhäuser in Bregenz besetzt. Die telephonische Anfrage der Bregenzer Zollbehörde, ob schon Deutsche in Sicht seien, beantworteten die Eindringlinge mit „alles ist ruhig"!

Obwohl Kanzler Schuschnigg zum Abschied der österreichischen Armee den bis heute heftig umstrittenen Befehl erteilt hatte, keinen Widerstand zu leisten, sich vielmehr vor der Wehrmacht nach Osten zurückzuziehen, damit „kein deutsches Blut vergossen" werde, rechneten Wehrmachtsoffiziere durchaus mit Gegenwehr.

Martialisch hatte Göring befohlen, Österreicher, die Widerstand leisteten, sofort von militärischen Standgerichten aburteilen zu lassen.

Doch dann kam alles ganz, ganz anders. Als Oberstleutnant Günther Blumentritt vom Infanterieregiment 19 bei Simbach, nahe Hitlers Geburtsort Braunau, die Grenze überschritt, sah er sich aufs freudigste überrascht:

„Die Fenster öffnen sich, überall wird Licht gemacht, und ganze Trupps von Einwohnern stürzen mit ausgebreiteten Armen auf die Truppe los. Zum ersten Male werden den Leuten Blumen überreicht und die Pferde mit Äpfeln und Brot gefüttert . . . schon bahnt sich der kommende ‚Blumenkrieg' an."

Ein Offizier der Panzerabwehr-Abteilung 10 schrieb ins Kriegstagebuch: „Das Leuchten in den Augen der Soldaten und der jubelnden Bevölkerung zeigte, daß



Deutscher Einmarsch in Salzburg: „Schon bahnt sich der Blumenkrieg an"





Deutscher Einmarsch, verunglücktes Wehrmachts-Fahrzeug: „Kein Eroberungsruhm zu verdienen"



Ex-Kanzler Seyß-Inquart bei der Anschluß-Abstimmung: 99,73 Prozent „Ja"

sich jeder dieses großen historischen Augenblickes bewußt war . . . Die Liebe und Begeisterung, die dem deutschen Soldaten entgegenschlugen, war ein beredtes Zeugnis der Zusammengehörigkeit des gesamten großdeutschen Volkes."

Bald forderte der überschäumende Freudentaumel der Österreicher die ersten Opfer: Oberstleutnant Otto Lancelle mußte mit gebrochenem Fuß ins Krankenhaus von Braunau eingeliefert werden. Sein Pferd hatte vor der jauchzenden Menge gescheut und den Reiter abgeworfen. Panzergeneral Guderian büßte seine Mantelknöpfe ein: Souvenirjäger rissen sie ihm ab, während sie ihn auf ihren Schultern durch die Straßen trugen.

Die Ostmärker waren den Invasoren auf allerlei Art zu Diensten: Auf dem Simbacher Bahnhof warnten die Beamten allzu sorglose Soldaten vor einfahrenden Zügen, damit sie nicht überfahren würden. Der Bürgermeister von St. Pölten hielt auf Guderians telephonische Order die Panzerspitze der Invasionsarmee an – sie war zu schnell vorweggebraust, die nachrückende Truppe hatte den Anschluß verloren.



Grundsteinlegung für Hermann-Göring-Werke 1938*: „In die Hände spucken"

„An diesem Österreich war wirklich kein Eroberungsruhm zu verdienen", spottete Minister Glaise-Horstenau (der später Hitler im Krieg als Bevollmächtigter in Kroatien diente und vor seiner Auslieferung an die Jugoslawen Selbstmord beging).

Verluste fügte sich die Wehrmacht nur selber zu. Unfälle mit Flugzeugen, Kraftwagen und Geschützlafetten forderten 33 Tote. 39 Panzer und sieben Panzerspähwagen blieben auf der Strecke, weil sie sich an Tankstellen mit österreichischem Treibstoff bedient hatten – die Oktanzahl war zu niedrig. Die Linksfahrordnung wurde für manchen Kraftfahrer zur Einbahnstraße auf den Schrottplatz.

Die 60 000 Soldaten des österreichischen Heeres, denen die politische Führung jeden Widerstand verboten hatte, verbrüderten sich fast überall spontan mit den Kameraden aus dem Reich.

Nur an einer Stelle, dem Fernpaß in Tirol, schickte eine Kompanie des Hoch- und Deutschmeisterregiments deutsche Kradmelder und ein Polizeiauto zurück ins Reich: Hauptmann Edwin Liwa hatte keine Verbindung zu seinen Vorgesetzten und hielt Widerstand für seine Pflicht. Er stand Wache für ein Österreich, das es gar nicht mehr gab. Als er in die Kaserne nach Imst zurückkehrte, wehte dort schon die Hakenkreuzfahne.

Zwei Tage später, am 14. März, legten Österreichs Offiziere und Soldaten bereits den Treueeid auf Adolf Hitler ab. Österreichische Einheiten mit eilig auf die Uniformen genähtem Wehrmachtsadler marschierten symbolisch durch Berlin sowie einige süddeutsche Städte und erlebten dort „sehr schöne Tage", wie sie nach der Heimkehr erzählten.

Die Hälfte der 1415 österreichischen Offiziere wurde bald nach dem Anschluß entlassen. Aber nur wenige protestierten – wie etwa der ehemalige k.u.k. Leutnant und Schriftsteller Joseph Roth. Er teilte dem Gauleiter Josef Bürckel aus dem Pariser Exil in verschnörkeltem Schönbrunnerdeutsch mit, daß er den Wehrmachtsrock nicht tragen werde, denn: „Ich gedenke Frankreich zu dienen, das Sie anzugreifen gedenken. Ich glaube hoffen zu können, daß mehrere meiner alten Kameraden mit mir, nicht mit Ihnen, sein werden."

Viele prominente Kameraden freilich dienten Hitler von Anfang an und bis zum bitteren Ende. General Alexander Löhr etwa, späterer Vorgesetzter des Oberleutnants Kurt Waldheim auf dem Balkan und von den Jugoslawen hingerichtet, wurde schon am 1. April 1938 Kommandierender General der Luftwaffe.

Hitler war seiner Wehrmacht auf dem Fuß gefolgt. Auf der 120 Kilometer langen Strecke von Braunau bis Linz wurde er als Befreier dermaßen begeistert begrüßt, daß seine Mercedes-Kolonne erst

* Göring links hinter dem Hakenkreuz auf der Tribüne in Linz.

Fliegen Sie von Frankfurt in eine andere Welt. Direkt.



mit vier Stunden Verspätung in Linz eintraf.

Dort, in einer Stadt von knapp 40 000 Einwohnern, waren Hunderttausende Österreicher zusammengeströmt, die sich angesichts des Führers in eine wahre Massenhysterie hineinsteigerten.

Da entfuhr es dem Kanzler von Görings Gnaden, Seyß-Inquart, der Hitler nach Linz entgegengefahren war: „Wir schlittern ja mit vollen Segeln in den Anschluß hinein!“

Er war, wie die meisten österreichischen Nazis auch, überzeugt gewesen, daß eine Vereinigung beider Staaten noch „mindestens fünf Jahre“ dauern werde – und er wollte gern noch länger bleiben, nicht als Regierungschef mit der kürzesten Amtszeit in der Geschichte Österreichs binnen 24 Stunden zum „Reichsstatthalter“ degradiert werden. (Länger durfte er Hitler später als Reichskommissar in Polen und den Niederlanden dienen, wofür ihn die Alliierten 1946 in Nürnberg zum Tod verurteilten und hängten.)

Nun aber war die Situation zu aller Überraschung plötzlich da. „Die Bevölkerung von Linz hatte den Strick geknüpft, und Hitler zog ihn zu“, hämt der Brite David Irving in seiner Göring-Biographie. Der Ex-Minister Heinrich Drimmel urteilt: „Linz – das war das Ende Österreichs.“

Hitler schwärmte in einem Telephongespräch mit Göring: „Ich habe gar nicht mehr gewußt, wie schön meine Heimat ist.“ Der Marschall, bis dahin mit Hitler einig, daß den Österreichern ein autonomer Status gewährt werden sollte, schickte, nachdem er im Radio die Ekstase der Linzer miterlebt hatte, einen Kurier zum Führer mit der Botschaft: „Wenn die Begeisterung und Aufnahme so gut ist, warum machen wir es nicht ganz?“ Der Bote kreuzte sich mit einem Abgesandten Hitlers, der wiederum Göring fragen ließ, was er denn von einem sofortigen Anschluß halte.



Volksspeisung der Wehrmacht in Wien: „Verfressenes Gesindel“

Von Weizsäcker lobte in seinem Tagebuch die „beachtenswerte Gabe“ Hitlers, „eine Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen“.

Gedacht, getan: Hitler ließ einen Gesetzentwurf, dem man ihm aus Berlin nachgeschickt hatte und der zunächst nur eine Personalunion zwischen dem Deutschen Reich und Österreich vorsah, insgesamt fünfmal umformulieren, bis er am 13. März als „Reichsgesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ verkündet wurde. Am 15. März erstattete der Ex-Österreicher Adolf Hitler einer Viertelmillion tosender Landsleute auf dem Wiener Heldenplatz die – nach seinen eigenen Worten – „größte Vollzugsmeldung meines Lebens“: „Als Führer und Reichskanzler der deutschen Nation und des Deutschen Reiches melde ich vor der deutschen Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich.“



Österreicher-Parade in Berlin 1938
„Sehr schöne Tage erlebt“

Über Nacht war der Anschluß vollzogen, Österreich von der Landkarte verschwunden. Noch vor Beginn des Einmarsches der Wehrmacht waren im Morgengrauen des 12. März Heinrich Himmler und Reinhard Heydrich mit Vorkommandos von SS und Gestapo in Wien-Aspern gelandet und begannen sofort, in der „Ostmark“, zu der die Republik degradiert wurde, aufzuräumen. Fast 70 000 Österreicher wurden noch im selben Jahr verhaftet, die ersten politischen Häftlinge schon am 1. April ins Konzentrationslager Dachau gebracht.

Vor der überrumpelten Welt ließ sich Hitler die Heimholung Österreichs durch eine Volksabstimmung am 10. April 1938 bestätigen. Mit ihrer Abwicklung beauftragte er einen Profi: den Gauleiter Bürckel, der seit der Saar-Abstimmung als Spezialist für solche Aufgaben galt und ob seiner Trinkfreudigkeit von den Wienern bald „Bierleiter Gauckel“ genannt wurde.

Das Votum ergab in geheimer Abstimmung, von der allerdings Hunderttausende „unzuverlässiger Elemente“ – Juden und bekannte politische Gegner – ausgeschlossen wurden, 99,73 Prozent für den Anschluß bei den nunmehrigen Ostmärkern, 99,02 Prozent im sogenannten Altreich.

Wie schnell Hitlers neue Volksgenossen ihre Fahne gewechselt hatten, zeigen Beispiele aus dem obersteirischen beziehungsweise tirolerischen Hinterland: Dort, in der von der Außenwelt abge-

schnittenen Berggemeinde Pretal bei Obdach, hatten die Bürger zu spät vom Umschwung in Wien erfahren und am 13. März die landesweit abgesagte Volksbefragung Schuschniggs abgehalten. Ergebnis: 100 Prozent Ja für Österreich.

Am 10. April konnte die Gemeinde Pretal wieder ein 100prozentiges Ergebnis melden: diesmal für Hitler und den Anschluß. Genau das gleiche passierte im Tiroler Einöddorf Tarrens.

Verächtlich notierte der französische Militârattaché in Wien, Oberstleutnant Salland: „Dieses Volk von Dienstboten hat nur bekommen, was es verdient."

Allenthalben im Alpenland sprossen die sogenannten Märzveilchen aus dem Boden – die Nazis erhielten Massenzulauf aus allen Volksschichten. Österreichische Mitesser futterten sich an den Gulaschkanonen des „Hilfszuges Bayern" durch – zur Empörung des Schriftstellers Franz Theodor Csokor: „Verfressenes Gesindel!"



Antisemitisches Plakat in Wien
„Weitaus schlimmer als in Berlin"

Anschluß-Befürworter, wie der Kärntner Heimatdichter Friedrich Perkonig, schrieben sich ihr „namenloses Glück" von der Seele. Der katholische Autor Max Mell reimte: „Gewaltiger Mann, wie können wir dir danken – wenn wir von nun an eins sind ohne Wanken."

Ein Ja zum Anschluß sprach auch der einstige – und spätere – sozialistische Kanzler Karl Renner. Und Wiens Kardinal Theodor Innitzer, der den Führer persönlich im Hotel „Imperial" aufsuchte, unterzeichnete einen Brief an den Gauleiter Bürckel mit „Heil Hitler!"

Die Judenverfolgung zeitigte in Wien – dem Göring „wegen seiner 300 000 Juden" das Recht abgesprochen hatte, „sich eine deutsche Stadt zu nennen" – anfangs noch schändlichere Auswüchse als im übrigen Reich. In Wien hatte der politische Antisemitismus ja auch seine Wurzeln, hingen schon 1932 Plakate, die verkündeten: „Judenblut vom Messer spritzt".

„Wien ist weitaus schlimmer als Berlin", kabelte der amerikanische Geschäftsträger Riley nach Washington. „Gegen die ‚Reichskristallnacht' von Wien am 9. November war die in Berlin ein gemütliches Weihnachtsfest", urteilt Simon Wiesenthal, Leiter des Jüdischen Dokumentationszentrums in Wien.

Die jüdische Bevölkerung Wiens sank dank der Effizienz der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung", die der aus München herbeigeeilte Adolf Eichmann bereits im April 1938 organisierte, von über 200 000 – Göring hatte mit seinen 300 000 reichlich übertrieben – binnen eines Jahres auf weniger als 70 000.

Der intellektuelle, künstlerische und wissenschaftliche Aderlaß war nahezu total. Es emigrierten die Schriftsteller Max Brod, Elias Canetti, Alfred Polgar, Friedrich Torberg, Franz Werfel, Carl Zuckmayer, Stefan Zweig, die Komponisten Arnold Schönberg, Paul Abraham, Emmerich Kálman und Ralph Benatzky, die Gelehrten Martin Buber, Sigmund Freud, Lise Meitner, Karl Popper, die Dirigenten Rudolf Bing, Bruno Walter, die Regisseure Fritz Lang und Otto Preminger, die Schauspielerin Elisabeth Bergner und der Sänger Richard Tauber. Österreichs Elite wurde über 89 Länder verstreut – ein Aderlaß, von dem das Land sich nie mehr erholt hat.

Doch die Republik büßte noch mehr ein. Die Beute des Reiches aus dem Anschluß konnte sich sehen lassen. In einer Triumphrede am 25. März geriet Hitler ins Schwärmen: „Innerhalb weniger Tage ist uns ein Wunder gelungen. Wir haben mehr gewonnen, als früher nach siegreichen Kriegen heimgebracht werden konnte: 84 000 Quadratkilometer und 6,8 Millionen Menschen. Deutschland ist heute räumlich größer als 1914. Das ist ein gewaltiger, gewaltiger Erfolg."

Und der wog auch in Geld- und Sachwerten schwer. Österreich hatte vieles, was die deutsche Kriegsmaschinerie dringend brauchte: Öl, Erz, Holz, Energie, Nahrung, eine ausgebildete Industriearbeiterschaft.

Die klingende „Mitgift der Ostmark", so Mit-Autor Willibald Kranister in

PHILIP MORRIS
LIGHT AMERICAN

PHILIP MORRIS
THE FINEST SELECTION
LIGHT AMERICAN
SPECIAL BLEND

GESCHMACK EINER NEUEN GENERATION

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,3 mg Nikotin und 4 mg Kondensat (Teer). (Durchschnittswerte nach DIN)

„1938 – Anatomie eines Jahres“, war für das gold- und devisenarme Reich höchst willkommen: Immerhin war die Schillingwährung des angeblich armen Verwandten zu einem Drittel durch Gold und Devisen gedeckt und galt als „Alpendollar“, während die Mark eine Deckung von nur 1,5 Prozent aufwies.

Die Übernahme der Österreichischen Nationalbank durch die Deutsche Reichsbank brachte dieser einen Goldschatz von 78 267 Kilogramm ein, dazu gut 100 Millionen Schilling an Devisen.

Berlin setzte, nachdem ein zunächst vorgeschlagener Kurs von zwei zu eins in Wien auf Protest gestoßen war, einen Umrechnungskurs von 1,5 Schilling zu einer Mark fest. Horden von Hamsterern aus dem Reich fielen in die Ostmark ein und kauften die Läden leer – auch Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht suchte sich bei einem Besuch in Wien Kaffee und Silberfüchse als Mitbringsel aus.

In einem Geheimdienstreport der US-Gesandtschaft in Wien schrieb Militärattaché Major Riley: „Vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus ist Österreich für Deutschland soviel wert wie 100 Kolonien“ – und die Deutschen habe das alles nur einen fröhlichen Marsch nach Wien gekostet.

Doch auch die Österreicher profitierten: Ihr Arbeitslosenheer – 600 000 – fand Beschäftigung vor allem in der schnell wachsenden Rüstungsindustrie.

Hermann Göring, der seine massige Gestalt auf dem obersteirischen Erzberg in einen Steireranzug zwängte, beglückte die Ostmark mit den Hermann-Göring-„Reichswerken“ in Linz, mit Autobahnen und Brücken. „Ihr seht, das Reich tut, was es kann“, sagte er vor ostmärkischen Arbeitern. „Nun ist es an euch, in die Hände zu spucken und die Arbeit anzupacken.“

40 000 österreichische Kinder verbrachten Ferien bei reichsdeutschen Pflegeeltern. Auf dem „Kraft durch Freude“-Dampfer „Wilhelm Gustloff“, den die „Deutsche Arbeitsfront“ für die Erholung der Werktätigen hatte bauen lassen, schnupperten 10 000 Älpler auf geschenkten Kreuzfahrten erstmals den Duft der großen weiten Welt.

Das Ausland nahm „finis Austriae“ – wie der christdemokratische Politiker Heinrich Drimmel das Anschlußtheater verschämt umschreibt – gelassen hin. Frankreich, das am Anschlußtag gerade wieder mal ohne Regierung war, und England protestierten am 12. März halbherzig – Staatssekretär Weizsäcker beschied sie, das sei eine Angelegenheit der deutschen Völker, mit der Dritte nichts zu schaffen hätten.

Österreich-Beschützer Mussolini, der sich in den entscheidenden Stunden, als Schuschnigg mehrmals anrief, hatte verleugnen lassen, redete sich heraus, die Österreicher hätten sich ihr Schicksal selbst zuzuschreiben. Italienische Soldaten und deutsche Gebirgsjäger verbrüderten sich am Brenner.

Das teils deutschsprachige Nachbarland Schweiz reagierte in Person seines Staatsoberhauptes Giuseppe Motta laut einem Telegramm des deutschen Gesandten in Bern so: „Bundesrat Motta ausdrückte mir gegenüber Bewunderung über Art und Weise der Durchführung des Anschlusses durch den Führer, den er infolge innerpolitischer Zerrissenheit Österreichs seit langem als unabwendbar angesehen hat. Bezeichnete Anschluß als größtes weltgeschichtliches Ereignis seit dem Weltkrieg. Vertrat Auffassung, daß Konfliktgefahr auch für später nicht bestehe.“

Ganz anderer Ansicht war ein weithin unbekannter Politiker aus einem kleinen Land am Rande Europas, das zwei Jahre später ebenfalls „angeschlossen“ wurde – von Hitlers Bündnispartner Stalin.

Vilhelms Munters, Außenminister der Republik Lettland, bedauerte es in einem Gespräch mit dem amerikanischen Gesandten Packer sehr, daß Österreich keinen bewaffneten Widerstand geleistet hatte, da man solche Aktionen Deutschlands nur mit Gewalt stoppen könne.

Am 13. März 1938 sprach Munters, wie der Gesandte am 14. in einem Telegramm nach Washington berichtete, wahrhaft prophetische Worte: Österreichs Verzicht auf jeden Widerstand, so Munters zu dem Amerikaner, „bedeutet Krieg in Europa binnen 18 Monaten“.

Zwei Wochen vor Ablauf dieser Frist brach der Zweite Weltkrieg aus.

Im nächsten Heft

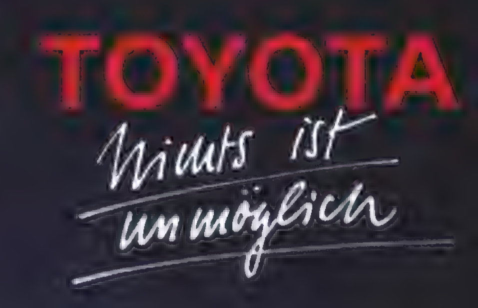
Österreicher, die auf der andere Seite ihre Pflicht erfüllten



Hitler, Österreicher auf dem Wiener Heldenplatz am 15. März 1938: „Größte Vollzugsmeldung meines Lebens“

Der neue Toyota Corolla.
Was heißt hier untere Mittelklasse?

Mal ganz abgesehen von der fortschrittlichen Motortechnik, die unter der Haube des neuen Corolla 16-Ventilers verborgen ist – spätestens, wenn Sie hinter dem höhenverstellbaren Lenkrad Platz und das elegante Interieur unter die Lupe genommen haben, zweifeln Sie, ob Sie nicht in einen Wagen höherer Klasse eingestiegen sind. Die weiche, harmonische Linienführung des Designs, die Hochwertigkeit der Materialien und die Reichhaltigkeit der Ausstattung – sowohl im Cockpit als auch im Innenraum – vermitteln das Gefühl, in einem weitaus größeren Wagen zu sitzen. Das muß auch der „Stern" im Sinn gehabt haben, als er in Heft 33/87 schrieb: „Kein anderes Auto dieser Klasse ist innen so geschmackvoll hergerichtet." Wie wär's, wenn Sie diese Anzeige mal mit in Ihr Auto nehmen?



3,9 % effektiver Jahreszins, 25% Anzahlung, Laufzeiten 12, 24 und 36 Monate über AKB Auto Kredit Bank. Abb.: Cockpit der neuen GL-Versionen: 16 Ventile, 66 kW/90 PS aus 1,6 Litern. Unverbindliche Preisempfehlung (ohne Überführung): ab DM 21.250,- für die Limousine oder ab DM 21.990,- für den Liftback. Radio Sonderausstattung. Toyota Btx: *40063 #

„Intuition und Gefühl, viel Gefühl"

SPIEGEL-Redakteur Joachim Hoelzgen über Ruud Gullit, Europas Fußballer des Jahres

Quello con le treccine" (der mit den Zöpfen), raunen die Passanten in der Via Monte Napoleone, Mailands Laufsteg arroganter Eitelkeiten, wo in der Bar „Ova" befrackte Ober das Gebäck servieren und in den Vitrinen der Boutiquen die Preisschildchen fehlen.

Hinter den Schaufenstern tuscheln Angestellte. Um mehr sehen zu können, öffnet der Geschäftsführer von Beltrami, bekannt für ultraleichte Lederjacken, das Glasportal seines Geschäfts. „Ah, dort drüben geht Gullit", sagt der schnauzbärtige Wächter vor dem Gebäude der Banco di Napoli, „gestern, gegen Como, hat er zwei Tore geschossen."

Die Bewunderung gilt einem braunhäutigen Mann, der die Gaffer auf dem Bürgersteig um Haupteslänge überragt: Ruud Gullit, Europas Fußballer des Jahres 1987, Kapitän der holländischen Fußball-Nationalmannschaft und seit Beginn dieser Saison der Star des Traditionsvereins AC Mailand.

Gullit erscheint wie hineingestellt in diese Umgebung. Von seinem Kopf baumeln pechschwarze, zu Zöpfen gedrehte Lokken, die bis zu den Schultern hinabreichen. Er ist das Schauobjekt, mit dem sich Mailand derzeit am liebsten schmückt.

Jahrelang zweifelte die Stadt an sich selbst. Zukunftsindustrien und die Kreativität ihrer Designer machten sie wirtschaftlich zur De-facto-Hauptstadt Italiens. Doch die wichtigste Zierde ihres Stolzes fehlte – ein erfolgreiches Fußballteam.

Sowohl die Schwarz-Blauen vom ehemaligen Rummenigge-Verein Internazionale (der zuletzt 1980 den Meistertitel in die Millionen-Metropole geholt hatte) und erst recht die Rot-Schwarzen des AC Mailand krebsten in der Tabelle nur so herum, erschüttert von Skandalen und überschattet vom Südklub SSC Neapel und dessen Helden Diego Maradona.

Doch beiden ist nun dank Ruud Gullit Konkurrenz erwachsen. Der AC Mailand liegt hinter dem Herbstmeister aus Neapel auf dem zweiten Platz und entschied das Januar-Duell im Mailänder San-Siro-Stadion 4:1 für sich. Siege dieser Größenordnung sind im italienischen Profifußball, bei dem es in erster Linie um das Verhindern von Treffern geht, eine Rarität. Man staunte um so mehr, weil die Experten vor dem Match der Ansicht waren, Maradona werde es schon richten und es dem AC Mailand und dessen Zöpfeträger Gullit zeigen.



AC-Mailand-Star Gullit: „Reggae ist meine Antriebsfeder"

In einer Analyse in der „Gazzetta dello Sport" kam Altstar Sandro Mazzola zu dem Schluß, der Argentinier übertreffe den Niederländer in sechs von insgesamt zehn direkten Vergleichen, etwa im Dribbling, dem taktischen Gespür und der Ballbehandlung mit dem linken Bein. Gullit sah er im Kopfballspiel und bei der Ballbehandlung mit dem rechten Bein vor Maradona. Mazzola irrte sich gewaltig. Maradona sei „inesistente" gewesen, schrieb hinterher die kommunistische Tageszeitung „l'Unità" – nicht vorhanden. Gullit dagegen habe „extraterrestre" aufgespielt – außerirdisch.

Gullit kam gut in die Gänge, weil er seinem Bewacher Ferrara nach Belieben davonlief. Dem Athleten Gullit (1,86 Meter groß und 83 Kilo schwer), der mit seinen Muskeln einer Skulptur Donatellis ähnelt, gefällt es, gegen Typen mit klotzigen Rahmen anzutreten. Er bewegt seinen Körper mit erstaunlicher Geschmeidigkeit.

Draußen vor der Stadt, in der Hügellandschaft südlich von Varese, läßt er sich regelmäßig über 100 Meter stoppen. Gullits Zeit: 11,2 Sekunden.

Wer sich ihm in den Weg stellt, wenn er aus dem Lauf heraus zu einem Kopfball ansetzt, kämpft gegen eine Katapultmaschine. Mitte Januar, bei Rekordmeister Juventus Turin, markierte Gullit ein solches Kopfstoßtor. Der AC Mailand gewann 1:0.

Gelingen ihm derlei Taten zu Hause, im Mailänder San-Siro-Stadion, scheint der gewaltige Betonkessel, der steil wie der Schlund eines Vulkans zum Spielfeld abfällt, zu bersten. Gelbrote, schwefelige Rauchmeiler quellen hier aus armdicken Patronen, gezündet von Fanatikern, wenn die „tulipano nero" (schwarze Tulpe) über ihre Gegner herfällt.

In Italien, dem Land der Lederball-Vergötzung, hat der Holländer das ihm angemessene Terrain gefunden. Zuvor spielte er beim PSV Eindhoven auf holländischem Erstliga-Gelände. Dort war er Libero und schoß in einer Saison 27

LORD IST EXTRA

Lord
EXTRA

410

Der Bundesgesundheitsminister: Rauchen gefährdet Ihre Gesundheit. Der Rauch einer Zigarette dieser Marke enthält 0,5 mg Nikotin und 9 mg Kondensat (Teer), (Durchschnittswerte nach DIN).

Tore. Beim AC Mailand schickt ihn Trainer Arrigo Sacchi als offensiven Mittelfeldspieler nach vorn.

Die Gazetten setzen Gullit mit einem „ciclone" gleich, einem Wirbelsturm. Er selbst bezeichnet sein Spiel als „charismatisch" und fügt auch gleich die Ingredienzen hinzu: „Intuition und Reaktion, Gefühl, viel Gefühl."

1962 kam er in den Niederlanden auf die Welt – als Sohn einer Holländerin und eines Farbigen, der aus der niederländischen Kolonie Surinam zugewandert war, einem armen Kleinstaat an der südamerikanischen Atlantikküste.

Gullit kickte als Kind in einer Amsterdamer Straßenmannschaft. Entdeckt wurde das Talent von einer Frau, „Mevrouw" Ter Rehorst, Jugendtrainerin beim Amsterdamer Klub Meerboys. Mit 15 besaß ihr Schützling einen Platz in der Schüler-Nationalmannschaft. Als Profi bei Feyenoord Rotterdam spielte Gullit noch ein Jahr neben Johan Cruyff.

Es waren aber nicht nur Gullits Reputation, seine Übersicht und sein offensiver Schwung, die den Mailänder Medienmogul Silvio Berlusconi bewogen, ihn beim PSV Eindhoven aus einem noch laufenden Vertrag zu lösen – für elf Milliarden Lire (15 Millionen Mark), die zweithöchste Summe, die im Fußball-Transfergeschäft bisher erstattet wurde (nur Maradona kam Neapel mit 24 Millionen Mark noch teurer).

Berlusconi hatte 1986 den „AC Milan" gekauft und erkannte in dem Holländer mit dem Medusenhaupt den Mann, der seinen Plänen angemessen schien. Als Mitreißer seiner Mannschaft, der die Staketenzäune italienischer Abwehrreihen umlegt, und außerhalb des Spielfelds als attraktive Schlagzeilen-Gestalt – wichtig in einer Stadt wie Mailand, wo Moden und Trends eine kürzere Halbwertzeit als anderswo besitzen.

In den Katakomben des San-Siro-Stadions erzählt Gullits Frau Yvonne, eine ganz in Schwarz gekleidete Holländerin, stets gern und immer wieder die Geschichte der Löckchen: „Es war eine sechsstündige Arbeit, ich habe jede Locke einzeln drehen müssen, die Anstrengung war fürchterlich." Das Waschen des Haupthaars sei „kein Problem. Man darf die Locken nur nicht aufdröseln".

Gullit nimmt seine Frau mit in das Stadion, weil er von anderen Beispielen ausländischer Fußball-Legionäre in Italien weiß: „Viele Fußballer sind an ihren Frauen zugrunde gegangen, nur weil die Heimweh hatten." Das soll ihm nicht passieren. Zu viel steht für ihn und Berlusconi bei der Erfüllung ihrer Ambitionen auf dem Spiel.

Der Niederländer verspricht sich im Juni von der Europameisterschaft in Deutschland den Beweis, in der Welt die Nummer eins zu sein. Das gebietet seine Eitelkeit, von der er meint, Italien sei für diese Eigenschaft „ein prächtiges Land"

– aber auch die Bundesrepublik, wegen der Fernsehkameras in den Stadien, die dort „immer gut postiert“ seien.

Ganz im Dienste seines Herrn erkannte er, daß die Fans, die „milinasti“, bei einem Sieg ihres Vereins „mehr Ansehen in ihrer Bar, an ihrem Arbeitsplatz genießen“. Dafür, sagt er, „müssen wir, die Spieler, sorgen“.

Wer so spricht, hat seine Aufgabe als Musterschüler und Identifikationsfigur in Personalunion begriffen. Gullit trinkt nicht, Gullit raucht nicht, er geht früh zu Bett und kommt als erster zum Training. Als disziplinierter Supermann verhilft er seinem Arbeitgeber ganz nebenbei zu höchst persönlichen Triumphen.

Vor dem Spiel in Turin erschien der „dottore“ Berlusconi auf der Tribüne neben Fiat-Chef Gianni Agnelli, „avvocato“ und Besitzer von Juventus. In ihrer Funktion als Klubeigner erfüllen sich die Großkapitalisten einen Lebenstraum, der nur vor dem historischen Hintergrund der mittelalterlichen Städtekriege Oberitaliens zu verstehen ist, als die Condottieri ihre Söldnerhaufen ins Feld führten, um die jeweils rivalisierende Nachbarstadt zu unterjochen.

Eine solche Demütigung gelang Gullit ausgerechnet in Turin mit dem fulminanten Kopfballtor. Als Berlusconis erster Söldner bezwang er damit auch Agnelli. Der hatte noch vor Beginn des Spiels geprahlt: „Berlusconi, heute können Sie sich die Auszahlung der Prämien sparen.“

Der Triumph bei Juventus bestätigte Berlusconi, mit Gullit schon den Richtigen gekauft zu haben. Bereits bei Abschluß der Meisterschaftsvorrunde hat der AC Mailand über 30 Millionen Mark erspielt – sogar gegen Como, den Drittletzten der Tabelle, kamen 75 000 Zuschauer. Sie wollten Gullits „calcio reggae“, den Reggae-Fußball, sehen.



Klubeigner Berlusconi, Agnelli*: Städtekriege mit Fußballteams

Tatsächlich ist „Reggae meine Antriebsfeder“, sagt Gullit, „beim Rock 'n' Roll spielt man nach Noten, beim Reggae geht's nach dem Gefühl – darin liegt für mich die Kraft“. Sonst hat er mit der konsumkritischen Ideologie der Jamaika-Rastafarians nichts weiter im Sinn.

Die Villa am Comer See und eine Stadtwohnung sind mit dem Jahreseinkommen in Höhe von einer Milliarde Lire netto (1,36 Millionen Mark) leicht zu unterhalten. Daneben läuft ein Deal mit dem Elektrogiganten Philips in Eindhoven, der ihm als PR-Honorar jedes Jahr die gleiche Summe auszahlt.



Gullit-Rivale Maradona: Dem „Außerirdischen“ unterlegen

Philips ist seit Jahrzehnten im Apartheid-Staat Südafrika bestens vertreten. Es gehört wohl zu den Unübersichtlichkeiten des Showgeschäfts, daß Gullit den Goldenen Fußball, der ihm mit der Wahl zum Fußballer des Jahres ausgehändigt wurde, dem in Südafrika inhaftierten Schwarzenführer Nelson Mandela gewidmet hat.

In Holland war Gullit Mitglied der Anne-Frank-Stiftung, die sich gegen Rassendiskriminierung einsetzt und nach ethnischen Minderheiten wie Surinamern und Molukkern sieht. Gullit besucht Anti-Apartheid-Konzerte und sagt, daß es bei ihm „von drinnen“ komme.

PR oder doch ehrliche Anteilnahme? Sicher ist, daß er sein Tor zum 3:1 gegen Neapel nach einer perfekten Körpertäuschung wunderschön erzielt hat.

* Am 10. Januar beim Spiel von Juventus Turin gegen den AC Mailand.

FREIZEIT

Schlafende Hunde

Umweltschützer machen Front gegen die Verunreinigung der großen Binnenseen: Sie fordern den Katalysator für Motorboote.

Auf 77 000 Quadratmeter Messegelände zeigten 1388 Aussteller aus 28 Ländern ihre Produkte vor, mehr als je zuvor bei der Internationalen Bootsausstellung in Düsseldorf. Vor allem die Anbieter aus der Motorbootbranche lagen bei der „boot 88“ voll im Trend.

Motorbootfahren, so hat der Hamburger Freizeitforscher Professor Horst W. Opaschowski herausgefunden, ist für die Bundesdeutschen „der Freizeittraum Nr. 1“ – vor Reiten, Segeln, Wasserski.

Doch den Freizeitkapitänen, die mit Vorliebe in immer größeren Booten mit immer stärkeren Motoren über die Binnenseen brausen, droht Ungemach. Umweltschützer haben zum Kampf gerüstet, sie fordern den Katalysator für Wassersportfahrzeuge.

Professor Max Tilzer, Seenforscher an der Universität Konstanz, nennt die Mo-



Unsere Spannweite reicht über fünf Kontinente. Irgendwo auf der Welt ist immer eine Maschine der Iberia am Himmel. Und

ONNE NACH.

an Bord scheint stets die Sonne: Sie sehen sie im Lächeln unserer Stewardessen, Sie spüren sie in der warmherzigen, freundlichen Atmosphäre.

Denn die Sonne liegt uns Spaniern sehr am Herzen. Überall auf der Welt.

IBERIA



SONNE, HERZLICHKEIT UND ERFAHRUNG.

torboote einen „Störfaktor ersten Ranges“. Das Bayerische Landesamt für Wasserwirtschaft stellte auf dem Starnberger See schon eine „verstärkte Wasserverschmutzung“ fest. Wesentliche Ursache: die Emissionen der Bootsmotoren.

Auf der „boot '88“ präsentierte allerdings nur eine Firma den Katalysator für Bootsmotoren; bezeichnend, daß die Firma KST-Motorenversuch in Bad Dürkheim kein Motorenhersteller, sondern ein Dienstleistungsunternehmen ist – als Prüf- und Entwicklungsinstitut eigentlich branchenfremd. „Die Entwicklungen“, notierte das Fachmagazin „boote“ über die KST-Technologie verblüfft, „scheinen weiter zu sein als bisher angenommen“.

Der Applaus ist dennoch verhalten. „Die Branche“, erklärt ein Insider, „ist sauer, weil KST schlafende Hunde weckt.“ Für Peter Burghardt, der den Bootskatalysator entwickelt hat, ist der Fall klar: „Solange das Geschäft gut läuft, will keiner investieren.“

Mit der Übernahme der Technik aus dem Automobilbau (Dreiweg-Katalysator) ist es nämlich nicht getan – die Schadstoffbremse muß wasserfest sein. Auch die vergleichsweise antiquierten Bootsmotoren verschleppen umweltfreundliche Entwicklungen. Größere Schiffe werden meist von amerikanischen Achtzylindermotoren angetrieben, deren altmodische Vergaser ein sehr fettes Benzin-Luft-Gemisch produzieren; entsprechend hoch sind die Schadstoffemissionen.

Dagegen verspricht KST, das seinen Katalysator auf einen Volvo-Achtzylinder aufsetzte, schon beim Prototyp eine durchschnittliche Schadstoffreduzierung von 80 Prozent. Bei Serienreife Ende des Jahres sollen es 95 Prozent sein. Eine Nachrüstung, so kalkuliert KST, wird dann zwischen 4000 und 8000 Mark kosten.

Zumindest für die Wassersportler auf dem Bodensee kann diese Investition schon bald Pflicht werden. Denn Deutschlands größtes Binnengewässer, Trinkwasserspeicher für rund vier Millionen Menschen, soll sauberer werden. Die Bodensee-Konferenz, ein Gremium der drei Anrainer-Länder Bundesrepublik, Schweiz und Österreich, beauftragte bereits ein Stuttgarter Forschungsinstitut, Emissionsgrenzwerte zu ermitteln.

Kohlenwasserstoffe, größter Schadstoffaktor bei Bootsmotoren, gefährden Fischbestand und Trinkwasser. „Ein Liter Kohlenwasserstoff“, weiß Werner Vetterli, Vorsitzender des Arbeitskreises der Bodensee-Konferenz, „verunreinigt eine Million Liter Wasser.“ Wissenschaftler schätzen die jährliche Belastung des Bodensees auf mehr als tausend Tonnen leichter Kohlenwasserstoffe. Und das, obwohl schon seit 1981 auf dem Bodensee Zweitaktmotoren mit mehr als zehn PS – meist Außenborder mit beträchtlichem Ölverlust – verboten sind.

Konsequente Naturschützer würden in labilen Gegenden am liebsten alle Motorboote aus dem Verkehr ziehen. Das Biotop Bodensee zum Beispiel ist bereits erheblich gestört. Für Jürgen Resch vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) sind die Wellen, von Motorbooten verursacht, „für den Rückgang der Röhrichtbestände an den Ufern verantwortlich“.

Bootsmotoren wirken durch die Abgabe von Stickoxiden an die Luft auch beim Waldsterben mit. Deshalb wird langfristig, so Umweltschützer Vetterli, „nur eine neue Technologie wie der Katalysator“ künftige Abgasgesetze erfüllen können. In Deutschland scheint eine bundesweite Vorschrift so lange Fiktion, wie die Bootslobby die Katalysator-Diskussion „als reines Politikum“ herunterspielt. So behauptet etwa Jürgen Tracht, Geschäftsführer der Bundeswirtschaftsvereinigung Freizeitschifffahrt, „die Verschmutzung ist überhaupt nicht relevant“.

Die passionierte Kundschaft, so glaubt ein Bootshändler in Lindau am Bodensee, ist dagegen zur kostspieligen, aber umweltschonenden Nachrüstung bereit: „Hauptsache, der Motorbootsport wird nicht verboten.“



Konstrukteur Burghardt, Katalysator: „Keiner will investieren“

SKI ALPIN

Gereift und geläutert

Christa Kinshofer-Güthlein, einst als „Diva“ abqualifiziert und aus der Nationalmannschaft verbannt, gilt neuerdings als Vorbild der deutschen Rennläuferinnen.

Im Foyer des „Pfefferkorn“ in Lech am Arlberg simuliert die junge Dame einen Slalomlauf, die männlichen Hotelgäste folgen mit bewundernden Blicken ihren Bewegungen. Schwarze Lackschuhe, goldene Ohrringe, Jeans, Männersakko: Christa Kinshofer-Güthlein, 27, ist wieder da.

Vier Jahre nach ihrem unfreiwilligen Abschwung aus der deutschen Ski-Nationalmannschaft ins holländische Exil ist die, wie „Bild am Sonntag“ meint, „notorisch allerliebste Skiprinzessin“ heimgekehrt. In Piancavallo, Mitte Dezember, gipfelte das Comeback mit einem Sieg beim Weltcup-Slalom.

Einst als „Glamourgirl“ oder „Diva“ abqualifiziert und gefeuert, schaffte Christa Kinshofer, was vor ihr noch niemand gelang: die Rückkehr an die Weltspitze nach jahrelangen sportlichen Mißerfolgen. Mehr noch: Im Olympiateam für Calgary, so Klaus Mayr, Damen-Cheftrainer im Deutschen Skiverband (DSV), soll sie „Vorbild für die anderen“ sein.

Die „Wiederkehr der Extravaganz“, so die „Süddeutsche Zeitung“ über Christa Kinshofer, und ihre Beförderung zur Vorzeige-Athletin waren möglich, weil sich die Strukturen im Team gewandelt haben. Das autoritäre Lehrer-Schüler-Verhältnis, in dem sich kaum jemand traute, „den Mund auf-



DER GROSSE SANFTE MIT DEM STIER.

Der große, sanfte spanische Brandy. Wunderbarer milder und runder Geschmack. Woran liegt das? An den Eichenfässern, deren Holz über den Atlantik aus Virginia kommt. An dem System ‚soleras', einer erstaunlichen Methode der jahrelangen Durchdringung von altem und jungem Brandy. An dem Klima um Jerez herum, das der Reife in den Fässern so einmalig gut bekommt. An der Familie Osborne, die die alten Qualitätsvorstellungen hochhält. Der Rest ist ein Geheimnis des schwarzen Stiers.

OSBORNE VETERANO

zumachen“ (Kinshofer), ist passé, Eigenständigkeit und Selbstverantwortung sind gefragt. Da kam eine laut Mayr „in ihrer Persönlichkeit gereifte und geläuterte“ Christa Kinshofer gerade recht. „Sie ist der Profi überhaupt in der Mannschaft“, ergänzt Slalomtrainer Edi Reichhart.

Das war nicht immer so. Als Christa Kinshofer 1979, damals 18, nach fünf Siegen in Folge den Riesenslalom-Weltcup gewann, priesen Experten einhellig ihr überragendes Talent. Ein Jahr später reichte es in Lake Placid noch zu Olympia-Silber im Slalom, danach geriet sie bei Trainern, Funktionären und Presseleuten zunehmend in Mißkredit.

Trainer Willi Lesch beklagte die „vielen PR-Termine“, und „Welt am Sonntag“ entdeckte eine „Blondine aus der Generation der Anspruchsvollen“, die „Anerkennung ohne Arbeit“ fordere.

Für die Medien war klar: Die Zehntelsekunden am Steilhang verlor „Kinsi“ bei der Segelpartie auf der väterlichen Jacht oder beim Besuch der Münchner Oper. Ihr unverkrampftes Auftreten, das immer strahlende Lächeln, „alles, was mich 1979 zur Sportlerin des Jahres gemacht hat“, wurde zur Ursachenforschung ihrer Mißerfolge benutzt. „Das hat mich schockiert“, bekennt Christa Kinshofer heute noch. Niemand habe ihr abgenommen, daß sie sich über Monate hinweg mit nicht auskurierten Verletzungen geplagt habe.

Weil sie am Ende der Rennsaison 1982/83 nicht genügend Weltcup-Punkte gehortet hatte, flog sie aus der Nationalmannschaft. Das empfand Christa Kinshofer als „grobes Unrecht“ – und startete fortan für den holländischen Skiverband. Das ist nach dem Reglement auch ohne Wechsel der Nationalität erlaubt.



Slalom-As Christa Kinshofer: „Wiederkehr der Extravaganz“


Geschäftsfrau Christa Kinshofer
„Geimpft fürs Leben“

Doch was Christa Kinshofer nicht gewußt hatte: Ihr wurden nach dem Verbandswechsel sämtliche Ranglistenpunkte aberkannt, die sie als DSV-Läuferin erworben hatte. Der einstige Weltcup-Star versank in der Anonymität unbedeutender Wettbewerbe, in der Branche Bauernrennen genannt. Oder fuhr, etwa mit der Startnummer 100, auf einer ramponierten Piste chancenlos zu Tal.

Den Trainer, so erinnert sich Christa Kinshofer, habe sie sich mit dem niederländischen Nachwuchs geteilt. Sie war ihr eigener Mannschaftsführer, Chauffeur und bettelte bei Franzosen oder Schweden, zum Aufwärmen vor dem Rennen mal deren Torstangen umkurven zu dürfen.

Abwechselnd begleiteten Mutter, Schwester, Bruder oder Ehemann die Einzelkämpferin und gaben seelischen Beistand, wenn mal wieder „über mich gelächelt wurde“. Nur der Rückhalt der Familie und die „Liebe zum Skisport“ aktivierten Restbestände an Motivation: „Ich wollte mir später nicht vorwerfen, nicht alles probiert zu haben.“

Das leben die Eltern vor. Vater Alfred Kinshofer, Maschinenbau-Ingenieur, machte sich 1971 selbständig. Sein Unternehmen umfaßt inzwischen 130 Mitarbeiter und exportiert Hydraulikanlagen in ein Dutzend Länder.

In Miesbach, so stellte die „Zeit“ fest, gelten die Kinshofers als „saubere, arbeitsreiche Leit'“. Christa ist „stolz auf die Eltern“, die ihr und den drei Geschwistern eine „wunderschöne Kindheit“ ermöglichten. Nur das Skifahren bremste den Weg zum Abitur. „Es gibt Millionen Abiturientinnen“, rechnete ihr seinerzeit der Deutschlehrer vor, „aber nur zehn Mädchen, die so gut Ski fahren wie du.“ Christa verließ nach der mittleren Reife das Gymnasium und konzentrierte sich fortan auf den Sport.

Die Kinshofer hat nicht viel gemein mit den anderen Ski-Amazonen, die meist einsilbig und verbissen von einem Rennort zum anderen hetzen und darauf harren, daß der Berg ruft. Sie weiß sich zu verkaufen und zu artikulieren – im gepflegten Tonfall der TV-Sprecherinnen des Bayerischen Rundfunks. Als einzige aus der deutschen Damenriege ist sie verheiratet – mit Reinhard Güthlein, 42, Besitzer eines Sporthauses in Rosenheim. Und in der Residenzstraße, Münchens feiner Couture-Adresse, hat sie ein Geschäft für sportliche Kindermoden eröffnet.

Die finanzielle Unabhängigkeit schafft Distanz zum Metier. Christa Kinshofer fährt, erkannte Mayr, „wirklich nur aus Spaß“. Sie selbst sagt: Erst fernab jeder Publicity „habe ich erkannt, wieviel mir Skifahren bedeutet“. Als 18jährige habe sie „einfach drauflosgelebt“, jetzt fühle sie sich „geimpft fürs Leben“.

Gute Ergebnisse im vorigen Winter und der Trainertausch beim DSV (Mayr für Lesch) ermöglichten die Rückkehr. Die Integration ins Damenteam verlief geräuschlos. Christa Kinshofers Bereitschaft, sich der jüngeren Konkurrenz noch einmal unter gleichen Bedingungen zu stellen, wurde anerkannt.

Mayr schätzt an der „Ausnahmeerscheinung Kinshofer“ ein psychisches Phänomen: 90 Prozent aller Mädchen blieben im Wettkampf unter ihren Möglichkeiten, „die Christa fährt über ihrem Maximum“. ◆

„Im Grunde ein wildes, entsetzliches Tier“

Ulrich Horstmann über Arthur Schopenhauer und die Nachgeborenen

Horstmann, 38, Romanautor, Aphoristiker, Essayist (SPIEGEL 6/1987) und Verfasser apokalyptischer Theaterstücke („Silo“), war bis vor kurzem Professor für Anglistik in Münster. – Des Philosophen Schopenhauer wird 1988, aus Anlaß der 200. Wiederkehr seines Geburtsjahres, gedacht.

Es kann losgehen. Die Weihrauchfässer pendeln schon in den Händen der Ministranten, Biographien und Sammelbände liegen termingerecht vor, die Podien für die Festvorträge sind geschmückt, die Diskussionsrunden anberaumt; und jeder, der will, kann Schopenhauer in die Tasche stecken – als Gedenkmünze.

Damit sind die schlimmsten Befürchtungen des so Geehrten Wirklichkeit geworden, der künftigen Gralshütern am Ende seines Lebens ins Stammbuch schrieb: „Daß in kurzem die Würmer meinen Leib zernagen werden, ist ein Gedanke, den ich ertragen kann, – aber die Philosophie-Professoren meine Philosophie – dabei schaudert's mich.“

Doch Schopenhauer, der die Denker-Zunft im Fleische zu beschimpfen und zu verhöhnen wußte wie kein zweiter deutscher Philosoph, wäre nicht er selbst, wenn er sich der Nachwelt schutzlos ausgeliefert hätte. Deshalb mag es wimmeln, kriechen, kritteln und dozieren nach Herzenslust, seine Lehre weist bis heute keine Spuren von Zersetzung auf. Der Sarkophag glänzt wie am ersten Tag, mehr noch, es tickt immer lauter und vernehmlicher darin.

Wie das kommt, kann man erklären; und ich formuliere zu diesem Zweck folgende Ausgangsthese: Ein entscheidendes Kennzeichen der Philosophie Arthur Schopenhauers ist ihre geistesgeschichtliche Verfrühung. Sie kam gut eineinhalb Jahrhunderte vor ihrer Zeit zur Welt und erreicht ihre höchste Aktualität und Brisanz deshalb erst jetzt. Mehr noch, sie avanciert zur Schlüsseldoktrin jenes Goldenen Zeitalters des Pessimismus, in dem wir leben.

Auch mit dieser Vorzeitigkeit hat Schopenhauer es jemandem gezeigt, den er nicht ausstehen konnte, seinem Intimfeind Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dieser „nichtswürdige, plumpe Scharlatan“ behauptete nämlich die prinzipielle Nachgängigkeit aller Reflexion und schloß entsprechend die Vorrede zu seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ mit dem berühmt gewordenen Bild der Eule der Minerva:

> Als der Gedanke der Welt erscheint die Philosophie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat. ... Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, ... die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.

Schopenhauer verhielt sich genau gegensinnig. Er war denkerischer Avantgardist, er segnete nicht wie Hegel ab, was ohnehin die normative Kraft des Faktischen auf seiner Seite hatte, sondern nahm vorweg, antizipierte, schuf ein System, das Geschichte nicht immer schon überholt hatte, sondern erst noch einholen mußte.

Seine Eule der Minerva fliegt nicht in die Nacht, sie fliegt gegen Sonnenaufgang, genauer, in die Sonnenaufgänge über Los Alamos, Hiroschima, Nagasaki, dem Bikini-Atoll, Nowaja Semlja und anderswo. Die Summe seiner Überlegungen ist entsprechend nicht schon längst als ein weiteres Kapitel Philosophiegeschichte zu Buche geschlagen, vielmehr dämmert uns Nachgeborenen erst langsam, wieviel Sinn sein Pessimismus macht.

Uns ist es vorbehalten, darüber zu staunen, mit welcher Reichweite dieser Kopf arbeitete. Und deshalb können wir unsere Ausgangsbehauptung auch so formulieren: Schopenhauer gelang der weltanschauliche Vorgriff auf die Realität des späten 20. Jahrhunderts.

Was er damit leistete, hat er trotz seines nicht eben unterentwickelten Selbstwertgefühls niemals ganz ermessen können. Dazu sind erst wir in der Lage, weil sich erst jetzt Schopenhauers Philosophie und die Welt, die sie betrifft, synchronisieren lassen.

Philosoph Schopenhauer: Im Sarkophag ein vernehmliches Ticken

Allerdings ist das Herstellen der Paßgenauigkeit ein eigenaktiver Vorgang. Als solcher hat er nichts mit Schopenhauer-Vergötzung und -Idolatrie zu tun, sondern mit Schopenhauer-Komplettierung. Es gibt ein entscheidendes Faktum, das heute Allgemeingut ist, aber für keinen Denker des 19. Jahrhunderts auch nur absehbar war und das doch als Schlußstein das ganze Schopenhauersche System stabilisiert: die Machbarkeit der Apokalypse. Diesen Schlußstein gilt es hinzuzufügen. Schopenhauer wird nur der gerecht, der ihn weiter-, fertig-, zu



Atombomben-Explosion auf dem Bikini-Atoll (Juli 1946): Machbarkeit der Apokalypse

Ende denkt. Die Voraussetzung dafür ist die Unfähigkeit, vor diesem großen Geist zu erstarren, was ja denn auch schwerfällt, weil er unermüdlich auf uns einschimpft. Nur erkennen wir jetzt die Absicht und lassen uns die Anstachelei gefallen.

Schopenhauers epochale Bedeutung ist Folge eines Exorzismus. Er hat dem abendländischen Bewußtsein den Teufel ausgetrieben – den Teufel des Optimismus und der immer wieder vertagten und verschobenen Heilserwartungen. Auch die Aufklärung war ja noch eine säkularisierte Theodizee, die unsere sieche Welt schon deshalb weiterhin als die beste aller möglichen begriff, weil sie uns angeblich die Chance bot, sie optimal umzugestalten und progressiv zu reparadisieren.

Mit solchen Hirngespinsten und der sie befördernden, wie Schopenhauer formuliert, „wahrhaft ruchlosen Denkungsart" blauäugigen Einverstandenseins ist es seit Veröffentlichung der „Welt als Wille und Vorstellung" vorbei. In der Philosophie sind die Dämonen der Hoffnung auf bessere Zeiten und des weltfrommen Meliorismus im Jahre 1818 ausgefahren, und dem ent-täuschten und ernüchterten Betrachter fällt es wie Schuppen von den Augen:

> Dieser Welt, diesem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehn, daß eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Tier das lebendige Grab tausend anderer und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist, wo sodann mit der Erkenntnis die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht und einen um so höheren, je intelligenter er ist, – dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend.

> Inzwischen heißt ein Optimist mich die Augen öffnen und hineinsehn in die Welt, wie sie so schön sei, im Sonnenschein, mit ihren Bergen, Tälern, Strömen, Pflanzen, Tieren und so fort. Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu *sehen* sind diese Dinge freilich schön; aber sie zu *sein* ist ganz etwas Anderes.

Hier wird dem Optimismus ein gravierender Mangel an existentieller Wahrnehmungsschärfe, an kreatürlichem Einfühlungsvermögen und Mitleid, kurz, eine beispiellose Abgestumpftheit gegenüber dem Leidensdruck der Welt nachgewiesen, und Schopenhauer ist entsprechend nicht müde geworden, uns Einblicke in jene Abgründe des Lebendig-*Seins* zu verschaffen, die sich hinter dem schönen *Schein* blühenden Lebens auftun.



Schopenhauer-Interpret Horstmann
„Durchweg unseliger Zustand"

Das Sonntagsgesicht von Mutter Natur ist eine Maske, dahinter aber verbirgt sich das schreckliche Antlitz der Medusa, in das Schopenhauer ein Leben lang starrt, ohne zu erstarren, und dessen Physiognomie er in immer neuen Anläufen beschreibt. Gnostischer Realismus, so könnte man das Ergebnis nennen. Und wer das vierte Buch seines Hauptwerks studiert hat, wird der trostlosen Wahrheit, daß alles Leben Leiden ist und ein „durchweg unseliger Zustand", entweder gleichermaßen standzuhalten lernen oder aber, auf Dauer traumatisiert, der höhnischen Aufforderung des Autors nachkommen müssen, doch lieber in die Kirche zu gehen und die Philosophie fürderhin in Ruhe zu lassen.

Auch hier greift also das Entweder-Oder-Prinzip von Schopenhauers Zeitgenossen Sören Kierkegaard. Es gibt nur ein Ja oder Nein zu Schopenhauers Weltbild, kein Vielleicht. Bei jeder Kollision mit diesem Monolithen des philosophischen Pessimismus geht es zu wie bei der Planetenbildung: Entweder man prallt auf und verschmilzt, oder man prallt ab und verliert sich.

Zur Polarisierung der Verhaltensweisen trägt dabei nicht nur Schopenhauers scharfe Zunge beziehungsweise spitze Feder bei, die sich automatisch da Feinde macht, wo sie keine Freunde werben kann, sondern mehr noch die von allem tiefsinnigen Geraune, von aller selbst-

Campari. Was sonst.



CAMPARI

Campari Soda. Campari Tonic


BROCKHAUS





Schopenhauer-Gegner Hegel: Hinter dem Sonntagsgesicht der Natur ...

verliebten Begriffsakrobatik freie und für den jargongewohnten Fachmann vielleicht gerade deshalb so erschreckende Klarheit und Griffigkeit seiner Ausführungen.

Weltanschauungen verwandeln sich dieser Bezeichnung zum Trotz in der Regel da, wo sie philosophisch auf den Begriff gebracht werden, in blutleere und abstrakte Gebilde; Schopenhauers System aber bleibt anschaulich, faßbar, mehr noch, es erteilt sinnfälligen Anschauungsunterricht. Wer ihm aufmerksam folgt, das ist wahr, dem geht darüber seine rosarote Brille in tausend Stücke; nur war eben das ja auch die Entstehungsvoraussetzung dieser Philosophie. Denn nur weil sie die Wahrnehmungsblockaden des Optimismus durchbrach und das Wegvernünfteln des Unheils stornierte, gelang ihr eine Wesensschau, deren Eindrücklichkeit der Rostfraß der Sekundärdenker und Kathederphilosophen bis auf den heutigen Tag nichts hat anhaben können.

Ich begnüge mich hier mit drei Beispielen für die konkrete Evidenz, die Schopenhauers Daseinsanalyse auszeichnet. Sie ist nicht auf das Anpflocken der Gültigkeitsbehauptungen an logische Schlußketten angewiesen, ihre Wahrheit läuft überall frei herum und läßt sich doch mit Händen greifen.

Dem bei Rationalisten und Deisten des 18. Jahrhunderts so beliebten Lust-Unlust-Kalkül etwa, das nach Buchhaltermanier am Ende der Weltbilanz einen Glücksüberschuß ausweisen sollte, macht Schopenhauer in seinen „Parerga und Paralipomena" mit einem einzigen „Protokollsatz" den Garaus: „Wer die Behauptung, daß in der Welt der Genuß den Schmerz überwiegt, oder wenigstens sie einander die Waage halten, in der Kürze prüfen will, vergleiche die Empfindung des Tieres, welches ein anderes frißt, mit der dieses andern."

Was mancher dumpfere Denker achselzuckend zur Monotonie der Generationenfolge verkleistert, gewinnt – zweites Beispiel – bei Schopenhauer seine skandalöse Unerträglichkeit zurück, wenn es heißt: „Jedesmal, daß ein Mensch gezeugt und geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens aufs neue aufgezogen, um jetzt ihr schon zahllose Male abgespieltes Leierstück abermals zu wiederholen, Satz für Satz und Takt für Takt, mit unbedeutenden Variationen."

Und wer im Vollbesitz seiner humanistischen Bildung ebenso weihevoll wie beschwichtigend von der „condition humaine" schwätzt, deren Schattenseiten man sehe, aber doch bitte schön nicht verabsolutieren wolle, lasse sich zum dritten wie jener „verstockteste Optimist" von Schopenhauer „durch die Krankenhospitäler, Lazarette und chirurgischen Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen", um zuletzt sprachlos vor Entsetzen einzusehen, „welcher Art dieser *meilleur des mondes possibles* ist".

Schopenhauers geistesgeschichtliche Ausnahmestellung wäre durch solche illusionslose Bestandsaufnahme, die der Devotionsphilosophie eines Hegel ebenso die Grundlage raubte, wie sie heute dem hedonistischen Komplex der Freizeit- und Unterhaltungsindustrie widerspricht, bereits gesichert. Aber er ist dabei nicht stehengeblieben, sondern hat den Schritt vom Weltentzauberer zum Weltverneiner getan.

Mit 17 wurde er, wie er in einer autobiographischen Notiz festhält, wie Buddha vom „Jammer des Lebens" ergriffen und gelangte zu der Einsicht, „daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens sein könnte, wohl aber das eines Teufels, der Geschöpfe ins Dasein gerufen, um am Anblick ihrer Qual sich zu weiden".

Später taufte er das infernalische Urprinzip, das das Christentum als Schöpfergott anbetete und Hegel zum Weltgeist zerebralisierte, um und nannte es den „blinden Weltwillen", wobei sich aber an der exorzistischen Grundtendenz seines Philosophierens nichts änderte. Der Optimismus war Blendwerk, das die Opfer bei Laune hielt, bis die Reihe an sie kam; deshalb mußte er philosophisch zunichte gemacht werden.

Aber das Leben ließ sich nicht als eine bloße Halluzination abtun, dazu war es zu blutig. Schopenhauer sprach von „Objektivationen des Weltwillens", also von Wirklichkeit; trotzdem weigerte er sich, seine Empörung angesichts einer diabolischen Schöpfung von ihrer Fülle, Vielfalt und Schönheit ersticken zu lassen. Er wählte die schon von Zeitgenossen als ungeheuerlich erlebte Alternative, die philosophische Anpassung an das, was nun einmal da war, zu verweigern und jede Versöhnung mit der elenden Realität auszuschlagen. Das Nein zu Illusionen über das Dasein wird ohne Abschwächung und ohne Konzessionen als Nein zum Dasein und in letzter Konsequenz als Nein zum eigenen Dasein wiederholt:



Hegel-Gegner Schopenhauer*
... das Antlitz der Medusa

> Demnach ist allerdings das Dasein anzusehn als eine Verirrung, von welcher zurückzukommen Erlösung ist ... Als Zweck unseres Daseins ist in der Tat nichts Anderes anzugeben als die Erkenntnis, daß wir besser nicht dawären. Dies aber ist die wichtigste aller Wahrheiten, die daher ausgesprochen werden muß; so sehr sie auch mit der heutigen Europäischen Denkweise in Kontrast steht.

Die Schöpfung, so läßt sich die „wichtigste aller Wahrheiten" in ihrer polemischen Stoßrichtung auch formulieren,

* Als junger Mann; nach einem Gemälde von J. Ch. Ruhl.

Der neu

Es lebe die Herausforderung

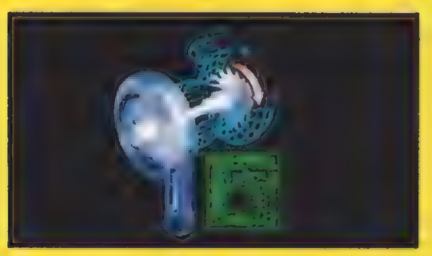
Er beherrscht die Kraft.

Mit computergesteuertem Turbolader.



Wer ungewöhnliche Wege geht und es gewohnt ist, dynamisch aufzutreten, für den ist der neue Renault 21 2L. Turbo eine sportliche Herausforderung. Das beste Beispiel ist das Motor-Management: Einspritzung, Zündung und Ladedruck werden zentral über Computer gesteuert. Deshalb können Sie in allen Drehzahlbereichen mit einem durchzugsstarken Drehmoment rechnen. Weil es mit 129 kW/175 PS und Spitzengeschwindigkeiten bis 227 km/h schon mal heiß hergeht, hat der Garret T3 Turbolader einen doppelten Ladeluftkühler sowie einen aus der Formel I übernommenen Hitzeschild. Die Auslaßventile sind natriumgekühlt. Das Fahrwerk ist bewußt sehr sportlich ausgelegt. Der Sicherheitsaspekt wird noch durch das serienmäßige ABS von Teves unterstrichen. So gut wie der Renault 21 2L. Turbo die Kraft beherrscht, so gut beherrscht er auch den Raum. Viel Platz und luxuriöser Komfort zeichnen den Innenraum aus.

e Renault 21 2L. Turbo.



Der computergesteuerte Garret T3 Turbolader.

Fordern Sie den Renault 21 2L. Turbo während einer Probefahrt heraus. Dann informiert Sie Ihr Renault-Partner auch gleich über die günstigen Leasing- und Finanzierungsangebote der Renault Bank. Und über den neuen Plus-Garantievertrag (3 Jahre ab Erstzulassung, max. 100.000 km). Schließlich ist jeder Renault nicht nur eine Klasse für sich, sondern ganz individuell auch eine für Sie. Der neue Renault 21 2L. Turbo: DM 39.150,– (unverbindliche Preisempfehlung ohne Überführung). Renault in Btx ✱ 25151 #.

RENAULT

Autos zum Leben.

*Renault empfiehlt **elf** Motorenöle.*



Somme-Schlacht (1916): Beste aller Welten?

muß nicht verbessert, vervollkommnet, humanisiert werden, vielmehr ist sie rückgängig zu machen. Den Zustand ihrer erfolgreichen Revokation nennt Schopenhauer in Anlehnung an buddhistisches Gedankengut Nirwana, und „Die Welt als Wille und Vorstellung" endet entsprechend mit der Verheißung des Verlöschens und einem Hymnus an das Nichts.

Bis zu diesem Punkt, an dem die Einsicht in die Negativität des Lebens sich radikalisiert zu seiner Negation, muß man Schopenhauers Lehre nachdenken, um sie unter Rückgriff auf zeitgenössische Erfahrung und Erkenntnisse weiterdenken zu können.

Schopenhauer hat nämlich die Was-Frage – „Was ist die Welt?" – letztgültig beantwortet, gleichzeitig aber die sich anschließenden Fragen nach dem „Woher und Wohin und Warum" jenseits der „echten philosophischen Betrachtungsweise" ansiedeln wollen. Das ist nicht hinzunehmen. Vielmehr muß man solche Reglementierungsversuche mit eben dem philosophischen Unternehmungsgeist unterlaufen, der Schopenhauer selbst beseelte, als er als 26jähriger mit den Vorarbeiten zu seinem Hauptwerk begann und konstatierte: „Was macht den Philosophen? Der Mut, keine Frage auf dem Herzen zu behalten."

Stellen wir also beherzt zumindest zwei sich aufdrängende Fragen – eine, von der Schopenhauer zugab, sie nicht beantworten zu können, und eine zweite, bei der er glaubte, über eine befriedigende Problemlösung zu verfügen. Fragen wir nach, und vertrauen wir darauf, daß das „Schaumgebilde" auch der jüngsten Menschheitsgeschichte doch Erfahrungen gespeichert hat, über die Schopenhauers Jahrhundert noch nicht verfügte und mit denen es folglich auch nicht argumentieren konnte.

Die beiden Fragen gehören eng zusammen, haben mit dem Woher und Wohin zu tun und beginnen doch mit einem Wie: Wie ist das Leben und damit das Leiden in die Welt gekommen, und wie kommt es wieder heraus?

Vor der Ursprungsfrage hat Schopenhauer kapituliert, kapitulieren müssen, weil seiner Lehre nach der Satz vom Grunde auf die Erscheinungswelt begrenzt blieb und auf das Ding an sich, den Weltwillen, nicht anwendbar war. Er erschien grundlos, über seine Motivation waren keine Aussagen möglich, ja, ihm Absichten auch nur zu unterstellen, führte systemimmanent unweigerlich in die Aporie. Klipp und klar heißt es im nachgelassenen „Cholerabuch" von 1832:

> Gleichwie *Demokrit* nicht Rechenschaft davon geben konnte, wie denn das eine Atom vom perpendikulären Wege sei abgelenkt worden und so die Welt veranlaßt habe; eben so bleibt es bei mir unerklärt, wie das, was wir als *Willen zum Leben* kennen, je auf den Irrweg, dieses zu werden, geraten sei und die Ruhe des unendlich vorzuziehenden seeligen Nichts verlassen habe: – oder woher zuerst dieser Mißton, die Welt, gekommen sei.

Hier sind wir gegenüber Schopenhauer, obgleich tastend, fortgeschritten. Die Evolutionstheorie Darwins, dessen Werk über „Die Entstehung der Arten" ein Jahr vor Schopenhauers Tod erschien, hat er nicht mehr rezipieren können. Dabei bestätigt sie mit ihren vernunftlosen Prinzipien der Mutation und Selektion Schopenhauers visionäres metaphysisches Konzept auf das nachdrücklichste und legitimiert seine Empörung angesichts des unerträglichen Lebensverschleißes, den das evolutionäre Trial-and-error-Verfahren im Gefolge hat.

Auch Freuds Todestrieb fügt sich so paßgenau ein, als hätte Schopenhauer selbst das psychoanalytische Forschungsprogramm auf den Weg gebracht, das das Nein zur Existenz im Innersten jedes noch so primitiven Organismus aufspürte. Ich erwähne in diesem Zusammenhang des weiteren Konzepte wie das der Selbstorganisation der Materie, die im Anschluß an Monod geführte lebhaf-

Hinrichtung in Teheran (1980): Werk des Teufels?



lecker, locker,
unbeschwert.

Butter bekommt so gut, wie sie schmeckt.

Die vielen, wertvollen Inhaltsstoffe der Butter sind ein weiterer Grund, daß jedes Stückchen Butter zu einer echten Freude für Gaumen und Körper wird.
Übrigens: Butter hat in etwa die gleichen Kalorien wie pflanzliches Streichfett.
Wer sich genußvoll und ausgewogen ernähren will, kann auch auf Butter nicht verzichten.

Natürlich Butter!

Noch mehr Butterfreude mit 38 butterfeinen Rezepten für ein ganzes Jahr. Schutzgebühr DM 1,60 in Briefmarken.
Zu bestellen bei:
Versand-Service · „Butterkalender"
Postfach 1111 · 4804 Versmold
Bestell-Nr. 339707. Absender nicht vergessen!

8D SP 05

te Diskussion um Zufall oder Notwendigkeit und die Hypothesen der Biochemie über den Ursprung des Lebens – alles mögliche Bausteine zu einer empirischen Antwort auf die von Schopenhauer offengelassene Frage nach dem uranfänglichen Wie und Wieso.

Daß solche Auskünfte zwar jedem optimistisch-teleologischen Sinnverlangen das Wasser abgraben, trotzdem aber tröstlich sein können, demonstriert jenes Weltmodell der Astrophysik und Astronomie, das als „Urknalltheorie" inzwischen nahezu selbstverständlich geworden ist. Nach dieser kosmologischen Vorstellung ist das All, wie es unsere großen Teleskope abbilden, nur die Momentaufnahme des „big bang", einer auch Raum und Zeit erst aus sich herausschleudernden Megadetonation.

Nun sind wir als Gattung gerade an dem Punkt unserer Entwicklung angekommen, wo wir uns anschicken, mittels atomarer Sprengsätze von der planetarischen Stätte unseres Wirkens abzutreten. Da scheint es doch eine glückliche Fügung, daß naturwissenschaftlicher Forschungsdrang uns Anfang und Ende zusammenschließt und wir einsehen dürfen, wie sehr wir bis zum Schluß in Übereinstimmung mit der Natur handeln, weil unsere Weltvernichtung den weltschöpferischen Akt, der Endknall den Urknall also, gleichsam nur en miniature nachstellt. Mit dieser thermonuklearen *imitatio naturae* wären wir



Schopenhauer-Grabstätte in Frankfurt: „Bruder neben Bruder"


Schopenhauer-Exeget Hübscher
„Ritter mit dem erzenen Blick"

Untermieter im Philosophengrab

Fast sein ganzes Arbeitsleben hatte der Verstorbene dem hochverehrten Genius gewidmet. Deshalb, so fanden seine Freunde, sollte er ihm nun auch im Tode nahe sein.

Also wurde die Urne mit den sterblichen Resten des Dr. phil. Arthur Hübscher im Grab des Philosophen Arthur Schopenhauer beigesetzt – „Bruder neben Bruder", wie ein Trauerredner auf dem Frankfurter Hauptfriedhof feierlich ausrief.

Hinter der niedrigen Hecke, die das Grab des großen Denkers einschließt, ruht der postmortale Untermieter schon seit 1985. Wie eine Briefmarke prangt seither in der hinteren rechten Ecke des grünen Gevierts eine zweite, kleinere Steinplatte mit dem Namen Hübschers in der gleichen Frakturschrift, die auch Schopenhauers Grabstein ziert.

Drei Jahre hatte die Öffentlichkeit von der Grab-Groteske kaum Notiz genommen. Erst jüngst, Anfang Januar, machte die Hamburger „Zeit" („ungeheuerlich", „Grabschändung", „Bubenstück") die makabre Einquartierung publik. „Was geschieht", so das Blatt, „wenn das Beispiel Hübscher Schule macht? Welcher Interpret kommt in Kants Grab, in Goethes, in Beethovens?"

Möglichen Anwärtern hat Hübscher jedenfalls einen Weg ins Prominentengrab vorgezeichnet. Zeitlebens wirkte der Sohn eines Münchner Buchhändlers als, so „Die Welt", „unermüdlicher Organisator und Propagandist im Sinne des großen Philosophen". Von 1936 bis 1982 stand er an der Spitze der Schopenhauer-Gesellschaft, seit 1962 leitete er das Frankfurter Schopenhauer-Archiv. Er gab das Schopenhauer-Jahrbuch heraus und betreute eine historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Schopenhauers.

„Mein Vater", schrieb Hübscher, „hat mir Schopenhauers Vornamen gegeben. Ob er wohl ahnte, daß ich diese Namensgebung später einmal rechtfertigen würde?"

Nomen est omen: Zumindest für seine Freunde, die ihn „Arthur II." nannten, war Hübscher im Laufe der Jahrzehnte zu einem „Alter ego" Schopenhauers geworden: „Fortan", so sprach bei der Beisetzung im Frankfurter Doppelgrab ein Vereinskamerad, „wird Arthur Schopenhauer gemeinsam durch die Jahrhunderte schreiten mit Arthur Hübscher" – „dem hervorragenden Gelehrten, dem besonnenen und gütigen Menschen, dem Ritter auch mit dem erzenen Blick."

Daß soviel plumpe Vertraulichkeit dem allzeit unnahbaren Schopenhauer („Die Verehrung verträgt nicht die Nähe") wohl von Herzen zuwider gewesen wäre, beweist Volker Spierling in der „Zeit" mit drastischen Zitaten: „Um von den Menschen geliebt zu werden", so Schopenhauer, „müßte man ihnen ähnlich sein: das aber hole der Teufel!"

Dennoch fand Hübschers Witwe beim Umzug des Gatten ins Philosophengrab nicht nur die Unterstützung der Schopenhauer-Gesellschaft, deren Vorstand sie angehört; auch die Stadt Frankfurt wirkte dabei mit.

Über die „Philister-Gemütlichkeit" deutscher Bildungsbürger im Umgang mit Geistesaristokraten hatte, anno 1872, schon Friedrich Nietzsche geklagt: Wie „Bleigewichte", schrieb er in einem Schopenhauer-Essay, „hängen sie an ihren wahrhaft Großen, um diese aus dem Äther zu sich und zu ihrer dürftigen Bedürftigkeit herabzuziehen" – da lag Schopenhauer noch allein in seinem Grab.


JAVAANSE
JONGENS
JAVAANSE JONGENS
MILD

EINE FRAU ZIEHT BILANZ.

(Oder warum sich kluge Rechner für Bundeswertpapiere entscheiden.)

Weil ich rechnen kann, lege ich mein Geld in Bundeswertpapieren an. *(Das müssen Sie erklären.)* **Risiko gleich 0.** *(Richtig. Vater Staat steht dahinter.)* **Anlageformen: 4.** *(Stimmt. Es gibt Bundesschatzbriefe, Bundesobligationen, Finanzierungs-Schätze und Bundesanleihen.)*



Laufzeit: 1 – 10. *(Genau, zwischen 1 und 10 Jahren kann man wählen.)* **Zinsen: optimal.** *(Exakt, die lohnen sich wirklich.)* **Kosten: keine… nur rasch zur Bank oder Sparkasse.** *(Macht unterm Strich: einen sicheren Gewinn.)*

An den Informationsdienst für Bundeswertpapiere, Postfach 900409, 6000 Frankfurt 90, Telefon (069) 77 70 13.

Ich suche eine risikolose, gewinnbringende Geldanlage. Bitte informieren Sie mich ausführlich über Bundeswertpapiere.

Name: ______________________

Straße: ______________________

PLZ/Ort: ______________________

Eine solide Geldanlage.
Für alle Fälle.
Bundeswertpapiere.



Raketen-Leitzentrale Norad: Ballistik statt Buddha

auch bei der Beantwortung der zweiten Frage – Wie kommt das Leben wieder aus der Welt heraus? – angelangt.

Hier hatte Schopenhauer zwar eine Lösung skizziert, sie erweist sich aber nicht als vor-läufig im Sinne seines weltanschaulichen Avantgardismus, sondern als vorläufig in der Bedeutung des Provisorischen, der bloßen Hilfskonstruktion.

Aufgrund des begrenzten naturwissenschaftlichen Kenntnisstandes seiner Epoche und eines entsprechend geringen, deutlich subholozidalen militärischen Vernichtungspotentials mußte der Weltverneiner Schopenhauer auf die Propagierung symbolischer und mystischer Weltauslöschungsstrategien ausweichen. Zu diesem Zweck machte er zahlreiche Anleihen bei der buddhistischen Erlösungslehre und empfahl ästhetische Kontemplation, Askese und Resignation als Mittel zur Lähmung des Weltwillens und damit zum Leidensabort.

Angesichts unserer durch rastlose Aufrüstung erworbenen und immer noch atemlos perfektionierten Befähigung zum planetarischen Overkill ist das Weltaufhebungsszenario, das Schopenhauer in seinem Hauptwerk entwirft, von geradezu rührender Naivität.

Wenn wir es gleichwohl zitieren, dann aus zweierlei Gründen: erstens, um seine systemgefährdende Unzulänglichkeit augenfällig werden zu lassen, und zweitens, um zu verdeutlichen, welche Energien der menschliche Geist – übrigens ganz bewußtlos – innerhalb von 150 Jahren zu mobilisieren vermag, um den Schlußstein eines philosophischen Gedankengebäudes zu entdecken und die Vorbereitungen zur pragmatischen Umsetzung der hier verkündeten „wichtigsten aller Wahrheiten" abzuschließen.

Schopenhauer also schreibt zum Thema Revokation der Schöpfung:

> Freiwillige, vollkommene Keuschheit ist der erste Schritt in der Askese oder der Verneinung des Willens zum Leben. Die Natur sagt aus, daß, wenn diese Maxime allgemein würde, das Menschengeschlecht ausstürbe: und nach dem, was im zweiten Buch über den Zusammenhang aller Willenserscheinungen gesagt ist, glaube ich annehmen zu können, daß mit der höchsten Willenserscheinung auch der schwächere Wiederschein derselben, die Tierheit, wegfallen würde; wie mit dem vollen Lichte auch die Halbschatten verschwinden.
> Mit gänzlicher Aufhebung der Erkenntnis schwände dann auch von selbst die übrige Welt in Nichts; da ohne Subjekt kein Objekt. Ich möchte sogar hierauf eine Stelle im Veda beziehen, wo es heißt: „Wie in dieser Welt hungrige Kinder sich um ihre Mutter drängen, so harren alle Wesen des heiligen Opfers." Opfer bedeutet Resignation überhaupt, und die übrige Natur hat ihre Erlösung vom Menschen zu erwarten, welcher Priester und Opfer zugleich ist.

Daß in den Rüstungszentren, militärischen Forschungseinrichtungen und Raketensilos Priester am Werk sind, die zielstrebig auf die Erlösung der Natur hinarbeiten, werden die Betroffenen, die sonst von Philosophenseite nur Verunglimpfungen gewöhnt sind, mit überraschter Genugtuung registrieren.

Alles übrige aber, also das von Schopenhauer unterstellte quasi-automatische Sich-Aufschaukeln vom Zeugungsverzicht zur Weltaufhebung, können selbst Eskalationsspezialisten nur mit Kopfschütteln und Schulterzucken quittieren. Und natürlich haben sie recht. Kein überzeugter Schopenhauerianer kann heute noch an diesem Teil der Doktrin festhalten, vielmehr müssen wir um der inneren Stimmigkeit der Lehre willen – und wenn wir ihr überhaupt



Die schönste Form von Fernweh. Saab 9000.

... Zustrom kalter Meeresluft ... anhaltendes Tiefdruckgebiet ... weiterer Temperaturrückgang ... Falls Sie die Absicht haben, dem hiesigen Wetter eine Weile den Rücken zu kehren, der Saab 9000 ist der perfekte Reisebegleiter. Bereits beim Gepäckeinladen. Der Zugang zu seinen mit Teppich ausgekleideten beachtlichen 625 Litern wird Ihnen nicht durch eine hohe Ladekante erschwert. (Und wenn Ihnen das nicht reicht, legt er durch Umklappen der Rückbank eben noch mal knapp 1000 l zu.) Sie steigen ein und fühlen sich auf Anhieb geborgen. Zum einen, weil Sie als Fahrer ein funktionales Cockpit klassischer Machart vor sich finden. Und unter sich einen individuell einstellbaren Langstreckensitz, der Ihnen festen Halt und einen warmen Rücken gibt. Denn eine Automatik-Sitzheizung ist serienmäßige Selbstverständlichkeit. Zum anderen, weil es dieses Automobil versteht, außer einem großgewachsenen Fahrer auch 4 genauso großgewachsene Mitfahrer mit aller Bequemlichkeit zu beherbergen. Uns ist das stetige Körperwachstum der Kunden nicht unbemerkt geblieben. Beim Stichwort bemerken: Der Saab 9000 hat nicht die schlechte Angewohnheit, seine Insassen deutlichst auf Straßenmängel – z.B. Bodenwellen – hinzuweisen. Denn sein vorbildlich abgestimmtes Fahrwerk

verbindet auf perfekte Weise aktive Sicherheit mit Komfort. Auf breiten, geschwungenen Hauptstraßen fühlt sich ein Saab genauso wohl wie auf engen, kurvenreichen Nebenstrecken. Beide 9000er-Modelle. Der Turbo-16-Ventiler (175 PS/129 kW ohne, 160 PS/118 kW mit Katalysator) wie der 16-Ventil-Einspritzer (128 PS/94 kW ohne, 125 PS/92 kW mit Katalysator).

Wenn Sie nach diesem Urlaub erst einmal dringend Urlaub vom Urlaub brauchen, dann liegt das sicherlich an anderen Gründen – aber ganz bestimmt nicht am Automobil.

F S 9000

Auf langen Strecken zu Hause. **SAAB 9000**

SAAB SCANIA



Friedensdemonstration in Mutlangen: Widerstand, der den Gegendruck steigert

Verwirklichungschancen sichern wollen – Buddha durch die Ballistik und das numinose Verwehen durch das nukleare Nirwana ersetzen.

Man sage nicht, Schopenhauer habe es nicht so gemeint, und das Postulat, daß wir besser nicht wären, komme ihm nur deshalb so leicht von den Lippen, weil er genau wisse, daß am „fortwährenden Dasein des Menschengeschlechts . . . als Beweis der Geilheit desselben“ eben doch nicht zu rütteln sei. Schopenhauer war kein nihilistischer, er war ein annihilistischer Denker, das heißt ein Vernichtungsphilosoph, der jederzeit für die effektivste Methode der Rückkehr zum Nichts votiert hätte. Es war ihm bitterernst mit dem Weltuntergang, und nur deshalb konnte er das Sterben zum „moralischen Hauptzweck des Lebens“ erheben.

Wir stehen an jenem Umschlagpunkt unserer Historie, an dem die Optimisten den Blick verstört zurückwenden und nur noch der Pessimismus frohgemut nach vorn schauen kann, befinden uns also nicht in der Postmoderne, wie eine progressive Gestrigkeit uns weismachen will, sondern im Präapokalyptikum. Und weil das so ist, müssen wir unseren Zeitgenossen Schopenhauer gegen seine Verniedlicher, Umarmer und Historisierer in Schutz nehmen und ihn ausreden lassen in der „Strafkolonie“, als die er die Erde identifizierte.

Das fällt nicht leicht, zumal er uns Deportierten und Verschleppten nicht larmoyant übers Haar streicht oder menschenfromm um den Bart geht. Vielmehr wird uns auch die Wahrheit über uns selbst zugemutet: Homo sapiens ist „im Grunde ein wildes, entsetzliches Tier“, das selbst als höchste Stufe des sich objektivierenden Weltwillens einen „widerwärtigen Anblick“ bietet – ein Eindruck, der sich noch vertieft, wenn man seine Vergangenheit Revue passieren läßt:

> Die Geschichte zeigt uns das Leben der Völker, und findet nichts, als Kriege und Empörungen zu erzählen: die friedlichen Jahre erscheinen nur als kurze Pausen, Zwischenakte, dann und wann ein Mal. Und eben so ist das Leben des Einzelnen ein fortwährender Kampf, nicht etwa bloß metaphorisch mit der Not, oder mit der Langeweile, sondern auch wirklich mit Andern. Er findet überall den Widersacher, lebt in beständigem Kampfe und stirbt, die Waffen in der Hand.

Der letzte Satz ist wahrhaft prophetisch und taugt unserer Gattung wie kein zweiter zum Nachruf und Epitaph: „Sie fand überall den Widersacher, lebte in beständigem Kampfe und starb, die Waffen in der Hand.“

Wir wollen ihn uns eingemeißelt denken in die Ruinen einer verwüsteten Welt. Wir lesen ihn in der erkalteten Schmelze der Stadtkerne. Ihn buchstabiert die Kraterschrift auf der Oberfläche eines ehemals von Leben überbordenden Planeten, auf dem ein Philosophentraum Wirklichkeit geworden ist und man sich den Einwand Arthur Schopenhauers so tatendurstig zu Herzen nahm, „daß es viel besser wäre, wenn die Sonne auf der Erde so wenig wie auf dem Monde hätte das Phänomen des Lebens hervorrufen können, sondern, wie auf diesem, so auch auf jener die Oberfläche sich noch im krystallinischen Zustande befände“.

Wird Widerspruch laut? Ja, ich höre es schon zischeln, ein derart atomisierter Schopenhauer, der übrigens von der Philosophie als „Ungeheuer mit vielen Köpfen“ redete, gehöre in den Giftschrank und sein Interpret ins Umerziehungslager des abendländischen Humanismus. Streiten wir uns also zu Ehren jenes Denkers, von dem Ludwig Marcuse einmal schrieb: Er war „der radikalste aller Unruhestifter, ein Aufsässiger – im Vergleich zu ihm war Marx nur auf kleine Reformen aus“.

Aber vergessen wir darüber nicht, daß wir alle der Apokalypse, dem nuklearen Nirwana, zuarbeiten, alle Kollaborateure bleiben – auch die Friedensbewegten und Abrüstungsenthusiasten, die so gewissenhaft die Funktion des Widerstandes übernommen haben, der den Gegendruck ansteigen läßt und die martialische Erfindungsgabe mobilisiert.

Mag sein, daß Zeitgenossen, die Schopenhauer auf die hier skizzierte Art zu Ende denken, die Festtagsfreude verderben und deshalb vom akademischen Ordnungsdienst vor die Tür gesetzt werden. Das erklärte zumindest die Seltenheit entsprechender Versuche. Aber wer wird da wehleidig tun.

Philosophie war immer ein Minoritätenvergnügen und die pessimistische Spielart allemal. Und wieviel *reflektierende* Jünger braucht ein Philosoph denn schon auf einer Welt mit fünf Milliarden *praktizierenden* Schopenhauerianern.

Wo der Rhein rauscht

Heinrich Böll als verkappter Dramatiker: Der Filmregisseur Volker Schlöndorff hat in München Bölls Bonn-Roman „Frauen vor Flußlandschaft" auf die Bühne gebracht.

Die Sache sei eine „Falle", hat Volker Schlöndorff gesagt, doch er wolle „offenen Auges" in diese Falle hineinlaufen. Wer sein Risiko so übertreibt, muß nicht blindlings siegesgewiß sein, doch von der Überzeugung beseelt, eine gute Tat zu tun. Volker Schlöndorff hat Heinrich Bölls letzten Roman „Frauen vor Flußlandschaft" auf die Bühne gebracht.

Eine „Falle" sei das, meinte Schlöndorff, weil Böll für diesen Text zwar die Papierform eines Theaterstücks mit Monologen, Dialogen und Szenenanweisungen benutzt, aber doch keineswegs ein dramatisches und für die Bühne bestimmtes Werk geschrieben hat. Dennoch, so Schlöndorff, der nie zuvor ein Schauspiel inszeniert hat, war es für ihn „Ehrensache und eine Ehre", sich „auf diesen Theaterabend einzulassen". Seltsamer Ehrenkodex, wohl sehr deutsch, denn wessen Ehre stand da auf dem Spiel und war zu retten?

Jetzt, post festum, da die Münchner Kammerspiele die „Frauen vor Flußlandschaft" unter Schlöndorffs Regie uraufgeführt haben, läßt sich sagen, was sich von mancher guten Tat sagen läßt: Es hätte nicht sein müssen, aber geschadet hat es auch nichts.

Heinrich Böll hat an seinem Volk, seiner Nation gelitten; deshalb hat er ihr Kummer gemacht. Er war ihr bester Repräsentant, weil er ihr widerspenstigster war, unmöglich zu vereinnahmen. Er litt darunter, wie leichtfertig die Chance von 1945 – wenn es sie wirklich gab – vertan worden war. Er verzieh der Gesellschaft, die den neuen Staat aufbaute und prägte, nicht, wie zweckhaft sie den alten Nazis Absolution erteilte; er verzieh der Partei nicht, wie dreist sie den lieben Gott, der doch nie mit den Mächtigen ist, für sich in Beschlag nahm; er verzieh der Nation ihre Vergeßlichkeit nicht. Von diesen Schmerzen war die Rede, wenn er von Bonn, von der Bundesrepublik sprach, auch in seinem letzten, 1985 kurz nach seinem Tod veröffentlichten Roman „Frauen vor Flußlandschaft", der ein breitangelegtes Bonner Politik- und Gesellschafts-Gemälde sein wollte.

Daß inzwischen selbst in Bonn ein neuer Typ von Machern den Ton angibt, eine Sorte von wohlgenährten Männern, die – Gnade der späten Geburt – reinen Herzens tun, was sie tun, und nachts gut schlafen: Das sah Böll nicht, jedenfalls nicht in diesem Roman. Da geht es, im Bonn der mittachtziger Jahre, um eine „Seilschaft" von Altnazis in der höchsten Polithierarchie, die noch immer nach Macht und Weibern gieren – seltsame Geisterbeschwörung, ein anachronistischer Zug. Böll litt auch unter Phantomschmerzen.



Autor Böll, Regisseur Schlöndorff*
„Offenen Auges in die Falle"

Es passiert eine Menge in den drei Tagen, die der Roman umspannt. Ein Minister hat leider abtreten müssen, weil publik wurde, was er im „Polenkrieg" getrieben hat. Zu seinem Nachfolger wird ein Mann ernannt, von dem Gott sei Dank nur Getreue wissen, daß er ein Massaker an KZ-Häftlingen befohlen hat. Auch ein gesuchter Kriegsverbrecher namens Plietsch ist unter dem neuen Namen Plonius in Bonn wieder ganz obenauf. Doch Bonn zittert vor einem bösartigen Spielverderber, der dauernd Nazi-Akten ans Licht zerrt – man wird ihn wohl umbringen müssen –, und Bonn zittert auch vor einem mysteriösen Kunst-Vandalen, der sich in Bankiersvillen einschleicht und dort kostbare Klaviere zu Kleinholz zerlegt.

Die erste Ehefrau des neuen Ministers – er hat sie in eine noble „Klapsmühle" gesteckt, weil sie Partygäste immer mit Schauergeschichten über ihren Nazivater behelligte – erhängt sich, als sie von seiner Ernennung hört. Bei dem rauschenden Fest, das der neue Minister mit seiner neuen Frau dennoch am selben Abend gibt, kommt es zu einem Eklat: Eine junge Kellnerin, statt sich von einem gefürchteten alten Geschäftemacher brav „an die Klamotten" greifen zu lassen, schlägt ihm ins Gesicht. Die Kellnerin, zeigt sich, hat studiert und soll



Münchner „Frauen vor Flußlandschaft"-Aufführung*: Guter Geschmack, elegantes Design

* Oben: 1975; unten: Doris Schade, Klaus Schwarzkopf, Irene Clarin.

auch schon auf Demos mit Steinen geschmissen haben . . .

Schließlich, am Ende dieser drei Bonn-Tage, wird auch noch die Frage nach einem neuen Bundespräsidenten akut. Doch der Wunschkandidat der alten Kameraden, ein wirklicher Ehrenmann, lehnt ab: Er würde sich lieber umbringen als diesen Staat repräsentieren, und er bringt sich nur nicht um, weil er ein Staatsbegräbnis fürchtet. Im Hintergrund rauscht der Rhein, oft beschworener Unheilsstrom, an dem die Frauen sitzen und klagen und nicht vergessen.

Bölls letztes Werk ist eine seltsam neblige, in dunklen Schattenzonen zerfließende Bonn-Phantasie, unvernünftig, alptraumhaft, kaum ein greifbar reales Gesellschaftspanorama aus dem Gernegroßstädtchen am Rhein. Zusammenhalt findet dieser Abschiedsreigen vertrauter Böll-Motive, Böll-Obsessionen und Böll-Sentimentalitäten nur in seinem Erzählstil, in seiner melancholischen Suada, seinem bedächtigen, bedenkenden, erinnernden Monologisieren, an dem, mit sehr ähnlichem Tonfall, viele Stimmen beteiligt sind.

Monologisch: So präsentiert sich, in ihren redlichsten Teilen, auch Volker Schlöndorffs Theaterversion. Schlöndorff hat den Böllschen Redefluß auf das Maß eines ordentlichen Theaterabends gerafft und mit verlegener Diskretion szenisch arrangiert. Er ist niemandem zu nahe getreten, schon gar nicht Böll; er hat sich nicht ernstlich auf Verrücktheit, Verzweiflung, anarchischen Furor des Texts eingelassen; falls da eine „Falle" war, hat er sie gar nicht gesehen; er hat für guten Geschmack und eine gewisse Eleganz des Ganzen gesorgt. Das ist, was man ehrenwert nennt, ein Theater der edlen Absicht.

Elegant sind die spröden Musik-Akzente von Hans Werner Henze, elegant ist die Flußlandschafts-Malerei der amerikanischen Ausstatterin Jennifer Bartlett, elegant sind die fein abgetönten Kostüme: So ist der störrische „Provinzschriftsteller" Böll, dieser uneitelste, hemdsärmeligste aller Autoren, großstädtisch aufgebügelt und feingemacht worden, als könnte man ihn durch schikkes Design zum Botho Strauß veredeln.

In der Hauptsache aber konnte sich Schlöndorff darauf verlassen, daß verständige und intelligente Schauspieler sich ihre Kastanien schon selbst aus dem Feuer holen. Das haben sie – in den Hauptrollen Doris Schade, Cornelia Froboess und Jennifer Minetti, Klaus Schwarzkopf, Rudolf Wessely und Edgar Selge – denn auch getan.

Sie waren freundlich zueinander, sie haben einander zugehört und einander geduldig ausreden lassen, auch wenn es sich manchmal lange hinzog, und so standen sie zum Schluß an der Rampe aufgereiht, freuten sich am Applaus und strahlten: lauter Pfadfinder, die für diesen Tag ihre gute Tat getan hatten.

Urs Jenny

FILM

Bimbos Traumfabrik

Eine Kino-Satire über schwarze Schauspieler im US-Film entwickelte sich 1987 zum Überraschungshit in Amerika. Jetzt läuft Robert Townsends „Hollywood Shuffle" in Deutschland an.

Wenn im Hollywood-Kino mal ein Schwarzer mitspielen darf, dann mimt er entweder den Sklaven, der ungelenk durchs Dickicht pirscht und radebrecht („Mandingo, ich dich lieben"), den debilen, augenrollenden und zähnebleckenden Diener seines weißen Herrn oder den heimtückischen Straßenganoven mit dickem Auto, scharfem Klappmesser und protzigen Juwelen.

So schrieb er sich selbst eine auf den Leib, seine eigene – die eines schwarzen Schauspielers in Hollywood. Und weil Studiobosse auf ein solches Projekt keinen Dollar setzen würden, blieb Townsend kein anderer Weg als der Alleingang: Er spielte die Hauptrolle, schrieb das Drehbuch, führte Regie, war sein eigener Produzent und hasardierte bei der Finanzierung seines Films.

Der Traum seines Alter ego Bobby Taylor ist die Glamour-Karriere mit Oscar-Krönung, Fan-Hysterien, großer Limousine, Champagner und schönen Frauen. Aber der Weg dorthin ist weit und steinig. Robby jobbt als Abräumer im Imbiß-Schuppen „Winky Dinky Dog" und wartet auf die große Chance.

Sie nähert sich an einem der vielen schönen kalifornischen Sonnentage, als sich Bobby feierlich, als sei es für immer, von seinen Kollegen in der Würstchenbude verabschiedet und zum Vorsprechtermin für die Hauptrolle im Film „Jive Time Jimmys Rache" ins „Tinsel Town Studio" aufmacht.



Townsend, Komparsinnen in „Hollywood Shuffle": Von der Imbißbude zum Oscar

Und damit ein schwarzer Schauspieler solche schweren Rollen richtig hinkriegt, muß er die Nigger-Attitüden bimsen wie eine fremde Sprache. Dafür absolviert er die schwarze Schauspielschule, die „Black Actors' School" in Hollywood, auf der ihm weiße Lehrer beibringen, wie sich ein echter Kino-Bimbo verhält.

So jedenfalls schildert der schwarze Schauspieler Robert Townsend, 31, in seiner satirischen Kinokomödie „Hollywood Shuffle" das Berufsschicksal seiner Brüder in der weißen Traumfabrik.

Townsend erzählt von eigenen Erfahrungen: Als wieder einmal eine Zuhälter-Nebenrolle mit einem Schwarzen besetzt werden sollte, bewarb sich Townsend, weil er einen Job brauchte. Doch dann hatte er plötzlich die Faxen dicke. „Wo sind die anderen Rollen?" fragte er sich.

Dort ist, im Wartezimmer, die geballte Ladung schwarzer Schauspieler versammelt. Die Aspiranten memorieren einen schwachsinnigen Text und geben sich den letzten Schliff zum Super-Nigger. Bobby geht zunächst leer aus. Zu Hause gibt er sich neuen Tagträumen hin.

In seiner Phantasie darf er die großen, schweren Kinohelden spielen, die ihm die weiße Filmindustrie vorenthält: Da ist er Superman und (absurderweise ist auch das verlockend) Rambo, und in seinem kühnsten Traum ersetzt er, cool und melancholisch, Humphrey Bogart – als Privatdetektiv Sam Ace in einem ganz und gar schwarzen „Malteser Falken".

In seine naiven Spinnereien platzt dann doch noch der berühmte Anruf aus Hollywood, und Bobby kriegt die Hauptrolle als Jive Time Jimmy. Da soll er, wie üblich, einen gemeingefährlichen Kiez-Neger spielen und hirnverbrannte Bimbo-Klischeetexte aufsagen.

Aber schon am ersten Drehtag beherzigt er den Rat seiner Oma, sich nicht zum Affen machen zu lassen. Bobby fühlt sich entwürdigt. Heroisch schmeißt er den stereotypen Kram hin, und aus ist's mit den schönen Hollywood-Träumen.

Robert Townsend hingegen hat sich, anders als sein bedauernswerter, aber aufrechter Bobby, mit seinem kleinen, schnellen, bissigen und zum Schluß etwas sentimentalen Film den eigenen Karriereträumen ein Stück nähergebracht. „Hollywood Shuffle“ wurde ein Überraschungserfolg im US-Kino; das unabhängig und riskant, zum großen Teil mit Kreditkarten finanzierte und für 100 000 Dollar spottbillig gedrehte Filmchen spielte sieben Millionen Dollar ein.

Ein alter Freund aus New Yorker Komödiantenzeiten, Amerikas derzeit größter Kassenmagnet, Eddie Murphy, meldete sich daraufhin bei Townsend und verpflichtete ihn als Regisseur für seinen jüngsten Mega-Hit „Raw“, die Aufzeichnung einer Bühnenshow des schwarzen Superstars.

Einen Spielfilm à la „Beverly Hills Cop“ möchte Townsend, selbst ein überragender Komiker, allerdings nicht so gern inszenieren. Eddie Murphy, so meint er, „könnte ein bißchen weiter gehen, seine Storys müßten mehr Tiefe haben“.

Townsend neigt mehr der Art des Filmemachens zu, die sein Idol Woody Allen und sein (schwarzer) New Yorker Kollege Spike Lee („She's Gotta Have It“) praktizieren – der Arbeit in Personalunion als Schauspieler, Drehbuchautor und Regisseur, in die kein Geldgeber hineinredet.

Townsends nächster Film soll von fünf Typen handeln, die zusammen aufgewachsen sind und als Gesangsgruppe im Showgeschäft reüssieren. Daran interessiert ihn vor allem, „wie der Erfolg sie verändert“.

Das ist, so der Hollywood-Newcomer, „eine sehr persönliche Geschichte“.

Kill the bitch!

Der amerikanische Ehebruch-Thriller „Fatal Attraction“, viel diskutierter Überraschungs-Hit der Saison, kommt jetzt in die deutschen Kinos.

Was ist der „Alptraum der späten achtziger Jahre“? Klar doch, das lernen die Kinder inzwischen ja schon in der Schule, und das Bundesgesundheitsministerium rät deshalb in rot-grünen Anzeigen: „Partnerschaftliche Treue ist der beste Schutz.“

Aber nein. Als das amerikanische Nachrichtenmagazin „Time“ Mitte November unter dem Titelbild eines zärtlichen Paares den „Alptraum der späten achtziger Jahre“ ankündigte, ging es mitnichten um Aids. Die Sache heißt „Fatal Attraction“, ist laut „Time“ der „Zeitgeist-Hit des Jahrzehnts“ und auf dem besten Weg, „ins amerikanische Zentralnervensystem einzudringen“.

„Fatal Attraction“ ist ein kleiner, gerissen gemachter Ehebruch-Psychothril-



„Fatal Attraction“-Stars Glenn Close, Douglas: Harakiri nur in Japan

ler ohne Kassen-Stars, ohne galaktisches Feuerwerk aus dem Special-Effects-Labor, ohne Reiz für das kinosüchtige Teenager-Publikum – und doch ist „Fatal Attraction" in den USA der Überraschungs-Hit der Saison, ein übers Kino hinausgreifendes Phänomen, ein Ereignis: Party-Gespräche, Kaffeepausen-Palaver in Großraumbüros und Fernseh-Talkshows laufen heiß, wenn es um „Fatal Attraction" geht. Die massive moralische Botschaft, die der Film seinem Publikum einhämmert, heißt: „Partnerschaftliche Treue ist der beste Schutz." Damit hat er an den nordamerikanischen Kinokassen in vier Monaten 140 Millionen Dollar eingespielt.

Der Regisseur Adrian Lyne hat Tonbänder, auf denen die Publikumsreaktionen während seines Films festgehalten sind, und er nennt, selbst überrascht, „ungeheuerlich", was sich da tut: Haß staut sich auf, Hysterie, eine lynchlüsterne Massenaggressivität, die sich im wilden Geschrei entlädt: „Kill her! Kill the bitch!" Die böse Filmheroine namens Alex, der dieser Schlachtruf gilt, hat Anspruch auf den Titel der bestgehaßten Frau des Jahres, und die furiose Darstellerin des Alptraumweibs, Glenn Close, eine hagere, scharfe Blondine von 40 Jahren, darf sich dafür zu den sicheren Oscar-Kandidatinnen zählen.

Dabei fing alles sooo harmlos an. Dan, der New Yorker Rechtsanwalt, dem Michael Douglas seinen ganzen tranigen Charme gibt, ist rundum nett, rundum glücklich, rundum geliebt: Er hat eine bezaubernde Frau, ein entzückendes kleines Töchterchen, einen kuscheligen Hund, und er ist eben dabei, dieses ganze Bilderbuchglück durch Umzug aus der Stadt in ein bilderbuchmäßiges Häuschen im Grünen für alle Ewigkeit abzusichern.

Was dann leider passiert, scheint auf den ersten Blick nur der bekannte dumme kleine Zufall zu sein, der jedem passieren kann: Dan bringt es nicht fertig, der flotten Blondine, die ihm über den Weg läuft und ihn gleich flott anmacht, zu widerstehen. Frau und Kind sind gerade, wie das im Leben so geht, übers Wochenende zu Oma und Opa verreist, also nichts wie ran. Und wie diese Blondine rangeht, ist wirklich nicht übel: Sie kommt gleich in der Küche zur Sache, an die Spüle gelehnt, ein Stapel schmutziger Teller scheppert bei jedem Stoß. Zuschauer mit Interesse für feine Details können auf der Küchenuhr ablesen, daß die heiße Nummer von 4.45 Uhr bis 6.35 Uhr dauert.

Fatal, wie sich zeigt, ist jedoch das Nachspiel: Alex hält nichts von den Seitensprung-Spielregeln, wie Dan sie sich vorstellt – einmal ist keinmal und Schwamm drüber. Der Vamp entpuppt sich als Vampir. Sie nervt ihn mit Telephonanrufen, erst im Büro, dann zu Hause, erst tags, dann auch nachts; sie dringt in sein Heim vor, sie kippt Salzsäure über sein Auto, sie massakriert das geliebte Kaninchen der Tochter . . . Es dauert lang, bis der nette Schlaffi Dan, herumdrucksend, seiner Frau den Wochenend-Ausrutscher beichtet, aber der schaurig eskalierende Psychoterror von Alex ist damit nicht gestoppt. Die amerikanische Familie schlechthin ist in Gefahr, die heile Welt überhaupt, deshalb kreischt das Publikum: „Kill the bitch!"

„Fatal Attraction" alarmiert alle Frauen- und alle Männerängste vor der medusenhaften „anderen" Frau; er macht das warmherzige Hausmütterchen zum Engel und die alleinstehende Karrierefrau zur Hexe; er verkündet das endgültige Ende des hemmungslosen Herumbumsens; die aushäusige Sexualität ist nun, auch wenn kein Virus droht, endlich wieder, was sie in der guten alten Zeit war: des Teufels.

Adrian Lyne versichert, daß er all das überhaupt nicht im Sinn hatte. Ursprünglich endete sein Film damit, daß die zerstörerisch-selbstzerstörerische Heldin sich zu den Klängen von Puccinis „Madame Butterfly" die Kehle durchschneidet. Doch bei den Hollywood-üblichen Testvorführungen stieß dieses delikate Finale auf massiven Widerstand. Die Firma Paramount investierte 1,3 Millionen Dollar, um eine Kassenkatastrophe abzuwenden, und Lyne griff schamlos tief in die Horrorkino-Kiste, um Volkes Stimme Genugtuung zu verschaffen: „Kill the bitch!"

Der Regisseur, trotz des Erfolgs, trauert dem Originalende nach und hofft, daß es in Japan, wo man mehr Sinn für Harakiri hat, doch noch auf die Leinwand kommt. In der Bundesrepublik aber wird – vom nächsten Donnerstag an unter dem Titel „Eine verhängnisvolle Affäre" – wie in den USA die Sau geschlachtet, daß das Blut spritzt.

AUTOREN

Jeder ein Verräter

Dem britischen Agententhriller-Autor Ted Allbeury blieb die Anerkennung der Kritik in der Bundesrepublik bislang versagt – zu Unrecht. Nun putzt ein deutscher Verlag am Image.

Zu den Feingeistern des Genres wird er in Deutschland nur widerwillig gezählt, Verfilmungen sind selten. Anderswo aber heimst er uneingeschränkt Lob ein.

34 Politthriller hat der Engländer Ted Allbeury in 15 Jahren geschrieben. In diesem Monat erscheint Nummer 35, die „Saat des Verrats". Im März bringt der Berliner Ullstein-Verlag den halbwegs autobiographischen Roman „The Choice" unter dem simmeligen Titel „Wer die Liebe wählt" auf den Markt, es ist das erste Allbeury-Werk, das in Deutschland gebunden und in ansprechend wirkender Aufmachung erscheint.

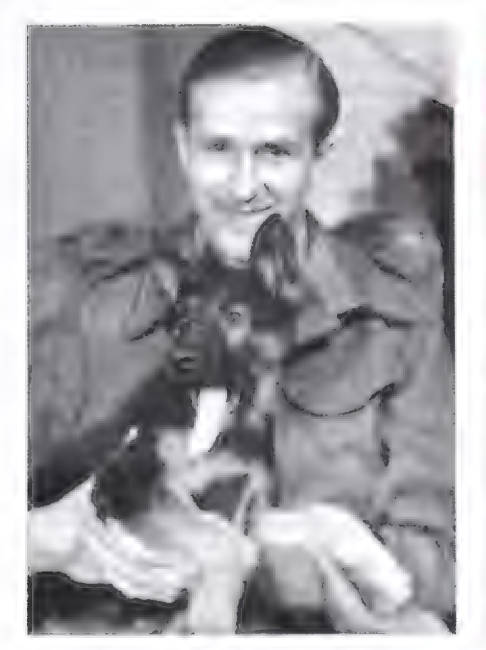


Erfolgsautor Allbeury: „Muß es das Kempinski sein?"

Allbeurys Bücher verkaufen sich durchweg blendend, in Deutschland gelegentlich bis zu 50 000mal.

Dennoch lehrt die merkwürdige Verdrückheit, mit der die Kritik in der Bundesrepublik seine Romane behandelt, eine Menge über die fatale Situation von Literatur, sobald diese sich nur anschickt, spannend geschrieben zu sein.

Wolfram Knorr, neben dem im Vorjahr verstorbenen deutschen Erfolgsautor Jörg Fauser einer der wenigen offenen Allbeury-Verehrer, hat in der Zürcher „Weltwoche" das deutsche Rein-



Besatzungssoldat Allbeury
Denunzierende Ehefrauen

heitsgebot für Literatur auf den Punkt gebracht: Allbeurys Romane „erscheinen in der Krimi-Reihe des Ullstein-Verlags, die aufgrund ihrer Aufmachung vielleicht falsche, aber ganz gewiß andere Erwartungen weckt: schnell konsumierbare Action-Reißer. Doch genau das sind sie nicht".

Tatsächlich haben Allbeurys Thriller stets vermissen lassen, was hierzulande zur Aufnahme in den feinen Club ehrfürchtig anerkannter Kolportage-Autoren berechtigt, bei dem Graham Greene den *elder statesman* gibt und John le Carré den amtierenden Präsidenten: die ebenso liebevolle wie snobistische Schilderung englischer Spleens.

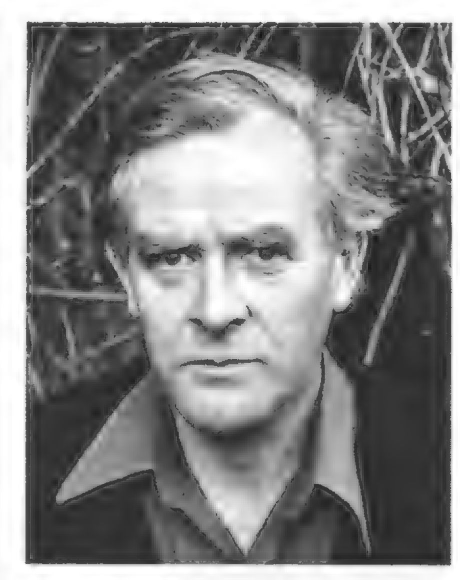
Auch tobt – Sündenfall für die penetrant progressive deutsche Literaturkritik – in Allbeurys Büchern der kalte Krieg, der doch allein den Hintergrund abgibt, vor dem Agentenstorys ihre Konturen gewinnen. Und unverzeihlich ist, daß in Allbeurys Büchern penetrationssüchtige Weiber mit festen Brüsten stöhnen.

Aber Allbeury läßt mit zunehmendem Alter – der jetzt 70jährige begann erst vor 15 Jahren zu schreiben – seine Krieger zu gespaltenen, in Loyalitätskonflikten aufgeriebenen, sehr traurigen und sehr schweigsamen Menschen werden. Allbeury: „Niemand ist nicht erpreßbar" – denn niemand ist ohne Vergangenheit und ohne Geliebte, also jeder ein potentieller Verräter.

Dabei behält Allbeury den Markt immer im Auge. Den Erfolg seiner Bücher bemißt er an einer unmanipulierbaren Ziffer: der Ausleihhäufigkeit in öffentlichen Büchereien. Rutscht die ab, schreibt er, wenn nötig binnen Wochen, ein härteres und mit mehr Action bepacktes Buch. Schließlich wollen das Anwesen im südostenglischen Kent und der Rolls-Royce unterhalten sein. Es

handelt sich übrigens um einen „Silver Shadow".

Bei solcher Produktionsweise kommen, naturgemäß, Bücher von ganz unterschiedlichem Niveau heraus – und ähnlich schwankend sind auch die Übersetzungen. Die besseren sind bislang einem Mann gelungen, der wegen Mordes an seiner Freundin in der Strafvollzugsanstalt Heilbronn eine lebenslange Haftstrafe verbringt: dem preisgekrönten Übersetzer Michael K. Georgi, der Allbeurys „Am Rande der Einsamkeit" (auf deutsch 1985 erschienen) mit einem einfühlsamen Nachwort versehen hat.



Thriller-Autor le Carré
Feiner Club

Die Wurzeln seiner Erfindungsgabe sieht Theodore Edward le Bouthillier Allbeury in seiner Kindheit in einem der miesen Viertel Birminghams. Wer als kleiner Junge dem geballten Erzieherdruck von gleich drei Frauen widerstanden hat, sagt Allbeury, der ist im Übermaß „mit der Gabe der Intuition" versehen. Das habe ihn fit gemacht für die Verhöre, die er nach dem Krieg als Angehöriger einer Sicherheitsdienst-Einheit habe anstellen müssen. Die 21 Army Group jagte, arretierte und verhörte SS-, Gestapo- und Abwehrmänner. Eine erstaunlich hohe Trefferquote ergab sich, sagt Allbeury, aus Denunziation durch Ehefrauen.

Noch heute amüsiert den ehemaligen Eisengießer, technischen Zeichner, Werbemanager und (bis zu dessen Verbot 1967) Leiter des in der Themse-Mündung operierenden Piratensenders Radio 390 bei offiziellen Treffen mit Deutschen die stille Überlegung, wen der Anwesenden die 21 Army Group hätte verhaften können, verhaften sollen oder tatsächlich verhaftet hat.

In dieser Nachkriegszeit, als aus Nazis Demokraten wurden und die russischen Waffenbrüder zu sowjetischen Feinden, in deren Territorium Briten illegal und geheim operierten, in der Zeit also des beginnenden kalten Krieges, wurzeln Allbeurys Obsessionen von Verrat und dem Zynismus der Macht. Seine Verrätergestalten sind eng an Überläufern wie Otto John entlang erfunden. Das verleiht Allbeurys Thrillern spielerische Authentizität.

Aufgemischt wird alles mit einer hausgemachten, einfachen und deshalb anrührenden Psychologie: Allbeury-Held Tad Anders etwa, ein brutaler Killer, der seinen Opfern schon mal an die Eingeweide geht, wird porträtiert als Leidtragender einer verratenen Liebe: Als sich die geliebte Mutter nach dem Tode des Vaters einem neuen Mann zuwendet, mustert der Junge beim britischen Eliteregiment Coldstream Guards und dann beim SIS an.

Allbeurys Thriller sind keine Schlüsselromane. Dennoch bieten sie verblüf-

Bestseller

BELLETRISTIK

1	**García Márquez: Die Liebe in den Zeiten der Cholera** Kiepenheuer & Witsch; 39,80 Mark	(1)
2	**Simmel: Doch mit den Clowns kamen die Tränen** Droemer; 39,80 Mark	(2)
3	**Süskind: Das Parfum** Diogenes; 29,80 Mark	(3)
4	**Pfaue: Anna** Loewes; 19,80 Mark	
5	**Lenz: Das serbische Mädchen** Hoffmann und Campe; 34 Mark	(4)
6	**Fynn: Anna schreibt an Mr. Gott** Scherz; 16,80 Mark	(6)
7	**Ossowski: Wolfsbeeren** Hoffmann und Campe; 39,80 Mark	(7)
8	**Gordon: Der Medicus** Droemer; 44 Mark	(5)
9	**Süskind: Die Taube** Diogenes; 16,80 Mark	(8)
10	**King: Sie** Heyne; 19,80 Mark	(14)
11	**King: Es** Heyne; 24,80 Mark	(9)
12	**Konzelmann: Der Diwan des Harun Al Rashid** Edition Weitbrecht; 38 Mark	(13)
13	**Clavell: Wirbelsturm** Droemer; 44 Mark	(12)
14	**Allende: Das Geisterhaus** Suhrkamp; 38 Mark	(10)
15	**Miller: Zeitkurven** S. Fischer; 58 Mark	(11)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom

fende und ausgesprochen einleuchtende Lösungen für die phantastischen Irrationalitäten und die elenden Banalitäten der echten Politik an. Allbeurys spielerische These, daß der amerikanische Präsident (vom sowjetischen KGB) gekauft und erpreßt werden könnte, wirkt nur dann absurd, wenn man vergißt, daß der US-Elektrokonzern General Electric den Perspektivagenten Ronald Reagan beschäftigte.

Der späte Allbeury mischt Fakten und Fiktion in durchsichtiger, also angreifbarer Weise und erzählt, etwa in dem Roman „Die andere Seite des Schweigens“ (1982), seitenlang und kursiv gedruckt das offiziell bekanntgegebene Leben des Doppelspions Kim Philby zum Vergleich mit seiner fiktiven Philby-Biographie nach. Philby war vom sowjetischen Geheimdienst als Maulwurf in den Briten-Rivalen MI 6 geschleust worden und hatte es dort zum Chef der Spionageabwehr gebracht. 1963 mußte er sich in die Sowjet-Union absetzen.

Allbeury macht aus Philby, „der in Wahrheit ein gesichtsloser Laufbursche war, an den sich seine erste Frau kaum erinnnert“ (Allbeury), einen Tripel-Agenten, also etwas, das sich selbst aufhebt und den realen Nonsens der Politik in die Absurdität der Fiktion erhebt. Ost-westlicher Dialog der Führungsoffiziere über den Hochverräter Philby: „Warum haben Sie ihn so viele Jahre arbeiten lassen, wenn er ein Verräter war?“ – „Warum haben *Sie* ihn arbeiten lassen? Denn für Sie arbeitete er schließlich auch.“


Romancier Greene
Englische Spleens

Das freilich war die hohe Zeit der Geheimdienste. Die Gegenwart mit Bonner Sekretärinnen oder kölschen Verfassungsschützern als Verrätern ist schäbiger. Gelangweilt registrieren Abhörspezialisten in den achtziger Jahren nur noch: „Aus der Zusammenfassung eines Telephongesprächs ging hervor, daß ein Bonner CDU-Politiker Geld für seine Unterstützung des Subventionsantrags einer West-Berliner Elektrofirma einforderte.“

Nach dem Agentenbild der achtziger Jahre befragt, bittet Allbeury den Zuhörer, sich dies vorzustellen: „Sie kommen aus Berlin in Ihre Londoner Zentrale zurück. Sie waren ziemlich tapfer und ziemlich fleißig. Aber das erste, was irgendeiner zu Ihnen sagt, ist dies: ‚Ted, mußten Sie wirklich im Kempinski wohnen? Und warum die vielen Taxen?‘“

„Kann aber auch sein, daß Sie aus der Londoner Kälte nach Moskau zurückkommen. Und das erste, was Sie hören, ist dies: ‚Igor, warum haben wir eigentlich keine Waschmaschine wie die Strawinskys? Der ist doch bloß Major.‘“

Allbeurys Welt der Spione ist die Horrorwelt der Angestellten. ◆


SACHBÜCHER

1	**Gorbatschow: Perestroika** Droemer; 36 Mark	(1)
2	**Schmidt: Menschen und Mächte** Siedler; 48 Mark	(2)
3	**Haffner: Von Bismarck zu Hitler** Kindler; 36 Mark	(3)
4	**Norwood: Wenn Frauen zu sehr lieben** Rowohlt; 29,80 Mark	(6)
5	**Lindlau: Der Mob** Hoffmann und Campe; 36 Mark	(4)
6	**Fisher-Ruge: Nadeschda heißt Hoffnung** Econ; 32 Mark	(5)
7	**Kronzucker: Unser Amerika** Rowohlt; 39,80 Mark	(8)
8	**Pu Yi: Ich war Kaiser von China** Hanser; 29,80 Mark	(7)
9	**Dambmann, Lange, Rohde: Mit Edmund Hillary durch den Himalaya** Herder; 39,80 Mark	(11)
10	**Carnegie: Sorge dich nicht, lebe!** Scherz; 36 Mark	(9)
11	**Capra: Das neue Denken** Scherz; 38 Mark	(12)
12	**Hoimar von Ditfurth: Unbegreifliche Realität** Rasch und Röhring; 39,80 Mark	(10)
13	**Giordano: Die zweite Schuld** Rasch und Röhring; 36 Mark	(15)
14	**Däniken: Wir alle sind Kinder der Götter** C. Bertelsmann; 39,80 Mark	(13)
15	**Kostolany: ... und was macht der Dollar?** Econ; 39,80 Mark	(14)

Fachmagazin „Buchreport“

Das Monster und die Giftspritze

SPIEGEL-Redakteurin Ariane Barth über die neue Kampagne gegen Penetration

Aids ist ein epochales Unglück, sonst wäre zum Lachen, daß wir ihn wiederhaben: den frauenbewegten Kampf gegen die Penetration, neuerdings aufgeputzt mit der nackten Angst.

Jahrelang war die Agitation abgeschlafft, nun ist sie scharf geladen bis zur Infamie: „Aids macht den Zipfel-Gipfel zur Giftspritze", wie von der auf Männergewalt spezialisierten Autorin Monika Goletzka zu vernehmen ist. Und auch die Lesbierinnen trachten wieder einmal ihr Reservoir zu vergrößern, jetzt mit dem seuchenpolitischen Vorwand, „das Monster", wie „Emma" die neue Geschlechtskrankheit nennt, „zu zähmen".





„Emma"-Herausgeberin Alice Schwarzer, „Emma"-Titel: „Mein Heißberg"

Man erinnere sich an die Zeit, als frau gerade noch man sagen durfte, weil ihr sprachliches Bewußtsein noch nicht hinreichend sensibilisiert war: Alice Schwarzer schenkte uns – 13 Jahre ist es her – ein treffliches Wort, und seither meint der abstrakte Ausdruck Penetration eine ganz bestimmte Programmatik. Wir vernahmen aus Alices Wunderbuch über den „Kleinen Unterschied"* die erstaunliche Tatsache, die Vagina habe „so viele Nerven wie der Dickdarm, das heißt: fast keine". Weshalb Frauen denn auch einen „Tampon nicht spüren", der „alles andere als erotisierend wirkt". Wir sollten der Oberfrau also abnehmen: „In der Vagina spielt sich nichts ab." Und daraus den logischen Schluß ziehen: „Was spricht für die Penetration? Nichts bei den Frauen, viel bei den Männern!"

Das sattsam bekannte Unterdrücker-Geschlecht wurde ob seines „in sich gewaltsamen Aktes des Eindringens" vital schuldig gesprochen. „Bumsen", da grauste es Alice, „als höchste Demonstration männlicher Potenz!" Natürlich wollte sie mehr als nur Ausrufezeichen, sie wollte das „Dogma der Vorrangigkeit der Heterosexualität" stürzen. Dabei ging sie höchst raffiniert vor. Frauen, die doch einen Unterschied zwischen Watte und Fleisch zu spüren glaubten, wurden als Opfer eines historischen und kulturellen „Drills zur Weiblichkeit" hingestellt: „Nur der Mythos vom vaginalen Orgasmus (und damit von der Bedeutung der Penetration) sichert den Männern das Sexmonopol über Frauen."

In einem Punkt hatte sie recht, die kluge Alice, der Mythos war nichts als ein Mythos, als dessen bester Prophet der Patriarch Freud nachwirkte. Er hatte zwar, revolutionär zu seiner Zeit, der gesellschaftlich anständig, drum frigid gemachten Frau die „Endlust" gegönnt, aber zugleich die Klitoris als minderwertig abqualifiziert und den Übergang vom „unreifen klitoralen Orgasmus" zum „reifen vaginalen" propagiert.

Diesen Zopf schnitt die häßlich „Schwanz-ab-Schwarzer" Beschimpfte souverän ab, doch leider nur, um den ideologischen Orgasmus in den Himmel zu heben.

Das war genau der maschinelle Orgasmus, der vom Prüfstand der US-Sexologen Masters und Johnson kam. Unter Laborbedingungen, beim „Stimulieren", ein Wortungeheuer, wie es zu den Apparaten paßte, erwies sich die Klitoris als das Organ, das die komplexe sexuelle Reaktion beim weiblichen Geschlecht erzeugt. Sie wurde zum feministischen Wonnepunkt hochgejubelt: „Mein Heißberg", „mein Glottertal", „mein Schamei", wie die bestimmte Stelle in „Emma" besungen wurde.

Wenn es aber nur die Klitoris zu bedienen galt, was brauchte da die Frau den Mann, da konnte die Frau ebensogut die Frau erwählen. Ihre persönliche Wahl, Glück sei ihr beschieden, schrieb Alice Schwarzer fort zur gesellschaftspolitischen Strategie, und damit stiftete sie Unfrieden in zig Beziehungen.

Melitta Walter, drei Jahre Bundesvorsitzende von „Pro Familia" und gewiß keine intellektuelle Duckmäuserin, erinnerte sich unlustig an „diese oft im Streit endenden Abende" in der Frauenbewegung: „Seinerzeit bedrohte mich diese Ausschließlichkeit, mit der darüber entschieden wurde, wie frau Lust zu haben hat und wie nicht, daß frau erst dann auf dem Weg zur Emanzipation ist, wenn sie den Mann aus dem Bett schmeißt." So manche schmissen, manch anderen schlug das Penetrations-Gewissen.

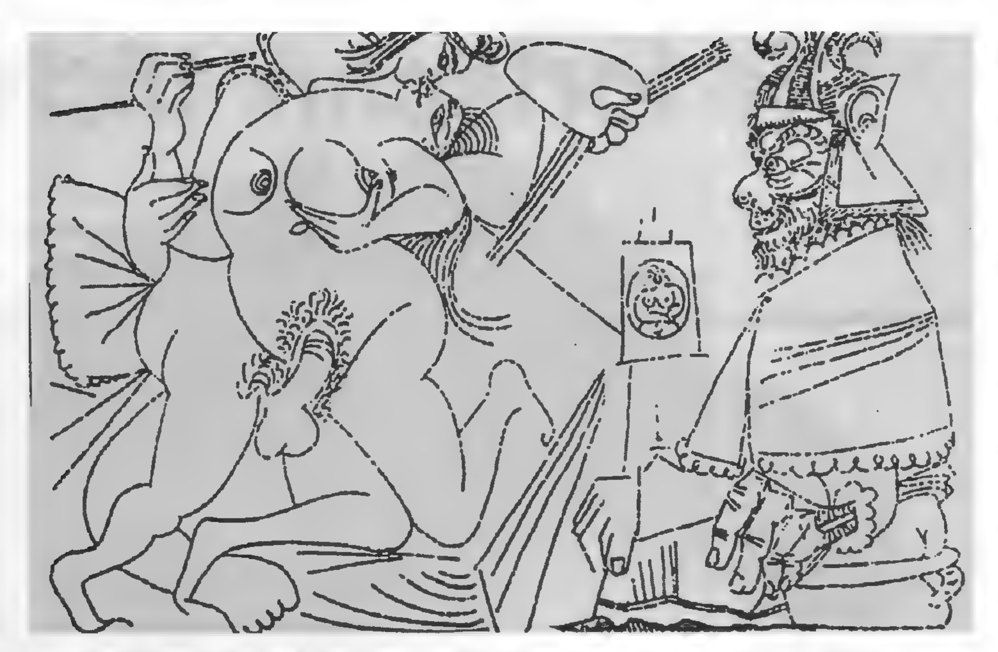
Und nun Reprise: „Jetzt geht diese ganze Debatte um richtige und falsche Sexualität wieder los, allerdings als Scheindebatte", klagt Melitta Walter in einem von ihr herausgegebenen Buch „Ach, wär's doch nur ein böser Traum!" über Frauen und Aids**. Zu einer Zeit, da ein Virus in all seiner Unschuld Sittengeschichte macht, kann eine Alice Schwarzer natürlich nicht abseits stehen im Spiel der divergierenden Kräfte, die den sich gegenwärtig vollziehenden Gesellschaftswandel nach ihrem Weltbild strukturieren wollen. Im April letzten Jahres läutete sie mit einem fröhlichen Trauerkranz („Ruhe in Frieden") um einen Schlappschwanz auf dem Titelbild von „Emma" die neue Kampagne ein: „Wohin mit dem Ding?"

„Reinstecken", sagte „A.S." doppelzüngig, „kann man", um gleich nachzusetzen: „Man kann es aber auch lassen", wofür sie „zwei gute Gründe" aufzählte, „ungewollte Schwangerschaft" und nun „auch noch die Aids-Gefahr".

„Wohin mit dem Ding?" Diese Frage war der Konstanzer Professorin für Sprachwissenschaften, Luise Pusch, noch viel zu zahm:

* Alice Schwarzer: „Der ‚kleine Unterschied' und seine großen Folgen". Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt; 256 Seiten; 9,80 Mark.

** Melitta Walter (Herausgeberin): „Ach, wär's doch nur ein böser Traum! – Frauen und Aids". Kore-Verlag, Freiburg im Breisgau; 328 Seiten; 32 Mark.



Penetration in der Kunst (von Pablo Picasso): „Aids entmachtet den Phallus"

Zwar suggeriert sie einerseits tapfer die Entbehrlichkeit, ja Lästigkeit des „Dings", andererseits setzt sie aber noch immer voraus, daß es irgendwohin müsse ... Würden wir vielleicht über einen Körperteil wie die Nase fragen: „Wohin mit dem Ding?" Wieso kann das Ding nicht einfach da bleiben, wo es ist, statt in anderen Körpern tödliche Schäden anzurichten ... Der Fortbestand der Menschheit ist gesichert, auch wenn „das Ding" nie mehr in einen anderen Körper gesteckt wird. Er ist, in Umkehrung alles bisher Dagewesenen, gefährdet, wenn es da weiter hineingesteckt wird.

Die Professorin verwies auf die Samenbanken, die uns der „rastlose männliche Erfindungsgeist" beschert hat, und ansonsten auf die Bedürfnisbefriedigung von Frau zu Frau: „Angemessen angesichts der großen Gefahr der Sperma-Sexualität wäre breiteste Propaganda für weibliche Homosexualität." Melitta Walter konterte zwar: „Lesbische Sexualität als Allheilmittel gegen Aids zu instrumentalisieren ist absurd", aber in ihrem Buch hat sie den furiosen Aufsatz der Luise Pusch doch abgedruckt.

Und „Emma" natürlich war sich für das Unheilmittel nicht zu fein. Ließ die Bundesgesundheitsministerin Rita Süssmuth in einer Anzeigenkampagne für Präservative verkünden: „Ich liebe mit", setzte das Schwarzer-Blatt entgegen: „Ich liebe ohne". Hieß der Staatstext: „Aids ist kein Schicksal. Denn gegen Aids können wir uns schützen. Mit Kondomen", machte „Emma" daraus: „Männer sind kein Schicksal, denn gegen Männer können wir uns schützen. Auch ohne Kondome." Ließ Lovely Rita sagen: „Immer mehr Frauen und Männer benutzen sie. Nicht, um ständig den Partner zu wechseln, sondern um ganz sicher zu sein", kam die Gegenpropaganda: „Immer mehr Frauen und Frauen benutzen sie nicht. Um ganz sicher zu sein, haben sie für immer die Seite gewechselt."

Die ewig Unbelehrbaren wurden von „Emma" gezielt aufgeklärt: „Heterosexualität ohne Penetration ist so sicher wie weibliche Homosexualität." Die Stränge der neuen Agitation reichten bis in den Kieler Landtag, dessen SPD-Abgeordnete Lianne Paulina-Mürl für eine Veränderung des beschwänzten Geschlechts in den bitteren Zeiten von Aids sprach: „In der Sexualität ist alles möglich, aber dabei muß der Koitus reduziert werden."

Sogar in der „Zeit" wurde, mit 1,3 Zentimeter hohen Lettern, „Abschied vom koitalen Mann" gefeiert. „So richtig gehässig", wie sie sich genüßlich selbst beschrieb, malte die Autorin Monika Goletzka das neue Männerbild der „Giftspritze" aus.

Wenn dieser „mehr oder weniger sportliche Sprung auf den Körper der Frau" („kann lebensgefährlich sein") doch endlich unterbliebe, dann sah sie das Reich der Sinne kommen, nicht länger innen „im Schleim", sondern zelebriert am „Körperäußeren". So sollte sich nach dem weiblichen Fingerzeig die Alternative auftun zu „anarchischer Gattungsreproduktion, anarchischer Krankheit und animalisch-ejakulativer Sexualbefriedigung des Mannes auf Kosten der Sexualität der Frau". Daß „die" Frau „im allgemeinen kein Interesse an der Koitalpraktik des Mannes" habe, war wiederum schlichte Voraussetzung, um sie für machbar zu erklären, „die anderen, neuen Lüste".

Ein Gummi vertragen sie selbstredend nicht, denn durch „Koitieren nur noch mit Präservativ wäre die Sexualität der Frau dem Untergang geweiht". Und auch eine Reduzierung der Partner in Anbetracht von Aids wollte die verheiratete Frau Goletzka nicht akzeptieren: „Diese Forderung ist sexualrepressiv. Hinter ihr steht vor allem die Sehnsucht patriarchalischer Mächte nach den monogamen familialen Besitzverhältnissen." Hielte sich jeder nur an die „schützenden Regeln" dieser Apologetin, „dann steht der allgemeinen Promiskuität nichts im Wege". Das wäre ja wohl eine Petting-Promiskuität.

Sollten aber schweifende Frauen doch „Penetrationsgelüste" haben, dann bietet das Gummi „derzeit den einzig möglichen Schutz", wie Heide Soltau in der alternativen „Tageszeitung" so richtig riet, um jedem „Kondom-Muffel" gleich „die Verweigerung" anzudrohen: „Aids entmachtet den Phallus." Jener könne „in Zukunft nicht mehr frei zirkulieren, er darf nur noch verpackt in Aktion treten", was diese Kondomistin als Pluspunkt auch im Geschlechterkampf zählte. „Er, der seine Macht wesentlich über sein Geschlecht bezog, kann diesen Teil seines Körpers nur noch hinter Gummi präsentieren. Eine Kränkung und Bedrohung für jeden Mann."

Über ihn könnten die Frauen nun triumphieren, nachdem sie ihm „jahrzehntelang das Problem der Empfängnisverhütung abgenommen haben und er wie die Made im Speck leben konnte".

Nüchtern holte die hochkarätige Biologin und Biochemikerin Helga Rübsamen-Waigmann in ihrem Beitrag zum „Bösen Traum" die aufgeregte Frauendiskussion herunter. Sie, die in ihrem Frankfurter Forschungslabor ständig mit dem Aids-Virus arbeitet, gab zu bedenken: „Kondome vermindern das Risiko sicher erheblich, aber ein Rest-Risiko bleibt." Deshalb plädierte sie für eine Aufklärung mit dem Ziel: „Die Menschen sollen die Quantität ihrer Sexualpartner durch die Qualität des Erlebnisses ersetzen – lieber eine kleinere Zahl von Partnern, die man kennt (und die sich möglichst haben testen lassen), als eine große Zahl loser Verbindungen."

„Heimliche Moralistin", schleuderte ihr Heide Soltau in der „taz" entgegen. „Eine Frau auf Partnersuche wird mit dem moralischen Tip nichts anzufangen wissen."

Der Forscherin Rübsamen-Waigmann konnte aber gar nichts anderes einfallen, als „Männern und Frauen immer wieder klarzumachen, daß sie selbst die Verantwortung für ihre Gesundheit und die ihrer engsten Umgebung haben". Schließlich ist die Wissenschaftlerin mit dem frauenbewegten Doppelnamen dem Virus tagtäglich derart nah, daß sie alle seine Tücken kennt: „Schon ein intensiver Schleimhaut-Kontakt genügt. Eine wirklich sichere Sexualpraktik kann es daher nicht geben."

Nicht einmal die lesbische Liebe, geschweige denn der Verzicht auf Penetration bietet hundertprozentigen Schutz, sofern ein Partner infiziert ist. Aus den USA wurde bereits berichtet, daß eine drogenabhängige Frau, die sich an der Nadel mit dem Aids-Virus infiziert hatte und an geschwollenen Lymphknoten litt, ihre Freundin ansteckte. Vier bis sechs Wochen nach Beginn der lesbischen Beziehung wies auch die zweite Frau Pri-

märsymptome der Infektion auf; ihr Testergebnis war positiv. Wenn sich zwei Menschen lieben und die Tragödie es will, daß einer von ihnen das Virus trägt, sind penible Schutzvorkehrungen erforderlich, um einen Austausch von Körperflüssigkeiten zu verhindern. In dem gerade ins Deutsche übersetzten Buch „Frauen und die Aids-Krise“* berichtet die Engländerin Diane Richardson ohne Prüderie, was alles zu beachten ist, um einen Partner vor dem Unglück des anderen zu bewahren, sei es durch einen „Safe-Sex-Schlüpfer“ mit Gummi als Zwickel oder ein halbiertes Kondom („ohne Gleiter wegen des Geschmacks“) zum Zungenschutz. All die Vorkehrungen, all die Beschränkungen sind psychologisch so belastend, daß es ein Wahnsinn wäre, wenn sie sich zwei gesunde Menschen rein prophylaktisch auferlegten, um sich einen Test (20 bis 100 Mark) zu ersparen: Ins Reich der Sinne werden sie so nicht gelangen.

Es hat zynische Komponenten, mit der Angst vor Aids sexuellen Frust zu bearbeiten. Daß er im weiblichen Geschlecht verbreiteter als im männlichen ist, hatte Alice Schwarzer bei ihren Intimgesprächen für den „Kleinen Unterschied“ sehr richtig erfaßt. Etliche Untersuchungen bestätigten sie.

Der „Abschied vom koitalen Mann“ mag ja Monika Goletzka gefallen, aber er ist nicht die Lösung, um die „Geißel Anorgasmie der Frau und die sexuelle Atrophie der Gesellschaft zurückzudrängen“. Der gebetsmühlenhaft wiederholte Verweis auf die Klitoris mag ja helfen, daß sie vom Männergeschlecht schließlich gefunden wird, nur davon „endlich die Befriedigung der Frau“ zu erwarten, wie es mit der „Zeit“-Schreiberin eine ganze Klitorie-Kamarilla tut, ist eine Illusion.

Der Orgasmus hat nur einen Ort, und der befindet sich im Kopf. Deshalb können auch Querschnittgelähmte durchaus Orgasmen erleben, obwohl die Nervenbahnen zu Klitoris respektive Penis unterbrochen sind. Schon der große Sexualforscher Kinsey hatte seinen langen Erörterungen über die Reaktion der Sexualorgane die Warnung mitgegeben, diese nicht überzubewerten, sind sie doch ebensowenig Sitz des Eros, wie die Liebe im Herzen wohnt. Kinsey wußte, daß ein Reiz auf *jeden* Teil des Körpers einen Orgasmus erzeugen kann, in seltenen Momenten sogar ein „leichtes Anblasen der Haare“ oder ein „Druck auf die Zähne“.

Jeder Teil des Körpers ist jeder und vielleicht bei jeder Frau ein anderer oder auch der, wo sich nach Schwarzerscher Vorschrift nichts abspielen darf, aber unglaublich viel geschehen kann, vorausgesetzt, der Kopf ist frei. Wenn er aber voll ist von ideologischem Schrott, passiert gar nichts, egal ob mit oder ohne Penetration. ◆

---

* Diane Richardson: „Frauen und die Aids-Krise“. Orlanda Frauenverlag, Berlin; 192 Seiten; 22 Mark.

Die fortschriftlich



sten Brother AX Portables, die es je gab.

Mit der Brother AX-45 machen Sie glatt den Schreibprofis Konkurrenz – bei der Ausstattung und dem Komfort: 2zeiliges Super-Display und 13,5KB Speicher, Zentrier- und Unterstreichautomatiken, Fettdruck und vieles mehr. Bis zu den Funktionen Suchen und Suchen/Ersetzen. Damit bearbeiten Sie Ihre Texte zuhause so perfekt und schnell wie die Profis im Büro. Und mit der elektronischen Steckkarte MC-1 (Option) erhält jedes Familienmitglied seinen eigenen externen Speicher mit 16KB. **DM 1.098,–***

Die Brother AX-35 bietet 40-Zeichen-Display und 6KB Speicher. Das reicht, um Referate für Schule, Uni, Protokolle, Kochrezepte, Rundschreiben o. ä. zu speichern, im Display zu korrigieren oder zu bearbeiten – schnell und elegant durch Komfortfunktionen wie Suchen und Suchen/Ersetzen. Natürlich alles formvollendet mit Fettdruck, Zentrier- und Unterstreichautomatiken, denn auch die Brother AX-35 bietet ungewöhnlichen Schreibkomfort, von dem so manche Sekretärin nur träumen kann. **DM 899,–***

Die Brother AX-15 last but not least. Das Einstiegsmodell – aber ganz schön oho: 1zeiliger Korrekturspeicher, WORD OUT/LINE OUT-Korrektursystem, Zentrier- und Unterstreichautomatiken, rechtsbündiger Ausdruck. Selbstverständlich auswechselbare Typenräder in der Brother Drop-in Schnellwechselkassette. Viel Leistung für wenig Geld – da macht das Schreiben richtigen Spaß. **DM 529,–***

*Unverbindliche Preisempfehlung

Brother AX-Portables. Die Fortschriftlichen.

Brother Schreibmaschinen gibt es überall dort, wo gute Schreibmaschinen zu haben sind.

Bitte besuchen Sie uns auf der Hannover-Messe CeBIT Halle 1, Stand 7e2



Offizieller Schreibmaschinen-Ausrüster der Olympischen Spiele 1988

WGJ HH

JAPANISCHE SPITZENTECHNOLOGIE. MADE IN EUROPE.

BROTHER INDUSTRIES (U.K.) LTD., WREXHAM

brother®

Die Zukunft heute

Blut verdünnt

Eine Aspirin-Tablette täglich reduziert das Herzinfarktrisiko bei Gesunden um fast die Hälfte – so das Ergebnis einer großen US-Studie. Doch vor unvorsichtiger Nutzanwendung wird gewarnt.

Per Brief hatten die US-Mediziner 1982 die Einladung zu einer Arzneimittel-Studie erhalten, die dem Kampf gegen den Herzinfarkt dienen sollte. Aus der Post erfahren sie in diesen Tagen auch vom vorzeitigen Ende der Testaktion – wegen eines umwerfenden Erfolgs.

Knapp fünf Jahre lang hatten sich mehr als 22 000 US-Ärzte als Versuchspersonen in den Dienst der Medizin gestellt. 11 037 von ihnen schluckten täglich nach dem Frühstück eine Tablette mit dem Aspirin-Wirkstoff Acetylsalicylsäure (ASS), eine ebenso große Gruppe nahm regelmäßig ein wirkungsloses Placebo.

Bis 1990, so hatten die verantwortlichen Tester von den Medizin-Universitäten Harvard und Yale geplant, sollte auf diese Weise geklärt werden, ob das billigste und älteste industriell gefertigte Schmerzmittel mehr kann als von seinem Entdecker, dem Bayer-Chemiker Felix Hoffmann, Ende des vergangenen Jahrhunderts vorgesehen.

Wegen der „aufsehenerregenden Resultate" („International Herald Tribune") haben die Medizinwissenschaftler nunmehr alle Zeitpläne über den Haufen geworfen. Das Herzinfarktrisiko, so zeigten die ersten Auswertungen, war in der Aspirin-Gruppe um 47 Prozent gesunken, ein „gewaltiger Rückgang", so der Leiter des Projekts, Charles H. Hennekens von der Harvard Medical School.

Volksschmerzmittel Aspirin
Täglich nach dem Frühstück?

189mal waren Mitglieder der Placebo-Gruppe von einem Herzinfarkt ereilt worden, für jeden zehnten von ihnen endete er tödlich. Versuchspersonen, die täglich Aspirin genommen hatten, waren besser geschützt: Nur 104mal bildete sich in dieser Gruppe der gefährliche Pfropfen im Herzen, lediglich jedes 20. Infarktopfer kam ums Leben.

Damit ist, in einer der größten jemals durchgeführten Herzstudien, der Nachweis erbracht, daß Gesunde dem Infarkt wirksam vorbeugen können. „Tausende von Menschen", so interpretierte Lawrence S. Cohen von der Yale Medical School den anscheinend durchschlagenden Erfolg, werden sich künftig vor Herzattacken schützen können.

Deutsche Mediziner reagierten auf die letzten Donnerstag im US-Fachblatt



Aspirin-Entdecker Hoffmann
Schutz vor dem Pfropf?

„New England Journal of Medicine" veröffentlichte Untersuchung zurückhaltender. Wer Aspirin zur Herzinfarkt-Prophylaxe einnehmen wolle, so erklärte der Geschäftsführer der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft, Karl Kimbel, sollte vorher in jedem Fall seinen Arzt konsultieren. Die tägliche Dosis setzte der Mediziner mit 100 bis 200 Milligramm ASS eher vorsichtig an – die US-Kollegen hatten 325 Milligramm des Aspirin-Wirkstoffs geschluckt.

Für Kardiologen sind die segensreichen Nebenwirkungen des volkstümlichen Schmerzmittels schon seit Mitte der siebziger Jahre kein Geheimnis mehr. So werden Patienten, die einen Herzinfarkt überstanden haben, mittlerweile fast routinemäßig mit einer Aspirin pro Tag behandelt – das senkt das Risiko eines Zweitinfarkts um 20 Prozent. Hilfe verspricht die weltweit billionenfach verkaufte bittere Pille auch bei Angina-pectoris-Anfällen: Der Schmerzkiller kann herannahende Anfälle abwenden oder zumindest ihren Verlauf mildern.

Den Ursachen des unerwarteten Nebeneffekts waren Medizinwissenschaftler 1971 auf die Spur gekommen. Aspirin, so erkannte der britische Pharmakologe John Vane damals, hemmt die Bildung der Prostaglandine, hormonähnlicher Substanzen, die an der Entstehung von Fieber, Schwellungen und Schmerzen beteiligt sind. Amerikanische Wissenschaftler fanden heraus, daß Aspirin auch die Entstehung bestimmter Vorstufen der Prostaglandine blockiert, die bei der Blutgerinnung eine Rolle spielen: Sie begünstigen das Verkleben der im Plasma schwimmenden Blutplättchen; verklumpte Plättchen aber können Blutpfropfen bilden, die Gefäße verstopfen und damit Herzinfarkt, Schlaganfall oder Thrombose auslösen.

Die tägliche Aspirin-Tablette wirkt dem verhängnisvollen Gerinnungseffekt entgegen: Sie macht das Blut dünnflüssig und fließfreudig.

„Jeder Mann zwischen 35 und 70 sollte täglich ein Aspirin einnehmen – egal ob er infarktgefährdet ist oder nicht", zitierte „Bild" den US-Mediziner Cohen. Doch noch ist der Wert des Ratschlags unter Experten umstritten.

Um zu den beiden Testgruppen zu kommen, hatten die US-Autoren überaus strenge Maßstäbe angelegt. Von knapp 60 000 Ärzten, die zur Teilnahme bereit waren, blieben nur 22 071 übrig: Ausgeschlossen wurden all jene, bei denen Herz und Gefäße schon einmal Schwächen gezeigt hatten und bei denen Leber- und Nierenschädigungen, Magen- oder Darmgeschwüre den Aspirin-Konsum verboten. Welche Folgen die tägliche Einnahme bei der weniger gesiebten Allgemeinbevölkerung hätte, ist demnach zumindest fraglich.

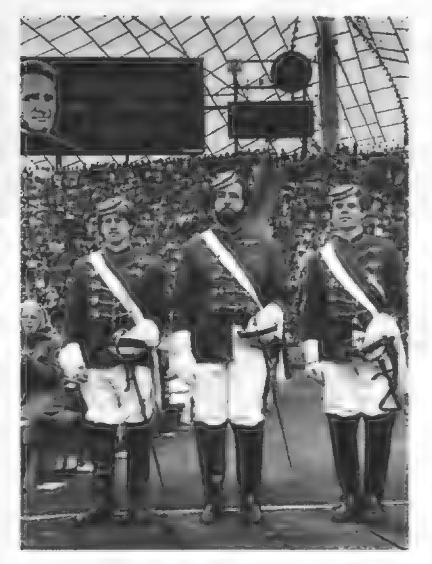
Daß den US-Doktoren die Dauertherapie nur deswegen nichts anhaben konnte, weil sie sich bester Gesundheit erfreuten, wird noch durch einen weiteren Hinweis belegt. So starben im Verlaufe der Untersuchung in beiden Gruppen insgesamt nicht die nach der US-Statistik zu erwartenden 733 Personen an einer kardiovaskulären Krankheit, sondern nur 88.

An der Robustheit der Mediziner scheiterte mithin die eigentliche Kernfrage der Tester: die nach den Auswirkungen einer Aspirin-Prophylaxe nicht nur auf die Infarkthäufigkeit, sondern auf die Sterblichkeitsrate im Gesamtspektrum der Herz- und Gefäßerkrankungen.

Die US-Studie sei ein „Meilenstein" im Kampf gegen den Herzinfarkt, kommentierte Arnold S. Relman, Herausgeber des „New England Journal of Medicine", die spektakulären Forschungsergebnisse. Zu einem „endgültigen Urteil" jedoch über den Nutzen der Aspirin-Therapie, so der Wissenschaftler, reichten sie noch nicht.



Papstbewunderer im Münchner Olympiastadion



Katholische Burschenschaftler

Frauen sehen den Papst

Feministische Nachlese zu den Deutschlandbesuchen des Papstes haben jetzt die Photographin Christel Bekker-Rau und die „Emma“-Redakteurin Cornelia Filter (Text) vorgelegt. In dem Photobuch „Der Papst und seine Schafe“, verlegt bei Greno, 20 Mark, versuchen die Autoren den männerbündischen Charakter der Patriarchenbesuche herauszuarbeiten: uniformierte Virilitäten im kirchlichen Gewand, Studentenwichs oder Schützendress, dagegen die geduldige, geduckte Ergebenheit der Ordensfrauen. Gelegentlich geht stilistisch etwas daneben, wenn mit ressentimentgeladenem weiblichen Blick sitzende Kardinäle beschrieben werden: „. . . die Beine und Füße – unter den Rockschößen versteckt – wähnen sich unbeobachtet und machen sich breit.“

New York: Schubert total

Chronische kulturelle Elefantiasis grassiert derzeit in New York. Nachdem dort vor kurzem ein sehr ehrgeiziges Projekt anlief, die Präsentation sämtlicher Shakespeare-Stücke bis 1993, startet jetzt eine neue Marathon-Unternehmung. In den nächsten zehn Jahren bis zu Schuberts 200jährigem Geburtstag will die Agentur „92nd Street Y“ sämtliche Werke von Franz Schubert aufführen. Ein monströses Unterfangen: Obwohl der Komponist schon mit 31 Jahren starb, schuf er mehr als 600 Lieder, 8 Symphonien, 22 Klaviersonaten, 15 Streichquartette, ferner Chorstücke, Messen, Opern und Singspiele, dazu Oktette, Quintette, Trios und Duos. Die Dauerdarbietung ist chronologisch konzipiert und hat jetzt mit den ersten Kompositionsversuchen des 14jährigen begonnen. An der Schubertiade total, begleitet von Symposien, wollen die Veranstalter anfangs rund 60 Gruppen und Einzelkünstler, darunter so prominente wie Hermann Prey, beteiligen.



Komponist Schubert

Erfolg mit Rock von gestern

Für die „New York Times“ war er der „beste Amateur des Rock“, dem deutschen Publikum blieb er bestenfalls durch seinen Instrumentalhit „Egyptian Reggae“ (1977) in Erinnerung. Nun will der 36jährige Amerikaner Jonathan Richman mit seiner Band „Modern Lovers“ erneut den Beweis antreten, die Zukunft der Popmusik liege in der Vergangenheit: Auf seiner neuen Langspielplatte (Zensor Musikproduktion, Berlin) präsentiert er eine Palette exzellenter Ohrwürmer irgendwo zwischen spätem Rock'n'Roll und frühem Folk. Mit akustischer Gitarre, Baß, minimalem Schlagzeug und skurrilen Textideen wird er im Rahmen seiner Europa-Tournee auch in Deutschland (4. Februar Hamburg, 5. Februar Münster) gastieren.



Rocksänger Richman

Tags Krimi, abends Käfer

Roman Polanski, 54, aus seinen Filmen als Schauspieler hinlänglich bekannt, kreucht und keucht derzeit über die Bühne eines Pariser Theaters. Der gebürtige Pole spielt, unter der Regie von Steven Berkoff, Gregor Samsa, den zum „ungeheuren Ungeziefer“ mutierten Handlungsreisenden aus Kafkas „Verwandlung“. Tagsüber ist Polanski mit seinem neuesten, unter geheimen Umständen gefertigten Film beschäftigt. Es handelt sich um einen schaurigen Krimi, in dem ein Mann (Harrison Ford) in ganz Paris seine entführte Ehefrau sucht. Der Thriller kommt im Frühjahr in die französischen Kinos.



Kafka-Interpret Polanski



Frankfurter Wohngemeinschaft (1971): „Die WG war mein Uterus"

„Luise und Benni, die waren ja so progressiv"

Ein 21jähriger berichtet über seine Kindheit und seine 68er Eltern

Es war „nie Knete im Haus", und Vater wie Mutter hatten immer mal „'nen anderen Typ im Bett" – „dufte" war sie, die Kindheit in der Wohngemeinschaft. So gab ein 21jähriger Abiturient dem Soziologieprofessor Otto R. Gaier zu Protokoll, der die Schicksale westdeutscher „Scheidungskinder" erkundete. Dem Werk Gaiers, das dieser Tage erscheint, ist die autobiographische Schilderung von „Florian F." entnommen*:

Meine Eltern, Entschuldigung, das Wort macht mir ein bißchen Schwierigkeiten, also gut, die Luise und der Benni, die haben halt aus Prinzip nich' geheiratet. Das gibt's ja heutzutag'. Und das hat schon einiges für sich. Ich bin eigentlich nur ein mäßiger Linker, aber im Prinzip find' ich das schon in Ordnung. Was hat der Staat in privaten Beziehungen zu suchen? Aber wenn man so denkt, dann sollt' man halt das Prinzip durchhalten. Und da dran hat's wohl gehapert, jedenfalls bei Luise.

Also gut, die Luise und der Benni, die sind gleich alt. Exakt. Die haben sich beim Studium zusammengelegt. Damals in den Sechzigern. In Frankfurt, wo sonst? Und dann die 68er Zeit. Da gab's mich schon, da war ich drei. Und dann haben sie das Handtuch geworfen, von wegen Studium, bürgerlicher Scheiß und so. Die zogen dann hierher, wollten hier was losmachen. Benni is' ja von hier, aber das lief nich' so recht. Dann haben sie so'n Altkleiderladen aufgemacht, und die Luise fing an zu malen. Die hat das nie ordentlich gelernt, aber die bringt da was. Später hat sie so 'ne spezielle graphische Technik entwickelt. Die Leut' haben das gekauft. Sieht auch gut aus. Aber das war viel später.

Damals – Anfang der Siebziger – war nie Knete im Haus. Benni ist Taxi gefahren, so aushilfsweise, damit ein bißchen was reinkommt. Natürlich haben wir in 'ner WG gewohnt, mit 'nem Sack voll Kindern, war prima. Ich selber weiß das natürlich nich'. Muß aber so gewesen sein. Ich hab' jedenfalls 'ne dufte Kindheit gehabt. Kann gar nicht anders sein. Nich' so der Kleinfamilienmief und 'n Zweiliterauto vor der Tür. Da gab's nur Enten, Deux Chevaux mein' ich. Wenn's nach mir ging, gäb's überhaupt nur Enten. Meinetwegen für die Regierung 'ne Sonderausführung mit doppeltem Radstand.

Okay, so bin ich größer geworden. So mit der ganzen WG-Realität. Ich kenn' nichts anderes von klein auf. Auch die Probleme, die's da gibt, natürlich. Aber Kindheitserinnerungen hab' ich keine bösen. War einfach 'ne Wucht. Meine Erinnerung, nu', die fängt wohl so mit der Grundschule an. War auch kein Problem. Einer der Lehrer wohnte in 'ner Nachbar-WG. Ich wüßt' echt nich', was da nicht gut gewesen wäre. Okay, das, was ich bis jetzt gesagt hab', das sind natürlich die Infos von Luise und Benni. Aber wenn da was echt Schlimmes gewesen wär', das wär' doch haften geblieben, oder? Is' nich', war auch nich'.

Dann haben die beiden 'ne Wahnsinnsreise beschlossen. In 'nem alten VW-Bus. Zehn Monate quer über

* Otto R. Gaier: „Manchmal mein' ich, ich hätt' auf der Welt nix verloren". Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg; 224 Seiten; 18 Mark.

Frankreich, Spanien, Marokko, Algerien, Tunesien, Libyen, Ägypten und dann, unter sorgfältiger Umgehung der Krisengebiete, per Schiff in die Türkei und über Griechenland und Jugoslawien nach Hause. Aber machen Sie mal einem deutschen Schulrektor klar, daß Sie jetzt einfach mal 'ne Fliege machen wollen, mit Kind. Das ging nur mit Tricks. Und 'ner Verwaltungsstrafe hinterher. Schließlich gibt's 'ne Schulpflicht hier. War doll, erinnere mich gut – jedenfalls die Kamele, mit denen wir geritten sind. In Ägypten war das wohl.

Ja, warum erzähl' ich das? Weil ich mich wohl gefühlt haben muß als Kind. Es ist vielleicht nicht, was der Pfarrer predigt, einen Achtjährigen quer über Nordafrika und über den Balkan zu karren. Aber ich hab's genossen, glaub' ich jedenfalls.

Ja, die Beziehung Luise und Benni. Die waren ja so progressiv. Das mein' ich nich' ironisch. Das war – da gibt's ja so'n Stück –, das war 'ne offene Zweierbeziehung. Sicher haben die so ein bißchen durch die Gegend gebumst. Mal 'nen anderen Typ im Bett, das war erlaubt. Hauptsache, er blieb nich' drin. Aber im Grunde waren die sich selber genug. Fast bürgerlich. Echt. Die haben übrigens einen Vertrag gemacht, damit Benni das Recht hat, mich regelmäßig zu sehen, falls die Kiste mal auseinanderfällt. Da hängt der Vertrag übrigens, den hab' ich hier an die Wand gepinnt. Das is' nämlich ein dokumentarischer Witz inzwischen. Sozusagen ein historisches Dokument der deutschen Rechtsgeschichte.

Mann, so was kannt' ich nur aus dem Rhododendrongarten in der Wilhelma.

Natürlich hat auch Benni die Nachtigall trapsen hören. Und das war ja wohl wirklich gegen die Spielregeln. Der Deux Chevaux, der reichte nu' auch nich' mehr. Da mußte 'n BMW her. Da gab's übrigens einen der ersten großen Kräche. Bei Autos versteht Benni keinen Spaß. Aber Gott, es waren ihre Mäuse. Was sollt' er machen. Der BMW war drin. Ja, und dann ging das so weiter. Später hat mir Benni erzählt, daß sie plötzlich nicht mehr bumsen wollte. Migräne und so. Ganz wie's in der Leserbriefspalte von „Brigitte" steht. Sie ging auch plötzlich ins Konzert. Stellen Sie sich mal vor. Vorher, da ging man vielleicht zu 'nem Rockfestival. Und jetzt saß sie mit Freddy – so hieß der wirklich – bei Maurice André und lauschte ergriffen verhaltenen Bach-Allegri. Benni war kein Mensch mehr.

meiner Zeitrechnung, da war überhaupt nur Benni zuständig. Sie hechtete ja zwischen Paris und München, zwischen Hamburg und Zürich rum. Mit Freddy, dem Nadelstreifen-Don-Juan.

Wenn das 'ne ordentliche Scheidung gewesen wäre, hätt' jeder Scheidungsrichter zwischen Husum und Konstanz dem Benni das Sorgerecht gegeben. Keine Frage. Aber das war halt keine ordentliche Scheidung. Das war 'ne schlichte, aber ziemlich ergreifende Scheiße. Mir ging's vielleicht nicht so beschissen wie Benni. Die WG war mein Uterus. Ersatzmütter gab's da mehrere. Mit denen wurde ich ja gemeinsam groß. Aber ich merkte natürlich, daß Benni nur noch 'n Schatten war. Ich war schon irgendwo verängstigt. Nich' wegen Luise, die nur noch wie Sankt Nikolaus gelegentlich reinschaute. Der Benni machte mir Angst. Der war halt einfach nicht mehr das, was er gewesen war.



Der kritische Teil der Geschichte ging so: Ich sagt' ja schon, die Luise hat ganz clever gemalt. Schließlich hat sie so 'ne Mischtechnik entwickelt, da waren die Leute echt geil drauf. War auch farblich 'ne Wucht. Und da kam so'n Typ ins Spiel, der war nicht auf unserer Welle, so mit Nadelstreifenanzug und Batikschlips, aber der hatte Verbindungen. Drähte zu Galerien und so was. Das wurde so 'ne Art Manager. Der machte sowieso in Kunst. Der war ganz high, als er Luises Sachen sah. Der hat ihr Sessions beschafft wie anderen Leuten Kinokarten.

Und das lief. Ausstellungen, erst mal hier in Baden-Württemberg, aber dann in Berlin, Hamburg, Düsseldorf und weiß Gott wo noch. Ja, und da war die auf Achse. Die mußt' da ja hin. Und da kriegte die 'nen Dauerbock auf den. Das merkte sogar ich als Zehnjähriger. Vorher, da kannt' ich die nur in Jeans, und jetzt hat sie sich Fummel um den Leib gehängt, die sahen aus wie die Tapeten auf der Solitude. Und gerochen hat se,

Ich weiß nich', wenn Liebe 'ne bürgerliche Erfindung sein sollte, dann wurde Benni zum Bürger in Jeans mit Ente. Und sie zu so 'ner Kunst- und Graphikbiene mit Fummels aus der Faubourg Saint-Honoré. Natürlich hat sie auch in Zürich und Wien ausgestellt, das lief einfach. Freddy hat das gedreht. Nur Benni, der paßte in keinen Pantoffel mehr. Okay, inzwischen war ich zehn oder elf. In der WG sah man sie nur noch selten. Sex war kaum noch, sagt Benni. Aber so einfach kam sie auch nicht weg von ihm. Das muß so'n quälendes Hin und Her gewesen sein. Sie hat ihn noch ein, zwei Jahre hingehalten. Und dann hat sie ihm wohl endgültig den Vogel gezeigt.

Dazu muß man aber wissen, der Benni hat sich in den Jahren um mich gekümmert, nich' sie. Überhaupt, seit ich auf der Welt war, haben die mich beide gemeinsam versorgt. Mal er, mal sie. Bei allen Verrichtungen, die ein Kleinkind und ein Kind so braucht. Und in den Jahren, in denen sie sich losgeeist hat von ihm, also zwischen zehn und zwölf

Ja, und dann kam der absolute Hammer. Eines Tages erschienen Luise und Freddy. Da war ich um die zwölf rum. Und die erklärten, sie würden heiraten und in ein Haus in Düsseldorf ziehen. Wumm. Und ich müßt' natürlich mit, sofort. Stellen Sie sich das mal vor. Die Luise, zwei Jahre lang oder so kam die nur noch in die WG wie die Tante aus Amerika, halli-hallo. Und jetzt sagt sie, hör mal, mein Sohn, jetzt ha'm wir ein schönes schnuckeliges Häuschen in Düsseldorf. Und Freddy ist jetzt dein Papi. Wauu. Das hätt' fast 'ne Schlägerei gegeben in der WG. Die haben ihr kollektiv sämtliche verfügbaren Vögel gezeigt. Und die sagt: „Das ist mein Recht, und wenn ihr mauert, dann hol' ich die Bullen." Und das machte die.

Ne halbe Stunde später stand sie wieder da, mit zwei Streifenwagen, mit Blaulicht und Tatütata. Und das war das Ende. Ich in Freddys Daimler, mit noch ein paar Blechautos und 'nem Teddybär. Und auf ging's nach Düsseldorf. Und dann war die Kacke erst am Dampfen;

die Luise war nich' mehr meine Mutter, wenn man das psychosozial sieht. Benni war meine Mutter. Das war wie 'ne Entführung im Grunde.

Aber es war keine Entführung, rechtlich. Sie war meine Mutter, mit Brief und Siegel. In Düsseldorf hat sie mich polizeilich angemeldet. Alles klar, alles korrekt. Schon auf der Autobahn hatte ich allerdings einen Dünnpfiff, der nicht spurlos an den Velourspolstern vorbeiging. Der Freddy hat getobt, weniger wegen dem Fleck als wegen dem Geruch.

Und am Ziel angekommen, hab' ich das Essen verweigert, wie ein ausgesetzter Hund im Tierasyl. Und gebellt hab' ich auch. Ich wollt' den Benni anrufen. Das hat sie erlaubt, man is' ja kein ausgeflippter Kleinbürger, man weiß, was Kinder brauchen. Und Benni hat geheult wie ein Schloßhund am Telephon. Nicht gerade 'ne gute Ausgangsposition für einen entführten Zwölfjährigen. Benni hat am Telephon versprochen, er holt mich zurück, aber das war wohl mehr Wunsch als Wirklichkeit. Er hat sich tatsächlich in Düsseldorf einen Anwalt gesucht. Zu dem kam er mit dem sagenhaften Vertrag aus guten Zeiten. Wenn's nich' mehr läuft: Das Kind – ich – muß zugänglich sein.

Dieser Schriftgelehrte im schwarzen Hemd, der kam aus dem Lachen gar nicht mehr raus. Ein schlichter Vertrag über eine nicht vertragsfähige Sache. Er meinte, das Papier taugt allenfalls als Malermütze. Außereheliche Lebensgemeinschaften, das gibt's halt nur in der Realität, aber, o Sankta Justitia, nicht im Familienrecht. Kein Richter macht da auch nur einen Aktendeckel auf, wegen so 'nem Papier. Den Vater gibt's nicht in so 'nem Fall. Mag er und seine Beischläferin noch soviel Papier unterschrieben haben. Hier gilt Mutterrecht. Unehelichenrecht eben. Erben, das geht, besuchen geht nich'. Benni verstand die Welt nich' mehr.

Der stand allein, völlig. Die Gesellschaft hat kein Rezept für die Situation. Obwohl, auch Richter verjüngen sich. Heut' würd' das ja wohl nich' mehr ganz so laufen wie vor acht Jahren. Gut, es gibt Ähnlichkeiten, und es gibt diesen Punkt, der schlimmer war als bei 'ner handelsüblichen Ehescheidung. Aber die Gesellschaft hat auch kein Rezept gegen die Labilität der bürgerlichen Familie. Sie hat nur ein paar Druckmittel zugunsten des Kindes, wenn Scheidung is'. Die hat Benni nicht gehabt.

Der hätt' 'ne Bombe legen können. Und Luise, die war halt auch nich' mehr das, was sie mal war. Die war arriviert. Und ihr früherer Typ mit der durchgerosteten Ente und den verschlissenen Jeans – in ihren Augen war das nur noch mein Erzeuger. Der paßte nicht mehr ins Bild. Ehrlich. Freddy war in, der Mann von Welt. Zugegeben, so wild oben ist sie ja nun auch wieder nicht, aber sie ist schön drin im Geschäft. Sie lebt davon, mindestens so gut wie der Therapeut, den sie sich hält. Isn't it?

Die Zeit in Düsseldorf war schlimm für mich. Man kann sich nicht wehren als Kind, jedenfalls nicht angemessen. Man wehrt sich halt auf andere Weise. Die Erwachsenen reden dann von 'ner neurotischen Entwicklung oder so was. Und so war das denn auch. Gut, in unserer WG war der bürgerliche Eigentumsbegriff nicht gerade die wichtigste Wertvorstellung. Da hat schon mal einer 'nen Brühwürfel zu zahlen vergessen. Aber in Düsseldorf hab' ich geklaut wie ein sicherheitsverwahrter Rückfalldieb auf Urlaub. Nichts, was ich brauchen konnte, übrigens. Spezialisiert war ich auf Radkappen. Alles war da: Mercedes, BMW, Fiat, Citroën, VW, Opel, Ford.



Besonders stolz war ich auf eine Speichenattrappe vom Volvo. Ich zog mit 'nem Schraubenzieher durch die Gegend und ritsch, war die Kappe ab. Eine reichte. Das klapperte zwar ein bißchen, aber dann konnt' man sich umsehen, ob's einer gehört hat. Und wenn nicht, das war meistens, dann rein in 'ne Plastiktüte und nach Hause. Im Lauf der Zeit hatt' ich 'ne richtige Sammlung. Über zwanzig Stück, versteckt unterm Bett. Aber wenn man so 'ne Kollektion Radkappen hat, kann man schlecht behaupten, sie seien einem zugelaufen. Irgendwann hat die Luise sie natürlich mal gefunden. Und dann war was los. Ich sollt' sie zurückbringen! Aber wie?

Natürlich hab' ich auch andere Sachen gegrapscht. Ich bin nur einmal erwischt worden. War ziemlich unangenehm. Oder ich hab' im Garten – den gab's ja – ein Loch ausgehoben. Zwei Meter lang, sechzig Zentimeter breit, einen halben Meter tief. Heimlich, hinter 'ner Hecke. Mit dreizehn kann man das. Hat niemand gemerkt. Das hab' ich der Luise zum Geburtstag geschenkt. Mit 'nem Blumenstrauß hab' ich sie dahin geführt. Die hat vielleicht geguckt. Wär' doch ein Fall für Sie, oder? – „Pubertierender schenkt Mutter Grabstätte".

Ich hatte noch 'ne ganze Reihe solcher Sachen drauf. Vor allem, die beiden waren ja viel weg und ich allein in dem Haus. Da kam dann jemand, der mich versorgt hat. Konnte ja Tage dauern. Die Telephonrechnung, die wurde dann immer ein bißchen hoch. Ich hab' ihre Abwesenheit natürlich benutzt, um mit Benni zu reden. Manchmal schon 'ne Stunde oder so. Oder ich hab' in England angerufen. Ich kenn' da niemand. Einfach die englische Vorwahl, irgendeine Ortsvorwahl und dann halt 'ne Zahlenkombination, bis sich jemand gemeldet hat. Nur mal so. Englischkenntnisse testen. Hat sie dann aber ein Telephonschloß drangemacht. Ende war's. Ach ja, den Freddy hat sie ja wirklich geheiratet. Mit Hammond-Orgel.

Da hab' ich mich übrigens geweigert mitzugehen. Hat sie geschluckt. Hat nicht mal sonderlich gemotzt. Ich hab' sie gehaßt in der Zeit und vor allem Freddy, diesen lackierten Rhesusaffen. Der hat ja echt zugeschlagen, wenn ihm was nicht gepaßt hat. Das muß man sich mal vorstellen. Luise, früher in der WG Vorkämpferin gewaltloser Erziehung,

und ihr Lacktyp, der langt hin, daß man an die Heizung donnert und die Streifen des Radiators noch vierzehn Tage später im Gesicht nachzählen kann.

Abgehauen bin ich nicht. Höchstens gestreunt hab' ich. Was soll man denn machen? Stellen Sie sich mal vor, solang' ich denken kann, war ich mit 'ner halben Fußballmannschaft von Kindern zusammen. Und jetzt sitz' ich in einem miefigen Lebkuchenhaus und guck' auf die Thujahecke. Man kann in dem Alter ja nur dauernd was runterreißen, damit die Alten merken, daß es so nich' geht. Das hab' ich ausgiebig gemacht. Und das bracht' auch was. Die Luise kriegte tatsächlich einen lichten Moment und hat dem Benni erlaubt, mich regelmäßig zu besuchen.

Was heißt hier regelmäßig. Von hier nach Düsseldorf, das ist ein schönes Ende, und mit irdischen Gütern dieser Wohlstandsgesellschaft ist Benni ja nun wirklich nicht gesegnet. Außerdem durfte er mich nur immer einen einzigen Tag sehen, ein Samstag war das immer. Das heißt, er kam eben so alle sechs, acht Wochen. Aber für mich war dann Weihnachten. Irgendwie wurde sie in der Zeit auch vernünftiger. In den Ferien hat sie mich auch schon mal in den Zug nach Süden gesetzt. Auf die Art kam ich dann immer wieder mal in unsere alte WG. Was heißt alte WG. Da war inzwischen natürlich auch 'ne Fluktuation gewesen. Aber nich' die Kindertruppe, die waren alle noch da. Und irgendwo war auch 'ne Veränderung bei Luise. Mit Benni konnt' sie wieder so langsam reden, das heißt, sie hat halt telephoniert und mit ihm echt angefangen, Probleme zu besprechen. Kunststück, nach mehr als zwei Jahren Vaterverbot.

Von mir her war allerdings alles gelaufen, was Luise betroffen hat. Für mich war sie mittlerweile eine nach Chanel stinkende Wärterin. Da änderte auch nichts mehr, daß sie Benni zum Freigänger gemacht hat. Übrigens, ich ging ja weiter zur Oberschule. In Düsseldorf mußte ich zwar 'ne Runde drehen. War ja auch ziemlich auf mich allein angewiesen. Aber immerhin. In dem Punkt gab's nichts. Daß ich quer durch die Oberschule robbe, das wollten beide. Da gab's eigentlich nie 'ne Diskussion drüber.

Und ich war ja gar nicht schlecht. Ich hatt' sogar 'nen Bock auf Sachen, bei denen andere den Hut nehmen. Auf Mathe und Physik. Hätten Sie wohl nich' gedacht bei 'nem WG-Kind, stimmt's? Aber das hat mir die Schulscheiße inhaltlich leichter gemacht. Ne Scheiße bleibt's ja trotzdem, wenn man so Hierarchie, Lernorganisation und die staatlich verordnete Repression sieht. Das ist der Punkt, wo ein WG-Kind in jedem Fall Probleme hat. Ich natürlich auch, aber inhaltlich konnten die beamteten Brüder mir nich' ans Schienbein.

Na ja, also die Atmosphäre zwischen Benni und Luise wurde lockerer. Ich weiß nicht, woran das gelegen hat. Vielleicht war auch so langsam der Lack ab bei ihrem Lackaffen. Vielleicht hat Luise auch einfach nur gemerkt, daß ich ihr ganz schön lästig bin. In jeder Hinsicht. Ich war ja nich' nur voller Überraschungen, wenn sie und ihr Typ länger weg waren, ich war auch 'ne ziemliche Bremse für ihre Reisewut. Mit ging ich da nämlich so gut wie nie. Und dann kam die Gelegenheit. Sie kriegte so 'ne Art einjähriges Arbeitsstipendium in Paris. Künstlerkollektiv und so was. Da wollt' sie immer schon mal länger hin, nich' nur, um 'nen neuen Fummel abzuholen.

Und daß ich in Düsseldorf, allein mit meinem Lackpapa, wohl eher das Haus abbrech', das war ihr wohl klar. Und da

ist sie einfach in so 'ne Art diplomatische Verhandlung mit Benni eingetreten. Ob er nich', und die WG und so? Benni ist gleich mit 'ner Ente voller WG-Leute gekommen. Und dann haben die hart verhandelt, ich, inzwischen bald sechzehn, voll dabei. Soviel verwetzte Jeans hat die Schöner-Wohnen-Ledergarnitur unserer Künstlerin noch nie gesehen. Der Freddy machte 'ne Fliege.

Ergebnis: Luise hat mit allen äußeren Kennzeichen der Feierlichkeit versichert, daß sie mich nie mehr gegen meinen Willen wohin schieben wird, wenn ich nur jetzt wieder in die alte WG könnt'. Und so lief es denn auch. Nur waren halt inzwischen fast vier schlimme Jahre ins Land gegangen.

In jedem Fall war jetzt was los. In der vollen Ente war ja kein Platz. Aber Luise hat mich höchst deroselbst mit all meinen Klamotten hierher kutschiert. Das war vielleicht ein Fest. Ich war ja nich' im Krieg, aber so ähnlich stellte ich mir vor, wenn einer aus der Gefangenschaft kommt. Wauu. Und die hat gar regelmäßig Mäuse geschickt, hatte ja was unter der Bettwäsche inzwischen. Und das Dollste, die kam gar nich' wieder aus Paris. Die is' jetzt noch da. Ihr Lebkuchenhaus hat sie wohl vermietet oder was. Ja, das war's dann.

Der Benni war natürlich auch high. Er hatte ja längst wieder Boden unter den Füßen, emotional, mein' ich. N bißchen zu jung die Tante, für meine Begriffe. Taxi fuhr er schon nicht mehr, als ich zurückkam. Hat sich selbständig gemacht. Nein, keine Karriere à la Luise. N alternativer Laden, vom Tee bis zum schadstofffreien Gemüse. Der blieb in der Fakultät. Ja, und ich, ich hab' vor einem Jahr die höheren Weihen des deutschen Bildungswesens erworben. Und ein gütiges Geschick erspart es mir, den Wehrdienst zu verweigern. Ich bin netterweise nich' wehrdiensttauglich. Und so brauch' ich keins von beiden. Die Götter sind mir wohlgesinnt, zur Zeit jedenfalls.

Übrigens, als ich wieder zurück war, da war mein Verhältnis zu Benni nicht mehr soo unproblematisch. Es gibt in der Szene ja schon 'ne ganze Menge Dogmatismus. Nur die Inhalte sind halt anders als bei Johannes seinem Paul oder bei Honeckers Erich. Das stinkt mir genauso, wie mir Hierarchien stinken. Aber schließlich muß auch ein WG-Sproß seine Pubertät haben dürfen.

Ich werd' studieren. Mein Abitur is' gar nich' schlecht. Okay, zur Medizin würd's nich' reichen, aber das is' sowieso nich'. Ich weiß nur nich' genau, was. Ich bin 'n bißchen auf der Schaukel. Einerseits würd' ich gern was mit Menschen machen, Sozialarbeit oder so. Ich glaub', ich hab 'n Draht für Menschen. Andererseits flirt' ich so ein bißchen mit Computers. Für manche ist das der Inbegriff von Kapitalismus, aber das reizt mich ganz schön. Mathe is' mir ja nich' fremd. Ich weiß es noch nich', ich fahr' jetzt Taxi. Ich möcht' erst mal Freiheit.

VERHALTENSFORSCHUNG

Blick zurück

Affen lügen wie Menschen. Lügen Menschen noch immer wie Affen?

Um die Ernährungsgewohnheiten freilebender Pavianhorden zu studieren, waren die Psychologen Richard Byrne und Andrew Whiten von der schottischen University of St. Andrews in den afrikanischen Busch gezogen. Doch dann staunten sie über ganz andere Fähigkeiten der freilebenden Primaten: Die Tiere zeigten sich zu den geschicktesten – und anscheinend genau kalkulierten – Täuschungsmanövern befähigt, wenn es galt, die saftigsten Happen für sich zu reservieren und Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen.

Sind, so fragten sich die Forscher, in den Kabinettstücken der äffischen Lügner und Saboteure schon Spuren menschlichen Intellekts vorgeformt, und ließe sich, beim Studium der Affenschläue, ein Blick zurück auf die Wurzeln des menschlichen Verstandes werfen?



Pavianherde: Lug und Trug sind älter als der Mensch

Um auch die Befunde anderer Verhaltensforscher und Primatologen, etwa der berühmten Engländerin Jane Goodall und der amerikanischen Gorillaforscherin Dian Fossey, mit einzubeziehen, verschickten Byrne und Whiten Fragebogen an ihre Kollegen. Über das Ergebnis der Sammelaktion berichteten sie jüngst in dem britischen Wissenschaftsblatt „New Scientist".

Die Schilderungen äffischer Verschlagenheit erinnerten oft verblüffend an Menschengebaren. Zum Beispiel bei Paul, einem dem Säuglingsalter gerade entwachsenen Mantelpavian, der über eben jene Tricks verfügte, mit denen sich auch clevere Kleine in den Kinderzimmern das Spielzeug ihrer älteren Geschwister unter den Nagel reißen.

Eines Tages, so schildern Byrne und Whiten, hatte der Balg das erwachsene Weibchen Mel dabei überrascht, wie es eine schmackhafte Wurzel aus der harten Erde grub. Pauls Mutter, die Mel überlegen war, ließ sich nirgendwo blicken, konnte aber nicht weit entfernt sein. Also plärrte der Naseweis los, was seine Lungen hergaben, so als hätte sich das Affenweibchen an ihm vergriffen. Pauls Mutter sprintete heran und hetzte hinter der vermeintlichen Übeltäterin her. Kaum waren beide außer Sicht, machte sich Paul genußvoll über die Wurzel her.

Mit einer List brachte sich, ein anderes Beispiel, der übermütige Stänkerer Melton aus der Bedrouille, den Byrne und Whiten im Busch antrafen. Der Halbstarke hatte sich mit einem schutzbedürftigen Kleinen angelegt und das Muttersöhnchen heftig zum Schreien gebracht. Sofort stürmten einige Erwachsene, darunter die Mutter des Quiekenden und der Gruppenchef, heran, um dem Missetäter eine Abreibung zu verpassen.

Doch der lief nicht davon, um der Tracht Prügel zu entgehen, sondern richtete sich wie vom Blitz getroffen auf, so als hätte er jählings den Erzfeind der Paviane, einen Leoparden, gesichtet. Augenblicklich verzog sich das schon sichere Strafgericht, die Verfolger witterten angespannt in die Runde und zeigten danach keine Lust mehr, sich auf den Muskelprotz zu stürzen.

Ein Beispiel für weibliche Raffinesse auf dem Affenfelsen hatte der Schweizer Primatologe Hans Kummer beigesteuert: 20 Minuten lang hatte das Weibchen hinter einem Felsblock exakt so agiert, daß Kopf und Schultern für ihren männlichen Gebieter jederzeit einsehbar waren. Was dem Pascha entging, waren die emsigen Hände: Mit denen ging die



Paviane beim Läusesuchen: Heimlicher Seitensprung

Äffin, auf der Suche nach Läusen, im Fell eines Nebenbuhlers fremd, der sich hinter dem Stein verborgen hielt.

Das ungetreue Affenweibchen, so kommentieren die Schotten den nach äffischem Sittenkodex erheblichen Seitensprung, habe es also fertiggebracht, sich seine Umrißlinien vom Standpunkt des Gehörnten aus vorzustellen – ein Kunststück, das auch für Kleinkinder, die sich bekanntlich die Augen zuhalten, wenn sie nicht gesehen werden wollen, „keineswegs einfach zu lösen" sei.

Zu welcher Phantasie und schauspielerischen Leistung Affenfrauen fähig sind, wenn es die mit Gewalt aufkeimenden mütterlichen Regungen abzureagieren gilt, hatte schon Dian Fossey an einem Beispiel dargestellt:

Ein junges Gorillaweibchen dürstete es danach, ein herziges Baby mit jener unerschöpflichen Fürsorge zu überziehen, mit der Mütter bisweilen noch ihren grauhaarigen Zöglingen nachstellen. Doch das Affenbaby ruhte in den gewaltigen Armen der leiblichen Mutter, die den Liebesandrang als einen Einbruch in ihre Herrschaftsdomäne bestraft hätte.



Erwachsener Pavian, Jungpavian
Tricks wie Kleinkinder

Da erloschen die Gefühle des Teenagers scheinbar plötzlich. Statt dessen baute sich das Jungweibchen in einiger Entfernung von den beiden ein Nest, ohne die zufrieden an der Mutter hängende Puppe auch nur noch eines Blickes zu würdigen. Nach einigen Minuten verließ es das kuschelige Lager und errichtete ein neues, nicht mehr so weit von Mutter und Kind entfernt.

20 Minuten und sechs Laubkuhlen später hatte es das offenbar völlig selbstvergessen nestelnde Gorillamädchen geschafft: Es konnte sich liebevoll dem Baby widmen, ohne daß die Mutter das Recht gehabt hätte, sich gegen die Annäherung zu wehren. Der Gruppenanführer hätte es nicht geduldet, wenn die Mutter scheinbar grundlos über den Teenager hergefallen wäre. Der Bluff war gelungen, weil das Affenmädchen gleichsam über Eck gedacht und die Reaktion des Affenoberen einkalkuliert hatte.

Aber hatte, so überlegen die Forscher, die Möchtegernmutter wirklich „gedacht", oder mußte sie nicht vielmehr den Frust über den Gefühlsstau durch Ersatzaktivitäten kompensieren, die dann, glücklicher Zufall, doch noch zum ersehnten Ende führten? Nur mit Vorsicht gingen die schottischen Wissenschaftler bei der Interpretation der Fragebögen zu Werke. Bezeichnenderweise fanden sich in den Antworten der Forscherkollegen keinerlei Hinweise darauf, daß die quasimenschlichen Verhaltensweisen schon auf der untersten Sprosse des Primatenstammbaums, bei den Halbaffen, zum Leben erwacht wären.

Je komplexer die sozialen Strukturen, so fanden Byrne und Whiten, desto öfter halten auf Affenfelsen und Bäumen Mißgunst, Lüge und Tücke Einzug. So gelingt es Pavianen in der Regel noch nicht, aggressive Anwandlungen hinter einer Fassade von Gleichgültigkeit und Harmlosigkeit zu verbergen, während Menschenaffen, die dem vernunftbegabten Homo sapiens schon bedeutend näher stehen, mit ebendieser Miene auf ihr Opfer zugehen, um es anschließend aufs fürchterlichste zu vertrimmen.

Selbst Fälle von erfolgreicher Gegentäuschung („counter deception") konnten die Wissenschaftler ausmachen – wie ein Beispiel verdeutlicht, das der Primatologe Frans Plooij übermittelt hat: Ein Schimpanse hatte ein Bananenversteck ausfindig gemacht, das er allein kahlzufressen gedachte. Einen auftauchenden Konkurrenten empfing er mit einer Miene, als könne er eine Banane nicht von einem Tennisschläger unterscheiden.

Der scheinbar in die Irre Geführte trollte sich – aber nur bis in ein nahe gelegenes Gebüsch. Von dort aus belauerte er den Betrüger, bis der sich ungestört wähnte und den Bananen zusprach – nun war wieder er der Ausgetrickste.

„X glaubt, daß ich glaube, daß er keine Ahnung hat, wo die Bananen sind, aber in Wirklichkeit, glaube ich, weiß er es ganz genau", mit diesem komplizierten Denkvorgang, so spekulieren Byrne und Whiten, hatte der anscheinend tumbe Bananentäuscher den anderen auf Kreuz gelegt. Aber es kann auch anders sein.

Auch die vorsichtigen Forscher stellten sich die Frage: Ist es tatsächlich eine Art menschlicher Intelligenz, welche die Tiere zu ihren Gaunereien befähigt, oder reagieren sie nur auf vergleichbare Umstände und Situationen gleich, ohne diese wirklich zu verstehen?

Zeterte beispielsweise der Jung-Affe nur deshalb so infernalisch los, weil er in einer ähnlichen Situation früher von dem in der Erde buddelnden Tier tatsächlich angegriffen worden war und nach der Hetzjagd der Mutter plötzlich eine herrenlose Wurzel als Belohnung herumlag?

Andererseits: Warum schrie der Affenfratz nur dann Mordio, wenn die Mutter nahe genug war, um ihm beistehen zu können, aber auch weit genug entfernt, um den Trick ihres Sprößlings nicht zu durchschauen? Und warum – zweites Beispiel – vermochten die Betrachter, als der halbstarke Melton in Vorsicht-Leopard-Stellung erstarrte, nirgends den kleinsten Zipfel eines wirklichen Leopards auszumachen?

Vom Standpunkt des Homo sapiens betrachtet, liegt die Sache klar: Lug und Trug, Heuchelei und moralischer Verfall sind eben älter als der Mensch.

ZARAH LEANDER

Die Falsche

War sie eine politische Unschuld vom Lande, oder verbreitete sie bewußt „die Botschaft für die Nazis"? Die tote Zarah quält die Schweden immer noch.

Abgöttisch geliebt wurde sie nicht nur von den Deutschen: Zarah Leander, die Ufa-Diva mit dem übergroß aufgesetzten Gefühl, die Sängerin mit der dunklen, fast dröhnenden Stimme – aber auch die Frau, die Katastrophenängste dämpfte („Ich weiß, es wird einmal ein



Zarah-Darstellerin Arja Saijonmaa 1988: „Eine Zarah zuviel"

Wunder gescheh'n"), als Hitler-Deutschland längst schon Krieg führte.

War Zarah Leander, geboren 1907, gestorben 1981, nur eine „politische Idiotin", wie sie in ihren Memoiren behauptete, das naive Mädchen aus Karlstad, das einem Joseph Goebbels auf den Leim ging, oder war sie etwas ganz anderes: eine berechnende Karrieristin, die sich durch schnöden Mammon und Propagandawerte wie Ruhm und Ehre zum Mitmachen im Dritten Reich verleiten ließ?

„Wir hätten in der damaligen Situation genauso blauäugig und naiv den Lokkungen der Nazis erliegen können, so wie das ganze deutsche Volk ihnen erlag und ein großer Teil der nordischen Völker auch", sagt die finnische Sängerin Arja Saijonmaa, die zur Zeit im benachbarten Schweden die Rolle ihres Künstlerlebens spielt: Zarah Leander.

Doch dieser Part in dem Musical „Stjärnfall" (Sternschnuppe), das die Leander-Jahre in Berlin darstellt, provoziert nun verblüffende Folgen: die selbstkritische Analyse einer Minderheit von Rezensenten, die Schwedens Verhalten gegenüber Großdeutschland beleuchten, und ebenso wilde Kritik an Arja Saijonmaa, weil sie ungebührliches Verständnis für die Verstrickungen Zarah Leanders und deren Rolle als Reichsgemüts-Sirene gezeigt habe.

Seither hageln Verdächtigungen und böse Worte über die in Stockholm lebende Finnin, die politisch alles andere als blauäugig genannt werden kann: Zur Musik von Theodorakis sang sie gegen die Militärdiktatur in Griechenland; von der Uno wurde sie zur Botschafterin in Flüchtlingssachen ernannt, weil sie sich für Chilenen engagiert hatte, die dem Regime Pinochet entkommen waren. Dennoch fragte die auflagenstarke finnische Zeitung „Ilta-Sanomat" in mächtigen Großbuchstaben: „Verbreitet Arja die Botschaft der Nazis?"



Zarah Leander 1937
„Sechs Jahre büßen"

Zu den schärfsten Kritikern der Leander-Darstellerin gehört die liberale Ex-Abgeordnete Ingrid Segerstedt Wiberg, eine alte Dame aus einem anerkannten Haus schwedischer Hitler-Gegner.

Das Musical und Arja Saijonmaas Verständnis für die Titelfigur machten Zarah Leander zur „Unschuld vom Lande" und ließen sie als eine Frau erscheinen, die nicht gewußt habe, was sie tat, als sie 1936 erst nach Wien und dann nach Berlin ging, sagt Frau Wiberg.

Dabei habe ihr der Charakter des Naziregimes schon deshalb klar sein müssen, weil Zarah Leander in Göteborg in antinazistischen Kreisen verkehrte und Texte des schwedischen Kabarettisten Karl Gerhard sang, die vor Hitler und dessen Gefolgschaft warnten. Zarah Leander habe sich also wissentlich auf die Seite der Braunen geschlagen und sei nicht einfach „hineingelockt" worden.

Dieses Argument kommt auch heute noch vielen Schweden gelegen. Dabei spiegelt Zarahs Karriere durchaus jenen Wankelmut, den tonangebende Persönlichkeiten in Schwedens Wirtschaft, Universitäten, Ärzteschaft und Offizierkorps dem Nationalsozialismus gegenüber an den Tag legten.

Solange sie Hitler-Deutschland für stark und siegreich hielt, lieh die Leander Göring und Hitler willig den Glanz ihrer rothaarig-nordischen Schönheit und rauchigen Kontra-Altstimme. Goebbels sah in ihr den Star, der Hollywood-Magneten wie Greta Garbo überglänzen und Marlene Dietrich ersetzen könnte.

Nach der deutschen Niederlage in Stalingrad sah Zarah Leander im Reich dann keine Zukunft und Karriere mehr. 1943 kehrte sie zurück nach Schweden; ihre deutschen Liegenschaften wurden, sofern sie nicht wie ihre Wohnung in Berlin zerbombt waren, von den Nazis beschlagnahmt.

Das offizielle Schweden verhielt sich nicht so skrupelfrei wie Zarah Leander, Front gegen Hitler machte es aber zunächst auch nicht. Eisenerz aus den Gruben in Kiruna versorgten Hitlers Kriegswirtschaft. Stockholms Außenminister Christian Günther veranlaßte nach einem Protest des deutschen Botschafters die Absetzung einer nazikritischen Kabarett-Satire von Karl Gerhard, dem eigentlichen Schöpfer der Leander.

Ganz ungestraft kam die Sängerin nicht davon. „Für sechs Jahre in Berlin mußte ich mit sechs Jahren Hausarrest in Schweden büßen", klagte sie einmal. Doch Abbitte zu leisten, verweigerte sie.

1949 stand die Leander, abermals mit Unterstützung von Karl Gerhard, wieder auf einer schwedischen Bühne und startete eine zweite Karriere. „Indem Schweden Zarah Leander verzieh, erteilte es sich selbst Absolution." Mit diesen Worten brachte Ingmar Björkstén, Kulturkritiker von „Svenska Dagbladet", die Auseinandersetzung um das Musical „Sternschnuppe" auf den Punkt. Auch den Schweden ermangele es am „Willen zur Einsicht, ohne die sich in schwedischen Garderoben kein Großreinemachen von Uniformen und Skeletten aus den Nazijahren vornehmen" lasse.

Wie recht Björkstén hatte, beweist die Auseinandersetzung um ein zweites Musical. Als fast gleichzeitig im Stockholmer Intiman-Theater die Liederparade „Zarah" über die Bühne ging, jubelten die meisten Zeitungen. „Zarah" schildert rhapsodisch die Karriere der Leander. Von neun Szenen-Bildern sind aber nur zwei ihren Berliner Jahren gewidmet.

Das war so ganz nach dem Geschmack der Verdränger. Für das zwar auch nicht überzeugende, aber mit seriöserer Absicht inszenierte „Stjärnfall" dagegen hatte eine Kritikerin nichts übrig. „Eine Zarah zuviel", klagte sie.

Arja Saijonmaa verkörpert ganz einfach die falsche Leander.



Dior – Lacroix – Lagerfeld (für Chanel) – Dior – Ungaro – Saint Laurent – Dior

Pariser Haute Couture 1988: „Ein einziger Augenschmaus"

Beifall für Buntes

Bleiben die wippenden Pettycoats, Ballonärmel, Rüschen und schleifenverbrämten Dekolletés – oder werden Kleider bald wieder schlicht und ladylike? Die Großmeister der Pariser Modegilde streuten, bei ihren Sommer-Defilees in der letzten Woche, leise Zweifel ins Modevolk. Einmütig bejubelten erst mal alle den Star Christian Lacroix, dessen knisternde Puff-Röcke 1987 der Mode-Hit waren. Der 37jährige aus Arles „beschwor alle Farben und Düfte der Provence" („Süddeutsche Zeitung"). Seine Models drehten sich in gebauschten Folklore-Röcken, knappen Spenzern und verrückten Hüten auf einem blaßrosa Laufsteg. Satin-Schleifen schmückten flamingorosa Beine am Knöchel, gestickte Frösche und Schmetterlinge zierten weiße Organza-Wolken, Muscheln und Krebse klapperten als Ohrgehänge und Knöpfe. Für den Pariser „Figaro" verbanden sich die Farben Pink, Türkis und Koralle, Mimose, Schoko und Lavendel zu „einem einzigen Augenschmaus".

Beruhigt konnte Lacroix' Geldgeber feststellen, er habe mit dem gelernten Kunstgeschichtler „ein ausgezeichnetes Investment gemacht". Alt-Star Yves Saint Laurent hatte dem Kollegen Lacroix schon vor drei Wochen (bei einem Rothschild-Ball) scheu und freundlich die Hand gereicht und dazu geflüstert: „Ich wünsche Ihnen, daß es andauert." Im Kielwasser von Lacroix tobten sich nun auch andere Pariser Couturiers aus: Ungaro drapierte meterweise rote und lila Rosenmuster aufreizend eng um Hüften und Hintern. Maryll Lanvin bettete Bustiers in Wiesen aus Stiefmütterchen und Efeu. Saint Laurent bestickte Abendjacken mit gelben Sonnenblumen und blauen Iris à la van Gogh.

Doch manche der Couturiers plagt offenbar auch Eifersucht. Da sie Lacroix' Phantasiegebilde kaum übertrumpfen können, versuchen sie, ihn mit neuer Kargheit auszustechen. Marc Bohan vom Haus Dior etwa präsentierte neben sanften Mousselinkleidchen nur schlichte Pepita-Kostüme mit superengen Taillen. Auch Karl Lagerfeld, sonst stets zu Gags aufgelegt, zeigte in seiner Chanel-Kollektion eher trist anmutende schwarze Tweed-Kostüme, verlängerte diskret die Säume bis knapp übers Knie und, einmal, auch schon wieder bis zur halben Wade. Die Londoner „Times" lobte Lagerfelds Kleider als „prophetisch" und kündigte das baldige „Ende der Beinzeit" an.

Aber die wohlhabenden Couture-Kundinnen wollen mindestens noch einen Sommer lang ihre Beine zeigen. Ivana Trump war im eigenen Jet nach Paris geflogen, ein Washingtoner Kaufhaus führte zwölf Luxus-Kundinnen zu allen Pariser Defilees. Die Damen aus den USA klatschten frenetisch, wenn es bunt und knallig auf den Laufstegen zuging. Sie wollen für das viele Geld (25 000 bis 80 000 Mark) ein Kleid, das auffällt. „Zurückhaltende Eleganz", meinte die „Times" bedauernd, „steht bei den heutigen Couture-Kundinnen nicht mehr hoch im Kurs."

KURTISANEN

Verblüffte Leibwächter

Italiens Society hat ein neues Gesellschaftsspiel: Prominente Ehefrauen plaudern aus ihrem Sex-Leben.

Carmen Llera Moravia, 33, ist über ihren Ehemann des Lobes voll: „Alberto ist frisch wie ein Dreißigjähriger, ein Leben ohne ihn kann ich mir nicht mehr vorstellen."

Aber ein ganzes Leben ist eben doch sehr lang. Nur zwei Monate nachdem die flotte Spanierin Italiens lebendiges Literatur-Denkmal Alberto Moravia, 80, in einer schlichten Feierlichkeit auf dem Kapitol geehelicht hatte, sprang sie das erste Mal zur Seite.

Während der Begräbnisfeiern für den ermordeten schwedischen Ministerpräsidenten Olof Palme, es war im Frühling des Jahres 1986, griff sich Frau Moravia einen der Trauergäste: Walid Dschumblat, Herr über 200 000 kriegerische Drusen in den libanesischen Bergen.

Kenntnis darüber, wie der Chef der Sozialistischen Fortschrittspartei des Libanon die Dichters-Gattin in einer Stockholmer Hotelhalle anmachte und anschließend mit ihr gemeinsam, an den verblüfften Leibwächtern vorbei, auf sein Zimmer eilte, verdankt Italien und die Welt einer erstklassigen Quelle: Mit ihrem autobiographischen Romanerstling „Georgette", der vorletzte Woche erschien, versetzte Carmen Moravia die römische Gesellschaft in Wallung.

Selbst seriöse Zeitungen wie der „Corriere della Sera", „La Stampa" oder „La Repubblica" widmeten dem „literarischen Intrigenspiel" („Panorama") große Berichte und Interviews mit der Autorin.

Kurtisanen, kein Zweifel, haben in der römischen High-Society wieder Konjunktur. Italiens Latin Lover sind Frauen, nachdem es die männlichen nicht mehr gibt. Die ehemalige Herzogin Marina Lante della Rovere, inzwischen mit dem sozialistischen Europapolitiker Carlo Ripa di Meana verheiratet, machte aus dem Bestseller über ihr buntes Sexualleben („Die ersten 40 Jahre meines Lebens") eine Fernsehschau. Ein Film über dasselbe Sujet ist in Rom gerade angelaufen.

Die Konkurrenz unter den Courths-Mahler-Pornographinnen schlägt sich in besonderer Detailgenauigkeit der Schilderungen nieder. Auf Dschumblats Schloß in den Bergen litt Georgette „am Rande ihrer Kraft, weil er so langsam kommt".

Wenn der Drusenfürst nicht zur Hand ist, liest sie ihre Partner vorzugsweise am Swimming-pool des römischen Luxushotels Parco dei Principi auf. Dort traf sie unter anderen den „Ukrainer", einen amerikanischen Kameramann ukrainischer Abstammung – „ein Mann alleine reicht nie aus".

Neben herkömmlichen Talenten verfügt die Kurtisane des Jahres 1988 über beträchtliche Marketing-Fähigkeiten. Ein 300seitiges Tagebuch über ihre außerehelichen Liebschaften liege in ihrer Schreibtischschublade, ließ Frau Moravia bereits im vergangenen Jahr durchsickern. Der Stoff sei so brisant, daß sie das Bett-Dossier „mit fünf Schlüsseln" gesichert habe. Sie denke jedoch nicht daran, die Intim-Memoiren zu veröffentlichen.

Ersatzweise kündigte sie einen Roman an – vier Großverleger balgten sich prompt um das Manuskript. Als schließlich der Verlag Mondadori zuschlagen konnte, schürte auch Ehemann Alberto noch Spannung und Neugier um das Buch. Das schönste Geschenk zu seinem 80. Geburtstag sei der erste Roman seiner Frau, meinte Alberto Moravia und bescheinigte seiner Carmen „ausgesprochen schriftstellerisches Talent".

Die Autorin flötete, Alberto habe sie zu der Veröffentlichung überreden müssen, sonst hätte sie sich nie dazu entschlossen.

Schub hatte die Geschichte zusätzlich durch ein Photo bekommen. Die Illustrierte „Oggi" veröffentlichte einen Schnappschuß, der Carmen und Walid engumschlungen auf der Piazza Navona zeigte.

Literaturkritiker und Moravia-Freunde denken inzwischen laut darüber nach, ob Moravia tatsächlich als Komplize tätig war, weil er „Spektakel und Aufregung um sich herum braucht", wie der Kritiker Elio Pecora vermutet: Moravia habe deshalb stets Frauen geheiratet, die, wie auch seine erste Ehefrau Elsa Morante („La Storia"), an elementareren Dingen als etwa einer geordneten Haushaltsführung interessiert gewesen seien.

Der Voyeur in ihm, diskutieren Kulturkenner, sei in allen Moravia-Romanen, von dem Weltbestseller „Die Gleichgültigen" (1929) an, immer stärker geworden. Bei seiner Vorliebe für masochistische Buchhelden könnte es deshalb durchaus sein, daß Carmens Buch für ihn eine einzige Liebeserklärung sei.

Für den schnauzbärtigen Geliebten, Walid Dschumblat, bleibt „Georgette" „eine ausschließlich kommerzielle Operation von Frau Moravia".

Derweil plaudert Carmen darüber, daß er ihr seine Liebe weiter in nächtlichen Telephongesprächen beteure und sie um politische Ratschläge bitte, was er mit Arafat und Gaddafi nur machen solle.

Gefallen an Carmens Buch – dessen Titel „Georgette" nach Dschumblats zweiter Ehefrau gewählt wurde – fand indes Dschumblats dritte Ehefrau, die Syrerin Nora Scharabati. „Es ist klar, daß Carmen die Liebschaft mit meinem Mann ausnutzt", erklärte die Blondine und meinte, es sei Walids Fehler gewesen, die Geliebte auf dem Schloß zu beherbergen. Sie hoffe daher, daß die „negative Publicity für Walid eine Lehre sei".

Einen Vorgeschmack von seinem neuen Skandalimage bekam der blauäugige Drusenfürst, als er in der vergangenen Woche unverhofft in Italien auftauchte, um „für den demokratischen Wiederaufbau des Libanon" zu werben. Die Reporter wollten alles wissen – nur nichts über Politik.

Der Druse floh vor den Fragen. Für die Fortsetzung und Analyse der Geschichte erweist sich nun der Wert von älteren, weisen Männern: „Die moderne Frau lebt heute wie ein Mann", erklärte Alberto Moravia, „ihre erotische Kapazität übertrifft die des Mannes bei weitem."

Drusenfürst Dschumblat mit Carmen Moravia, Ehemann: „Er kommt langsam"

Wrigley Building, 1921/25

Grand Pacific Hotel, 1871

Vorbild Chicago

Vor rund 100 Jahren galt Chicago als die Hauptstadt der amerikanischen Architektur, später war es Vorbild des modernen Bauens in Europa. Dies dokumentiert nun eine Ausstellung, die vom 5. Februar bis zum 25. April im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt stattfindet: „Chicago-Architektur, 1872 – 1922. Die Entstehung der kosmopolitischen Architektur des 20. Jahrhunderts“. Das Buch dazu, mit demselben Titel, erscheint im Prestel-Verlag (480 Seiten, 98 Mark).



Page Brothers Building, 1872



Stewart-Bentley Building, 1872



Pullman Building, 1884

Gefürchteter Einfall

„Es wird bös enden“, prophezeit Mike Ticher, der als Vorstandsmitglied in der Dachorganisation der Londoner Fußballfans die Stimmung kennt. Er kann sich nicht vorstellen, daß die Fußball-Europameisterschaft im Juni in der Bundesrepublik friedlich verlaufen wird. Schon jetzt decken sich Hooligans mit T-Shirts ein, die mit nationalistischen Parolen bedruckt sind. Polizei, Scotland Yard, das Innen- und Außenministerium in London sind alarmiert. In Absprache mit der deutschen Polizei werden Pläne erarbeitet, mit denen der Einfall englischer Hooligantrupps in Deutschland verhindert werden soll. Ein Sprecher des englischen Fußballverbandes rät den Fans, die Spiele in der Glotze anzusehen: „Don't go to Germany. Stay at home.“



T-Shirt für englische Fußballfans

Flugreisen mit eigenem Auto

Um freie Frachtkapazität in ihren Airbussen auszulasten, befördert die französische Fluggesellschaft Air Inter neuerdings Autos und Motorräder ihrer Fluggäste. Bis zu vier Kleinwagen oder zwölf Motorräder passen in die Frachträume der im innerfranzösischen Flugverkehr eingesetzten Jets. Der Huckepack-Service spart vor allem Kurzurlaubern Zeit und Geld. Für Paris–Straßburg und zurück fallen 2100 Franc Luftfracht an; einen vergleichbaren Kleinwagen zu mieten kostet pro Woche knapp 400 Franc mehr.

Idylle mit Goldrand

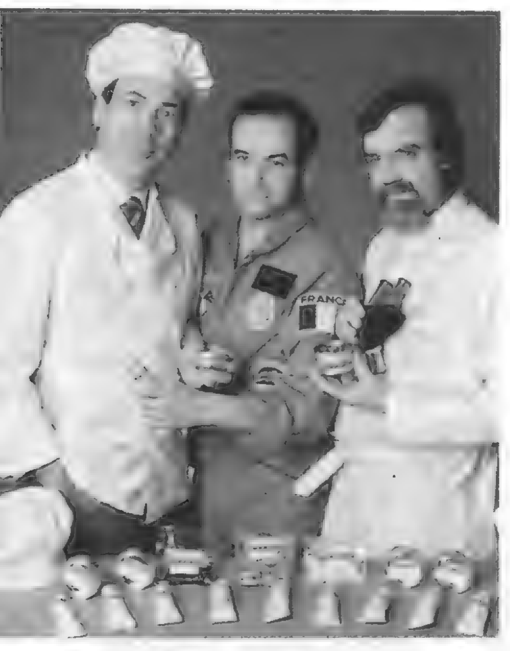
Wer aus dem Erfolg der ZDF-Serie „Die Schwarzwaldklinik“ Profit schlagen will, schreckt vor keiner Bauernfängerei zurück. Neuestes Produkt der Kitsch-Industrie: ein „TeleStar-Autogrammteller“ mit Goldrand, darauf das Hochzeitsbild des Ehepaars Brinkmann. „Nicht einmal jeder dreitausendste Bundesbürger“ werde „eines dieser wirklich ungewöhnlichen Sammlerstücke besitzen“ – verspricht eine Münchner Versandhandelsfirma den Fans der synthetischen Idylle. Dabei können die bayrischen Tellerverkäufer von – als Limit versprochenen – 20 000 Bestellungen vorerst nur träumen, zudem ist der Saarbrücker Herstellerfirma von Obergrenzen „nichts bekannt“. 69 Mark



Brinkmann-Sammelteller

soll eine Schnulzenscherbe kosten. Dafür erwerben die Dohm- und Wussow-Liebhaber nicht einmal das, was der Name Autogrammteller verspricht: Die Widmung „Herzlichst Ihre Brinkmanns“ hat keiner der beiden Stars geschrieben.

personalien



Patrick Baudry, 41, 1985 erster Franzose an Bord einer amerikanischen Raumfähre, hebt neuerdings auf Erden ab – in kulinarische Sphären. Baudry (Photo, Mitte), der sich schon für seinen Discovery-Trip mit eigener französischer Raumfahrtkost versorgen ließ, entwickelte zusammen mit dem Wissenschaftler Francis Lestienne (r.) und Marc Meneau (l.), Chef des Drei-Sterne-Restaurants „L'Espérance" bei Vézelay, Gourmet-Menüs vom Entenfilet in Gelee bis zur Crème Caramel – alles in Dosen und Tuben. Obwohl sterilisiert und pasteurisiert, stieß die Feinschmecker-Paste beim heimischen „Nationalen Center für Weltraumstudien" auf Wohlwollen. Solange keine raumfahrenden Nationen Interesse bekunden, setzt Baudry auf die Schlemmer unter Bergsteigern und Polarforschern.

Hans-Jochen Vogel, 61, SPD-Vorsitzender mit Vorliebe für Klarsichthüllen, hält auch streng auf Kleiderordnung. In der vorvergangenen Woche hatte der stellvertretende CSU-Generalsekretär Erwin Huber in einem Brief an den SPD-Chef gefordert, Vogel solle seinen Umweltsprecher Volker Hauff wegen unbegründeter Panikmache im Atomskandal maßregeln. Der Spitzengenosse beauftragte daraufhin den stellvertretenden SPD-Geschäftsführer Erik Bettermann, die CSU-Forderung zurückzuweisen – in einem Brief an Hubers Vorsitzenden Franz Josef Strauß.



Christian Lacroix, 36, Star unter den Pariser Modemachern, gönnte sich einen Abstecher in ein anderes Fach. Während vergangene Woche bei den Haute-Couture-Schauen in der französischen Hauptstadt seine neuesten Kreationen über den Laufsteg getragen wurden, schockte Lacroix das Theaterpublikum in Tampa im US-Bundesstaat Florida mit ausgefallenen Bühnenkostümen: Statt in die üblichen langen Raffröcke mit schwarzen Strapsen steckte er das Ensemble des American Ballet Theatre für

Hans-Dietrich Genscher, 60, Außenminister, saß mit einem Bonner Veteranen beim Bier und schlug noch einmal die Schlachten von gestern. „Wenn die SPD Helmut Schmidt in der Nachrüstungsdebatte gefolgt wäre", so der Liberale, „wäre der noch im Jahre 2000 Bundeskanzler." Sein Gegenüber, WDR-Intendant Friedrich Nowottny, stimmte zu. „Und was für einer."



Muriel Kraszewski, 52 (Photo), kämpfte einen langen, aber lohnenden Kampf für die Rechte der Frauen. Die Kalifornierin hatte sich als Vertreterin bei einer Versicherungsgesellschaft beworben, war aber ohne plausible Begründung abgelehnt worden. Sie witterte geschlechtsspezifische Diskriminierung, und nach neun Jahren der gerichtlichen Auseinandersetzung erklärte sich das Unternehmen jetzt bereit, Muriel Kraszewski und zwei weiteren Klägerinnen jeweils 420 822 Dollar zu zahlen. Der Vergleich schließt ein, daß auch andere Bewerberinnen um die 1113 angebotenen Jobs Forderungen zwischen 15 575 und 420 822 Dollar geltend machen können. Dies könne die Versicherungsgesellschaft, so der Anwalt der Klägerinnen, bis zu 300 Millionen Dollar kosten.

ZITATE

„Wer sich in meinen Wahlkampf einmischt, wird des Landes verwiesen."

Lothar Späth, *baden-württembergischer Ministerpräsident.*

★

„Die Übernahme der Regierung in Baden-Württemberg steht nicht unmittelbar bevor."

Hans-Jochen Vogel, *SPD-Vorsitzender.*



★

„Wir werden uns von diesen Idioten in Nordamerika oder Europa nicht einschüchtern lassen."

Franz Josef Strauß, *bayrischer Ministerpräsident, zu Forderungen nach wirtschaftlichen Sanktionen gegen Südafrika.*

★

„Bonn fehlt es nicht an Kompetenzen, sondern an Kompetenten."

Johannes Rau, *nordrhein-westfälischer Ministerpräsident.*



★

„Der Gebrauch von Kondomen ist irrational."

Erzbischof Fiorenzo Angelini, *Vertreter des Vatikans auf der Londoner Aids-Konferenz.*

Franz Josef Strauß, 72, bayrischer Ministerpräsident, zeigte sich großzügig, nachdem ihm Friedrich-Wilhelm Kiel, Oberbürgermeister im württembergischen Fellbach, eine seit langem offene Rechnung präsentiert hatte. Dem OB war zugetragen worden, daß Richard Wagner 1877 in Fellbachs Partnerstadt Tain-l'Hermitage 100 Flaschen Sekt bestellt hatte. Die Lieferung ging an Schloß



eine Can-Can-Nummer in buntgemusterte Taftröckchen und Strumpfhosen (Photo). Was in der amerikanischen Provinz für Aufsehen sorgte, ist für Michail Baryschnikow, den künstlerischen Direktor des Balletts, mehr als epochemachend: „Ich fand schon die ersten Entwürfe wunderbar. Christian Lacroix *ist* die Belle Epoque."

Linderhof, Herrensitz König Ludwigs II. von Bayern. Doch weder der Komponist noch sein königlicher Mäzen hätten die Rechnung je beglichen. Als „legitimer Nachfolger Ihres Königs", so Kiel an Strauß, möge der Ministerpräsident doch bitte die alte Schuld begleichen, zumal sie die deutsch-französische Freundschaft arg belaste. Strauß bezweifelte in seiner Antwort zwar, daß er „in schnurgerader Nachfolge der Könige von Bayern" stehe, beglich aber gleichwohl die Schuld: mit 100 Flaschen Champagner-Weißbier aus der Staatsbrauerei Weihenstephan.

Klaus Töpfer, 49, Bundesumweltminister und seit Anfang Januar Präsident des EG-Umweltrates, geht in der Zeit der EG-Präsidentschaft der Bundesrepublik mit schlechtem Beispiel voran. Nach der EG-Richtlinie 85/337 muß die Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP), mit der künftig jedes Großprojekt auf Umweltschädlichkeit abgeklopft werden soll, bis zum Juni dieses Jahres in nationales Recht umgesetzt sein. Im Bonner Umweltministerium aber gilt als sicher, daß die UVP frühestens in der zweiten Jahreshälfte durch Bundestag und Bundesrat verabschiedet werden kann. Grund: Der langjährige UVP-Experte Jürgen Cupei hatte einen Entwurf vorgelegt, nach dem die UVP für Großprojekte beim Umweltministerium liegen sollte. Jetzt wurde SPD-Mann Cupei in die EDV-Abteilung des Ministeriums versetzt, und seine Kollegen arbeiten an einer Entschärfung des Entwurfs – danach sollen die Fachministerien ihre Projekte selbst auf ihre Umweltverträglichkeit prüfen.

Karl Malden, 73, amerikanischer Schauspieler, wurde unfreiwillig für die amerikanische „Safer Sex"-Kampagne eingespannt. Der Sohn jugoslawischer Einwanderer wirbt für ein Kreditkartenunternehmen mit dem Slogan „Don't Leave Home Without It" (Geh nie ohne sie aus). Jetzt verklagte das Unternehmen fünf Firmen wegen Geschäftsschädigung, die unter dem Namen „America Express" Kondome auf den Markt brachten – Slogan: „Don't Leave Home Without It".

Erich Honecker, 75, Staatsratsvorsitzender der DDR, erhält vom Frankfurter Eichborn-Verlag ein Denkmal eigener Art: In Kürze erscheint ein Bändchen (Abb.), das auf 72 Seiten ausschließlich Honecker- und DDR-Witze bietet. Für Arn Strohmeyer, einen Bremer Journalisten, der die mehr als 100 Ost-Späße in der DDR sammelte, ist der „originäre DDR-Witz unbestritten der sensibelste Seismograph für die Vorgänge im Honey-Land". Auszug: „Wie lange gibt es eigentlich die DDR noch? Bis zum Jahre 2009. Warum gerade bis zu diesem Jahr? Dann wird sie 60 und kommt ins Rentenalter. Und dann fährt sie ganz legal in den Westen."



FRAGEN AN



JEAN-MARIE BALESTRE, 66, Präsident des Automobilsport-Weltverbandes Fisa. Sechs Menschen kamen in diesem Jahr bei der Rallye Paris–Dakar, die am vorletzten Freitag zu Ende ging, ums Leben. Der oberste Autosport-Funktionär nennt die härteste Rallye der Welt einen „menschenmordenden Wahnsinn".

SPIEGEL: Paris–Dakar gilt als eines der letzten großen Abenteuer. Würde es Sie nicht reizen teilzunehmen?

BALESTRE: Wenn ich jünger wäre und die Rallye geblieben wäre, was sie war – eine Entdekkungsreise –, sicher. Heute zählt nur noch der Tacho, und das ist lebensgefährlich.

SPIEGEL: Aber nicht gefährlicher als die Formel 1?

BALESTRE: Viel gefährlicher. Bei der Formel 1 wird ein strenges Reglement beachtet – mit dem Erfolg, daß es dort seit zwei Jahren keinen Toten mehr gab. Bei der Dakar geraten die Regeln mehr und mehr in Vergessenheit.

SPIEGEL: Und das glauben Sie ändern zu können?

BALESTRE: Am 11. März wird unser Komitee die Notbremse ziehen: Die PS-Zahl wird limitiert, die Zahl der Teilnehmer reduziert, und Nachtfahrten werden strikt untersagt.

SPIEGEL: Zurück zum Abenteuer?

BALESTRE: Das werden wir woanders erleben. Die Fisa hat alle Transit-Genehmigungen für eine Rallye Paris–Peking – das wird das Abenteuer des Jahrhunderts, und da werde ich auch mit von der Partie sein.

register

GESTORBEN

Klaus Fuchs, 76. In Robert Oppenheimers illustrer Gelehrtengemeinschaft, die in Los Alamos die erste Atombombe baute, spielte der emigrierte Pastorensohn aus Rüsselsheim die Rolle des Judas. Mit 21 war der Physikstudent nach Großbritannien geflüchtet, wo er, gefördert von Max Born, rasch Karriere machte und nach Kriegsbeginn frühzeitig an den alliierten Atombombenplänen beteiligt war. Nach Hitlers Überfall auf die Sowjet-Union entschloß sich der kämpferische Kommunist zum Verrat, da die Briten und Amerikaner die Russen nicht am Bombenprojekt teilhaben lassen wollten. So kaltblütig und mit wissenschaftlicher Perfektion beherrschte er das Spionagemetier, daß der US-Geheimdienst ihm erst Ende der vierziger Jahre durch Zufall auf die Spur kam, ohne ihn überführen zu können. Fuchs gestand freiwillig. Der Meisterspion, inzwischen am britischen Atomforschungszentrum Harwell beschäftigt, wurde zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt, 9 saß er ab. Im Juni 1959 übersiedelte er in die DDR; dort setzte er sich für den Bau von Kernkraftwerken ein. Klaus Fuchs starb hochgeehrt am vorigen Donnerstag.



Colleen Moore, 87. Für den Romancier F. Scott Fitzgerald war sie der Prototyp seiner Generation: „Ich war der Funke, der die unruhige Jugend anfachte. Colleen Moore war die Fackel.“ Mit zupakkendem Charme und komödiantischem Talent wurde sie das Idol der „flapper-generation“ – der jungen emanzipierten Frauen, die nach dem Ersten Weltkrieg alte Moralvorstellungen über Bord warfen und ihren gleichberechtigten Platz in der Gesellschaft erkämpften. Colleen Moore löste die Vamps vom Typ Theda Bara, ZaSu Pitts und Nazimova ab, die bis dahin in Hollywood den Ton angegeben hatten. Die Tochter aus gutbürgerlichem Haus, die Mitte der Zwanziger zu einem der höchstbezahlten Stars der Filmstadt wurde, hatte sich ihren Aufstieg als Hauptdarstellerin in sogenannten B-Filmen ertrotzt. 1923 schaffte sie den Durchbruch in „Flaming Youth“, und ihr Bubi-Kopf wurde von Millionen Frauen kopiert. Trotz ihrer Erfolge auch beim Tonfilm verließ sie 1934, nach fast 100 Filmen, Hollywood und wandte sich mit gleicher Energie der New Yorker Börse zu: Zwei ihrer drei Ehemänner waren Makler und verschafften ihr so viel Einblick in die Welt der Finanzen, daß sie in den Sechzigern den Bestseller „How Women can Make Money in the Stock Market“ schreiben konnte. Colleen Moore starb am vergangenen Montag auf ihrer Ranch in Kalifornien.



BERUFLICHES

Lothar Rühl, 61, Staatssekretär im Bundesverteidigungsministerium, wird Chef des ständigen Sekretariats des neuen deutsch-französischen Verteidigungs- und Sicherheitsrates in Paris. Noch ist ungewiß, ob Rühl, Pariser SPIEGEL-Korrespondent von 1954 bis 1959, Staatssekretär bleibt und in Paris nur ein Zweit-Büro bezieht oder ganz an die Seine wechselt. In Bonn wird erwartet, daß die Rühl-Stelle vom Nachfolger Manfred Wörners, der im Juni als Nato-Generalsekretär nach Brüssel geht, entweder neu oder nicht mehr besetzt wird.

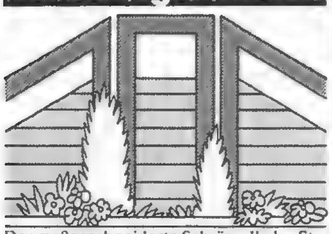
Jürgen Busche, 43, stellvertretender Chefredakteur der „Hamburger Morgenpost“, wurde aus einem christdemokratischen Nebenjob gefeuert. Bei der CDU-nahen Theoriezeitschrift „Die politische Meinung“ amtierte der Journalist (zuvor Redakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“) seit letztem Herbst als Chefredakteur. Über einen Aufsatz zur Barschel-Affäre, in dem Busche gegen die SPIEGEL-Berichterstattung „nichts einzuwenden“ fand, während die CDU „ein schmähliches Bild“ geboten habe, kam es zum Zerwürfnis mit Herausgeber Bruno Heck, dem Vorsitzenden der Konrad-Adenauer-Stiftung (SPIEGEL 1/1988). Heck bat um Textänderungen: „Kann ‚ein schmähliches Bild‘ nicht wegbleiben?“ Busche lehnte ab und schloß den Bonner Ministerialdirektor Wolfgang Bergsdorf, früher kommissarischer Chefredakteur des Blatts, der Heck gegen Busche mobilisiert hatte, von den Redaktionskonferenzen aus. Daraufhin erklärte Heck den „gemeinsamen Weg“ für beendet und enthob Busche fristlos seines Amtes.

Neuheiten–Produkte–Chancen

Prospekte + Kataloge per Post

Immobilien – Neues aus der Industrie

Rolläden für schräge Fenster



Der maßgeschneiderte Schrägrollade „Studio-Star" kann an allen asymmetrischen Fenstern einfach montiert werden und schützt zuverlässig vor Wind, Regen und Schnee. Das hochwertige Material reflektiert 98% der Sonneneinstrahlung, die Lamellen schließen lichtdicht. Der in schwäbischer Wertarbeit gefertigte „Studio Star" ist mit anderen Rolladen für normale Türen und Fenster kombinierbar, der Einbau ist auch nachträglich problemlos. Alle Farben lieferbar! Informieren Sie sich bei Frau Rosenbaum. Anruf oder Karte genügt.

Fa. Schanz GmbH, Schulstr. 80, 7275 Simmersfeld, Tel. 0 74 84 / 4 72 *Info-Nr.* ①

Echte Rendite

durch Notverkauf

(Immobilien BRD u. USA)

Bundesrepublik

- 14 Jahre Kontakte zu Banken
- langjährige Verwaltung, Betreuung von Immobilien-Großbesitzern
- dadurch **echte Rentabilität durch günstigen Einkauf** (ca. 60% bis 70% des Wertes, der sogar zusätzliche Liquidität zuläßt.)

USA/Florida

- 7-jährige Kooperation mit dem größten Maklerverband an der Westküste Region Tampa/Sarasota garantieren: **Exclusivangebote direkt am Meer oder in ersten Lagen mit Top-Renditen:** VILLAS, TOWNHOUSES, SHOPPING CENTER – OFFICE BUILDING



Immobilienagentur Wolfgang Kunz Kuckelter Weg 21 D-4030 Ratingen 4 Tel. 0 21 02 / 3 30 48 *Info-Nr.* ②

SCHLOSS

langfristig zu vermieten oder zu verkaufen



Absolut ruhige Alleinlage in Niedersachsen (Naturpark Südheide), 18 km von Celle entfernt. Im Charme des Jugendstils 1905 erbaut. Die rund 70 repräsentativen Räume haben eine Nutzfläche von ca. 1000 qm. Das Schloß liegt in einem 14.500 qm-Park mit altem Baumbestand.

Langfristige Vermietung an Schönheitschirurgen, Makler, Managerschule, Werbeagentur, Architekt, Computerfirma o. dgl., auch partiell, per sofort möglich. Ebenso Verkauf.

Kontakt: SSZ GmbH, 3584 Zwesten, Tel. 0 56 26 / 7 46. *Info-Nr.* ③

ÖSTERREICH

EIGENTUMSWOHNUNGEN

mit gesicherter Grundbucheintragung – stabilste Anlageform ohne Börsen- und Zinsschwankungen – in attraktiven Ski- und Erholungszentren des Salzburger Landes.



MARIA ALM am Fuße des Steinernen Meeres nahe Hinterthal/Saalfelden.

NIEDERNSILL nahe Europasportregion Kaprun (Kitzsteinhorn), Zell am See.

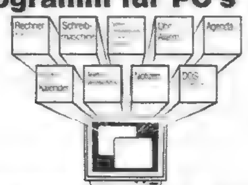
SEEHAM am 3-Seengebiet, nur 17 km von Festspielstadt entfernt.

Bereits ab DM 92.000,–

Provisionsfreier Verkauf:

„DEIN HEIM" Wohnungsbau GmbH, A-5020 Salzburg, I.-Rieder-Kai 13 a, Tel. 00 43 / 6 62 / 23 50 60 *Info-Nr.* ④

Neues Erweiterungsprogramm für PC's



Masters Memory ist eine resistente Hintergrund-Software, die dank Fenstertechnik wirtschaftliches Arbeiten am PC und komfortable Organisation in Büro und Werkstatt ermöglicht. Mit einfachem Tastendruck sind alltägliche Bürohilfsmittel wie Terminkalender, Telefonnummern-Verzeichnis oder Taschenrechner abrufbar. Selbst die Schreibmaschine verschwindet vom Tisch! Darüberhinaus bietet ***Masters Memory*** noch zusätzliche Hilfsmittel wie z.B. Umbelegungs-Funktion oder Programm-Information. **Preis DM 99,–!**

eXe Software GmbH Postfach 2017, 7886 Murg Tel. 0 77 63 / 10 41 *Info-Nr.* ⑤





ZWEI ERLEBEN MEHR

Wollten Sie schon einmal mit einem lieben Menschen fortfahren, ohne Auto, aber trotzdem nicht im Schneckentempo – ins Grüne, zum Picknick, zum Einkaufen?

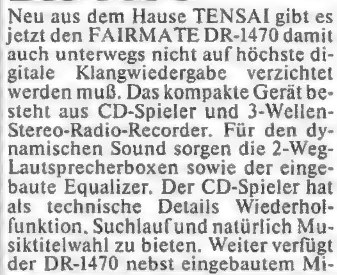
Das ROLLFIETS ist eine trennbare Rollstuhl-Fahrrad-Kombination für Freizeit und Alltag.

Das ROLLFIETS verspricht großartiges Erleben.



Schulstraße 22, 7022 Leinfelden-Echterdingen 1, Tel. 07 11 / 75 10 61 *Info-Nr.* ⑥





FAIRMATE DR-1470

Neu aus dem Hause TENSAI gibt es jetzt den FAIRMATE DR-1470 damit auch unterwegs nicht auf höchste digitale Klangwiedergabe verzichtet werden muß. Das kompakte Gerät besteht aus CD-Spieler und 3-Wellen-Stereo-Radio-Recorder. Für den dynamischen Sound sorgen die 2-Weg-Lautsprecherboxen sowie der eingebaute Equalizer. Der CD-Spieler hat als technische Details Wiederholfunktion, Suchlauf und natürlich Musiktitelwahl zu bieten. Weiter verfügt der DR-1470 nebst eingebautem Mikrofon über externe Mikrofoneingänge, Kopfhöreranschluß, Lautsprecheranschlüsse und über Anschlüsse für eine zusätzliche Tonquelle. Für eine einfache Bedienung sorgen das Bandzählwerk, die LCD-Anzeige des CD-Spielers sowie die Synchronüberspielmöglichkeit. Betrieben wird das Gerät über Netz oder Batterie (12 V). Gewicht 4,8 kg, Abmessungen (BxHxT) 580x167x145 mm.

Unverbindliche Preisempfehlung DM 495,–



TENSAI ELECTRONIC VERTRIEBS GMBH, Weiler Straße 13 D-7850 Lörrach Tel. 0 76 21 / 80 91 *Info-Nr.* ⑦

Gesunde Füße – gesunder Körper!

Unter diesem Motto stand die Entwicklung der „barefoot-Schuhe". Die aus Naturleder gearbeiteten Schuhe und Sandalen sind zusätzlich mit Kupferhohlnieten versehen. Diese regen sanft die Reflexzonen unter den Füßen an und fördern die Durchblutung. Kalte und müde Füße werden vermieden. Kleine Löcher in den Kupferhohlnieten sorgen für eine Luftzirkulation innerhalb der Schuhe. Ohne Nieten sind die Schuhe ebenfalls erhältlich. Das speziell für dieses Fußbett entwickelte Leder verhindert ein Brennen unter den Füßen, saugt den Fußschweiß auf und kann sogar gereinigt werden. Bakterien und Pilze haben keine Chance mehr. Die Schuhe und Sandalen eignen sich für Beruf, Freizeit und Heim. Fordern Sie kostenlosen Prospekt an von **CASTANUM, Kahden 17 b, 2000 Hamburg 65, Tel. 040 / 601 32 84** *Info-Nr.* ⑧

TRAUMPREISE

Unsere schwimmenden Hotels sind äusserst preisgünstig.



8 Tg. Griechenland-Türkei	ab DM	990
8 Tg. Norwegens schönste Fjorde	ab	1645
12 Tg. Schwarzes Meer-Türkei	ab	1815
13 Tg. Ägypten-Israel-Türkei	ab	1850
12 Tg. Madeira-Teneriffa-Marokko	ab	1920
12 Tg. Perlen der Ostsee	ab	2695
20 Tg. Europa bis Rio • Brasilien	ab	3670

Bus- u. Bahnanreisen aus ganz Deutschland

Schiffe: AZUR - BERLIN - DALMACIJA - EUGENIO - ROMANZA

GASTAGER-SEEREISEN

Unser Telefon-Service 08665-7500 wartet Tag + Nacht auf Ihre Prospekt-Anforderung oder nebenstehenden Coupon einsenden! *Info-Nr.* ⑨

Wolfs Steuer-Leitfaden

Jetzt dran denken, nichts dem Finanzamt schenken

- Brummer/Schmidt **Einkommensteuer für 1987** 32. Aufl. 186 S. DIN A4 **DM 32,–**
- Schicketanz **Lohnsteuer 1987 mit Jahresausgleich für 1987** 32. Aufl. 208 S. DIN A4 **DM 34,–**
- Brummer **Abgabenordnung mit neuem Anwendungserlaß** 5. Aufl. 304 S. DIN A4 **DM 47,–**

Ihr Partner in allen Steuerfragen **Leitfadenverlag Sudholt, Postfach, 8137 Berg 3, Tel. 0 81 51 / 5 10 45** *Info-Nr.* ⑩

Initiative und Realisation: Primus Public Relation, Postfach 1231, 8036 Herrsching a. A., Tel. 0 81 52 / 30 46

INFO-COUPON

Mit diesem Coupon können Sie weitere Gratis-Informationen anfordern. Gewünschte Info-Nummer ankreuzen und einsenden an: **Primus Public Relation, Postfach 1231, 8036 Herrsching a. A.**

Info-Nr. ① ② ③ ④ ⑤ ⑥ ⑦ ⑧ ⑨ ⑩

Vor-/Zuname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Telefon

Alter

SP 5/88

DIESE WOCHE IM FERNSEHEN

Montag, 1. 2.

19.30 Uhr. ZDF. Ein naheliegender Mord



Ein „Reißer mit doppeltem Boden", dazu noch ein gesellschaftskritischer, soll sein, was Drehbuchautor Oliver Storz hier konstruiert hat: Ein junger Mann, gerade aus dem Knast entlassen, lungert am Bahnhof herum, da wird ihm – wie der Zufall es will – ein Aktenkoffer mit Geld zugespielt. Darin steckt außerdem eine Pistole nebst Photo für einen Mordauftrag. Im Hintergrund agiert ein Journalist (Peter Sattmann), ein skrupelloser natürlich, der mit Hilfe einer schönen Kollegin die große Story über den gedungenen Mord schreiben will. Was Storz' vor Klischees knirschendes Produkt an Realitätsbezug fehlt, glaubt der Autor mit der Erklärung nachreichen zu können, es gäbe da Parallelen zum Fall Barschel, er betone deshalb, daß er das Drehbuch neun Monate vor dessen Tod geschrieben habe (Photo: Michael Roll, Iris Berben).

21.15 Uhr. ZDF. WISO

Themen: Quellensteuer; Fitness-Branche; integrierter Pflanzenbau.

22.00 Uhr. Nord III. Die unglaubliche Geschichte des Mister C

Jack Arnolds 1957 entstandener US-Film



zeigt einen Mann (Photo: Grant Williams), der unaufhaltsam schrumpft, seit er mit seinem Boot durch radioaktiven Nebel gefahren ist. Die Däumlingsparabel – ein noch infantiler Ausdruck der in den fünfziger Jahren entstandenen Atomangst. Unerträglich der Schluß, wenn der miniaturisierte Ehemann philosophisch wird und ihn „Ehrfurcht, Glaube und Zuversicht" in die göttliche Ordnung überkommen, in der auch Winzlinge ihren Platz haben müssen. Da ist denn auch das Hirn geschrumpft.

22.10 Uhr. ZDF. . . . und ich leb' mein Leben

Porträt der Ex-DDR-Chansonette Eva-Maria Hagen, Mutter der Punklady Nina. Bericht von Christa Kulosa-Schmidt.

23.00 Uhr. ARD. Die verzauberte Leinwand

In deutscher Erstaufführung ist diese Huldigung (1982) an die Emilia-Romagna zu sehen, wo Regisseur Gianfranco Mingozzi die Kindheit verbrachte. Zwei Brüder (Massimo Ranieri, Paolo Ricci) kehren Ende der zwanziger Jahre mit ihrem Wanderkino in die Region, wo die Faschisten herrschen, zurück.

Dienstag, 2. 2.

20.15 Uhr. ARD. Donnerlippchen

Für diese Schadenfreude seid euch zu schade, Freunde. Wann fällt dem Lippchen die (letzte) Klappe?

20.15 Uhr. ZDF. Verkehrsgericht

Beifahrer bedrängt Fahrerin, Fahrerin fährt an den Baum. Ein doppeltes Verkehrsproblem vor dem Mainzer Fernseh-Tribunal (Buch: Ruprecht Essberger).

21.00 Uhr. ARD. Panorama

Themen: Stillstand bei den Genfer C-Waffen-Verhandlungen; CDU und Kernenergie; das Bundesjustizministerium will das gemeinsame Sorgerecht nach einer Scheidung neu regeln.

22.10 Uhr. ZDF. Apropos Film

Bericht über den US-Film „Eine verhängnisvolle Affäre" mit Michael Douglas; Interview mit den Brüdern Taviani zu ihrem Film „Good Morning Babylon"; Interview mit dem Regisseur Wayne Wang zum Film „Slam Dance".

22.30 Uhr. Nord III. Rodin

Film von Ann Turner über den bedeutenden französischen Bildhauer.

22.40 Uhr. ZDF. Saaraba

Nach 17 Jahren Europa kehrt ein Senegalese in seine Heimat zurück und wird desillusioniert.

22.45 Uhr. West III. Drei vor Mitternacht

Eingeladen: Arbeitsminister Norbert Blüm, Kabarettist Hanns Dieter Hüsch, ein Arbeiter aus Rheinhausen.

Mittwoch, 3. 2.

20.15 Uhr. ARD. Schwarz Rot Gold

Wieder irrt der brave Hamburger Zollamtmann mit dem zungenbrecherischen Namen Zaluskowski (Photo, 2.v.l.: Uwe Friedrichsen) durch die sinistre Wirtschaftswelt und sucht nach zuckergesüßtem Honig. Drombusch-Mutter Witta Pohl steht dem tapfren Zöllner als Ehe-



frau zur Seite. Das bitter-süße Spiel rührte NDR-Fernsehspielchef Dieter Meichsner zusammen, Regie: Marco Serafini.

20.15 Uhr. ZDF Magazin

Nur noch bis April darf Löwenthal-Erbe Fritz Schenk für die rechte Sache streiten, dann stirbt das unsägliche Magazin den verdienten Heldentod.

20.45 Uhr. Hessen III. Mit Menschen im Gespräch

Barschels ehemaliger Medienreferent, Reiner Pfeiffer, stellt sich in einem Live-Gespräch den Fragen von Manfred Buchwald.

22.15 Uhr. Südwest III. Tote tragen keine Karos

Carl Reiners sehenswerte Bogart-



Chandler-Persiflage (USA, 1982) auf dem Marsch durch die Dritten Programme (Photo: Steve Martin, Rachel Ward).

22.40 Uhr. ZDF. Tod im Regen

Französischer Spielfilm (1983, Regie: Tony Gatlif) über das erbärmliche Leben der Zigeuner in Südfrankreich – ein Beitrag für das Europäische Film- und Fernsehjahr 1988.

Donnerstag, 4. 2.

20.00 Uhr. West III. Treffpunkt Central Park

Die New Yorker Streifenpolizisten Tom (Cliff Gorman) und Joe (Joseph Bologna) bereiten zur Verbesserung ihrer Einkünfte einen Einbruch in eine Wertpapier-Agentur der Wall Street vor. Doch dann überkommen sie Zweifel. Der Amerikaner Aram Avakian drehte 1972 diesen parodistischen Thriller mit einem minimalen Etat und hatte bei der Kritik Erfolg.

20.15 Uhr. Nord III. Charade



Die hübsche Witwe (Photo: Audrey Hepburn) hat keine Ahnung, in was für Geschäfte ihr Ehemann verwickelt war, bevor er aus dem Zug geworfen wurde. Mit drei Kumpanen hatte er im Zweiten Weltkrieg die Kriegskasse vergraben. Nun bedrängen die Halunken die Witwe, weil sie das Geld bei dem Toten vermuten. Die flüchtet sich in die Arme von Cary Grant. Dem Hollywood-Regisseur Stanley Donen gelang 1963 eine mustergültige Komödie voller zynisch-witziger Dialoge: Als einer der Kumpel, gespielt von James Coburn, seinen einarmigen Freund (George Kennedy) ertränkt in der Badewanne findet, bedauert er: „Nun hat er doch seine zweite Hand noch so schön poliert."

22.10 Uhr. ZDF. Was nun, Herr Stoltenberg?

Klaus Bresser und ZDF-Neueinkauf Klaus-Peter Siegloch im Gespräch mit dem verdämmernden Nordlicht.

Freitag, 5. 2.

20.15 Uhr. ARD. Willkommen, Mr. B.

Der Kritiker der „Süddeutschen" fiel in unruhigen Schlaf, als er 1966 diese US-Agentenstory mit James Garner, Melina Mercouri dienstlich betrachten sollte: „Eine brave, schüchterne, parodistische Agentengeschichte. Man fährt nur manchmal auf, wenn gerade wieder ein paar Autos aufeinanderbumsen."

22.10 Uhr. ZDF. Aspekte

Themen: Erinnerung an Bertolt Brecht; Peymanns Sturm in Wien; Brockhaus-Enzyklopädie.

23.45 Uhr. ARD. Time Bandits

Skurrile Zwerge stopfen Zeitlöcher und purzeln in das Land der Legenden. Die „FAZ" über diese Fantasy-Komödie (England, 1981; Regie: Terry Gilliam): „Die Balance von Märchen und Satire, von Verzauberung und Entzauberung kann der Film über weite Strecken halten, bis er gegen Schluß sein Konto weit überzieht."

00.05 Uhr. ZDF. Nieten unter sich

Natalie, eine attraktive Polizistin (Paula Prentiss), jagt mit ihrem spleenigen, wodkatrinkenden, russischstämmigen Kollegen (Robert Foxworth) nach einem entführten Terrier. Regie in diesem „überaus zarten" („Welt") Film von 1980 führte Harold Becker.

Samstag, 6. 2.

20.15 Uhr. ZDF. Blüten, Gauner und die Nacht von Nizza

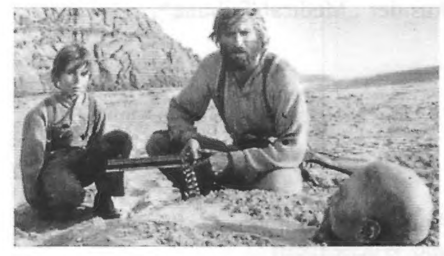
Jean Gabin (Photo, r., mit Curd Jürgens), ein Kauz, der wie bei Kästner im Eisenbahnwaggon haust, druckt sich



Geld in kleinen Scheinen, wann immer er es braucht. Als sich sein Neffe in eine ehrgeizige Schweizerin (Liselotte Pulver) verliebt, soll Onkel seine Geldmengenpolitik für das Paar lockern. Der aber bleibt restriktiv, sprengt statt dessen die Spielbank von Monte Carlo und schickt den Gewinn dem Paar, das das echte Geld für falsch hält. Das klingt lustig, doch leider fehlt dem Streifen (1966, Regie: Jean-Paul Le Chanois) der Pfeffer.

22.50 Uhr. ARD. Jeremiah Johnson

Sidney Pollacks Film traf genau den Mythenbedarf der Siebziger: Ein ehemaliger Seemann (Photo, M.: Robert Redford) lebt in den Rocky Mountains seinen Traum vom wilden starken Leben und Bewähren in der Natur. Bei einem



alten Trapper kommt der Aussteiger unter, verhökert Felle an Indianer. Reinhard Baumgart (1972): „Der Film erzählt sich, was täuschend einfach aussieht, so schlicht herunter wie die Strophen einer Ballade, und hört, auch nur zufällig, irgendwann auf, so etwas kann, wie alle Wachträume und Legenden, kein endgültiges Ende finden."

Sonntag, 7. 2.

21.25 Uhr. ZDF. Ragtime

Der Film (Szenenphoto) von „Amadeus"-Regisseur Milos Forman (USA, 1981) mit James Cagney, Brad Dourit und dem Schriftsteller Norman Mailer, der eine Randfigur darstellt, ist ein epischer Querschnitt durch das aufbruchgestimmte US-Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg, mit Lebensläufen von rund einem halben Dutzend Leuten. Gleichzeitig ist der Film, nach einem Bestseller von Edgar Lawrence Doctorow, eine US-Version des „Michael Kohlhaas": Dem schwarzen Ragtime-Pianisten Coalhouse Walker jr., der gerade auf dem Weg zu Wohlstand und Glück ist, wird sein nagelneues Auto von weißen Rassisten verschandelt. Wie im „Kohlhaas" sucht der Unterprivilegierte vergebens sein Recht gegen die weißen Widersacher, eine Horde irischstämmiger Feuerwehrleute, die „mit dem Nigger mal



eben ihren Spaß haben" wollten. Dabei geht nach und nach alles in Scherben, was dem Rechtsuchenden lieb und teuer ist. Als schließlich seine Braut totgeprügelt wird, weil sie dem Vizepräsidenten auf seiner Wahlkampagne eine Petition überreichen will, wird Coalhouse zum brandschatzenden Terroristen – wie sein brandenburgischer Ahne. Bittere Pointe des Buchs und des Films: Natürlich wird er von der amerikanischen Justiz gelinkt, die ihn genau in dem Moment abknallen läßt, als er sich ergeben will.

21.50 Uhr. ARD. t.t.t.

Themen des Kulturmagazins: Die Festung von Seebüll – der gestörte Zugang zum Maler Emil Nolde; Diskussion um Jud Süß; Zerstörung von Lanzarote.

HOHLSPIEGEL

Aus der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“: „Am Freitag nachmittag geschah etwas Eigenartiges. Es war genau 15.35 Uhr, als sich aus der Wolkendecke über Hannover haufenweise kleine weiße Teile lösten und auf die Stadt herabfielen. Viele Hannoveraner, die zunächst ratlos dieser Naturerscheinung beiwohnten, kamen schließlich zu der Einsicht, daß es sich um Schnee handeln müsse. Schnee besteht aus kleinen Kristallen, die beim Gefrieren des Wasserdampfs in der Luft entstehen, und war noch vor einem Jahr eine vertraute Erscheinung.“

△

Die Münchner „Abendzeitung“ zum Schutz vor Aids: „Möglichst wenige Sexualpartner, die man sehr gut kennt.“

△

Suche Bandwürmer
für meine dicken Patienten.
Chiffre 2611

Aus der „Medical Tribune“.

△

Wer kann mit ca. 1000 DM aushelfen? Bin Mutter v. ca. 3 Kd. Zuschriften unter Chiffre-Nr. 10035 an STADTANZEIGER

Aus dem Offenburger „Stadt-Anzeiger und Wochenblatt“.

△



Aus dem Programmheft „Kurbelkiste“.

△

Aus der Berliner „taz“: „Die Telephongebühren sollen unverändert bleiben. Als reine Spekulation wies ein Senatssprecher Berichte zurück, nach denen der Postverwaltungsrat demnächst über einen Zeitgeist für Ortsgespräche entscheiden werde. Änderungen stünden nicht zur Diskussion.“

RÜCKSPIEGEL

Der SPIEGEL berichtete . . .

. . . in Nr. 4/1988 OLYMPIA – „FESTIGUNG PRINZIPIELLER FEINDBILDER“ über eine offizielle Handreichung des DDR-Staatssekretariats für Körperkultur und Sport an die Funktionäre und Trainer der ostdeutschen Olympiamannschaft bei den Winterspielen in Calgary und druckte Auszüge aus dem Papier zur ideologischen Einstimmung der DDR-Sportler.

Bei der Vorstellung der Olympiamannschaft am vergangenen Donnerstag bezeichnete Manfred Ewald, Präsident des DDR-NOK, den Text als „provokatorische Erfindung“, die geeignet sei, „die olympische Atmosphäre zu vergiften“. Die Provokation stammt von den Professoren Siegfried Müller und Heinz Schwidtmann von der Deutschen Hochschule für Körperkultur in Leipzig und wurde als „vertrauliche Dienstsache“ in Heft 6/1987 des vom Staatssekretariat für Körperkultur und Sport herausgegebenen Informationsblattes „Theorie und Praxis Leistungssport“ einem kleinen Kreis von Funktionären und Trainern zugänglich gemacht.

△

. . . in Nr. 3/1988 AFFÄREN und 4/1988 PANORAMA über die Weichenstellungen von Franz Josef Strauß und Edmund Stoiber beim Privatfernsehen.

Vor den Münchner Landtagsausschüssen für Kulturpolitik und Recht prallten am Mittwoch letzter Woche Staatskanzlei-Chef Stoiber und die parlamentarischen Kritiker der amtlichen bayrischen Medienpolitik heftig aufeinander. Fast 90 Minuten lang bestritt Stoiber vehement die vom SPIEGEL berichteten „massiven politischen Eingriffe“ zugunsten der „tv weiß blau“-GmbH mit Strauß-Sohn Franz Georg als Teilhaber. Nicht Strauß oder er hätten „tv weiß blau“ konkurrenzlose Sendungen auf beiden Münchner Fernsehfrequenzen verschafft, behauptete Stoiber, sondern deren Einrichtung habe die Bayerische Landeszentrale für Neue Medien gewünscht. Er habe auch nicht die Ablösung des Münchner Postpräsidenten Alfred Meier veranlaßt; dieser Eindruck beruhe allenfalls auf mißverständlichen Formulierungen in einem Brief von ihm an Strauß. Die Abgeordneten von SPD und Grünen blieben in der vierstündigen Sitzung beim Vorwurf des „Machtmißbrauchs“. Klaus Warnecke (SPD) empfand einen „byzantinischen Beigeschmack“ der bayrischen Medienpolitik, in der die „Macht der Herrschenden mit den Interessen ihres Hofes vermischt“ würden. Für Hartmut Bäumer (Die Grünen) ist „selten so offen“ geworden, daß in Bayern „fast im Sinne des rumänischen Staatspräsidenten eine ‚Familienpolitik‘ betrieben“ werde.

EPSON. Der Unterschied.



Wie man sich im Markt der Drucker und Computer einen guten Namen macht, wollen wir hier einmal verraten.

Wir meinen, einen guten Namen erwirbt man sich am besten mit guten Ideen und herausragenden Produkten. Deshalb haben bei uns Forschung und Entwicklung einen hohen Stellenwert. Von Anfang an. Seit 1964 sind wir Schrittmacher und Marktführer für Computer-Drucker. Doch wir entwickeln und fertigen auch Disketten-Laufwerke, Festplatten-Speicher, LCD-Anzeigen, PCs und Hand-Held Computer. HX-20 und PX-4 wurden sogar „Computer des Jahres".



Genauso stolz wie auf diese innovativen Leistungen sind wir auf die Qualität, in der wir sie realisieren. Mit selbstentwickelten Präzisions-Robotern und besonders strenger Qualitäts-Sicherung: Das EPSON „Zero-Defects-System" umfaßt alle Fertigungsbereiche. Von der Konstruktion bis zur Endabnahme. Das garantiert Ihnen hohe Sicherheit und Leistungsfähigkeit. Die guten Gründe, weshalb Millionen Anwender unserem Namen vertrauen.





Technologie, die Zeichen setzt.

EPSON Deutschland GmbH · Zülpicher Straße 6 · 4000 Düsseldorf 11 · Telefon 0211/5603-0
Vertriebsbüro Hamburg: Telefon 040/441331-34 · Vertriebsbüro München: Telefon 089/917205-07

M. L. & S.

Der blend-a-med Unterschied:

Zahnfleischbluten.
Parodontose droht.

Kein Zahnfleischbluten.
blend-a-med beugt vor.

Was mit Zahnfleischbluten beginnt, kann mit Zahnausfall enden: Parodontose! Gut zu wissen, daß es eine Zahncreme gibt, die Zahnfleischerkrankungen wirksam vorbeugt: blend-a-med! Mit ihrer speziellen Zusammensetzung unterstützt blend-a-med die natürliche Schutzschichtbildung des Zahnfleisches. So bleibt es fest und gesund. Damit Sie auch morgen noch kraftvoll zubeißen können.

